

GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR



JASON DARK

HEXENWAHN



JOHN SINCLAIR 23 - Hexenwahn

Genehmigte Exklusivausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Augsburg

Copyright © by Bastei-Verlag, Bergisch Gladbach

Redaktion: Rainer Delfs und Peter Thannisch

Titelbild: Vicente Ballestar/Norma, Barcelona

Einbandgestaltung: Arts&Grafix Peter Heller, Augsburg

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Printed in Germany

Liebe Leserin, lieber Leser!

Willkommen zum neuen Band der WELTBILD Sammleredition! Auch diesmal habe ich für Sie drei Romane ausgesucht, die für die Entwicklung der Sinclair-Serie von großer Bedeutung sind.

In »Hexenwahn«, dem ersten Roman dieses Bandes, wird mit der Oberhexe Wikka eine Dämonin eingeführt, die zur großen Gegenspielerin John Sinclairs wird. Noch weiß John nicht, daß ihm durch Wikka einer der furchtbarsten Schicksalsschläge seines Lebens zugefügt wird.

Wikka will mit Gordon Schreiber, dem Hexer aus dem Roman »Die Seelenburg«, in London Hexenhochzeit feiern. Als Morgengabe will Gordon Schreiber seiner Braut Jane Collins als Opferüberreichen, mit der er sowieso noch eine Rechnung offen hat. John Sinclair, Bill Conolly und Suko müssen bis zum letzten kämpfen, um mit heiler Haut und als Sieger aus diesem Fall hervorzugehen und Jane Collins zu retten.

In den Romanen »Im Jenseits verurteilt« und »Asmodinas Todeslabyrinth« geht es der zweiten Frau aus Johns unmittelbarer Umgebung an den Kragen: Glenda Perkins, Johns hübsche schwarzhaarige Sekretärin, gerät in die Klauen eines Dämons und wird von ihm in eine Dimension des Grauens verschleppt. Dort wird sie von Maddox, dem Dämonenrichter, verurteilt und in Asmodinas Todeslabyrinth geschickt.

Mit allen Mitteln versucht John Sinclair, Glenda aus den Klauen der Teufelstochter Asmodina, die hinter diesem Anschlag steckt, zu befreien. Er bietet Asmodina den silbernen Nagel an, durch den Dr. Tod, der zu Asmodinas Feind wurde, schon einmal gestorben ist.

John Sinclair wird selbst in die Dimension des Grauens geschleudert. Er weiß, daß er Asmodina und ihren Kreaturen nicht trauen kann, dennoch setzt er sein Leben ein, um Glenda zu retten.

Nur wenige Romane wie diese um Jane Collins und Glenda Perkins spiegeln den starken Zusammenhalt der einzelnen Mitglieder des Sinclair-Teams so deutlich wider. Hier spürt der Geisterjäger, welche Bedeutung Jane Collins und Glenda Perkins in seinem Leben haben. Er weiß, daß er es sich in seinem Beruf nicht leisten kann, eine Frau fest an sich zu binden. Dennoch sind seine Gefühle für Jane Collins sehr stark - und auch für Glenda Perkins, was er sich jedoch wegen Jane Collins selbst nicht eingesteht.

Liebe Sinclair-Freunde, erleben Sie mit, wie John Sinclair um das Leben der beiden Frauen, die ihm am meisten bedeuten, kämpft und dabei der Höllentochter Asmodina die Stirn bietet, die selbst mit dem Rücken zur Wand steht, denn sie spürt, daß sie einen Sieg gegen John Sinclair und sein Team erringen muß, wenn sie nicht selbst das Opfer des Machtkampfes zwischen ihr und Dr. Tod werden will. Viel Spaß beim Lesen wünscht Ihnen

Jason Dark

HEXENWAHN

In den Augen des Mannes leuchtete ein fanatischer Glanz, als er langsam an den Schrank herantrat und seine Arme ausstreckte. Die Finger waren dabei gespreizt, und die Spitzen zitterten leicht, denn die Erregung des Mannes übertrug sich auf seinen gesamten Körper und ließ keine Stelle aus.

Endlich hatte er es geschafft. Er hatte lange geforscht und immer wieder Enttäuschungen einstecken müssen. Nun gab es kein Zurück mehr. Er hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht.

Seine Hände strichen über das dunkle Holz. Es war fast schwarz, und der Mann roch noch die scharfe Beize. Die Oberfläche des Schrankes, der etwa in Kopfhöhe an der Wand hing, glänzte matt. Oberhalb der kleinen zweiflügeligen Tür war jedoch ein Name zu lesen. Man hatte jeden Buchstaben in das Holz eingeritzt, und die Furchen waren mit dem Blut eines Menschen ausgemalt worden.

DEVIL

Nur dieses eine Wort stand dort. Devil hieß Teufel, und nichts anderes hatte der Besucher gewollt. Er brauchte den Teufel, so wie er ihn schon immer gebraucht hatte, denn erst durch den Satan war er zu Macht und Einfluß gelangt.

Noch fehlte etwas, damit er die Hochzeit vollziehen konnte.

Deshalb hatte er sich auch so bemüht, um den geheimnisvollen Schrank zu finden.

Nun stand er davor.

Die Türen waren glatt und verschlossen. Einen Schlüssel, um sie zu öffnen, besaß der Mann nicht. Doch da gab es eine alte Überlieferung, die besagte, daß sich die Tür öffnen würde, wenn ein schwarzmagisch Geweihter sein Blut für diesen Schrank spendete. Blut wollte der Mann gern geben. Wenn es sein mußte, alles. Denn er glaubte fest daran, daß er nicht sterben würde. Satan ließ keinen Diener im Stich.

Soviel Blut wurde überhaupt nicht benötigt. Es reichten bereits ein paar Tropfen. Der Mann griff in die Tasche und holte ein kleines Messer hervor. Für einen Moment blitzte die Klinge auf, als der Mann sie etwas hastig bewegte. Er zuckte nicht einmal zusammen und schaute nur auf seinen linken Zeigefinger, der von dem kleinen Messer getroffen worden war.

Blut quoll aus der Wunde.

Menschenblut ...

Blut für den Teufel!

Der Mann hob seinen linken Arm an und hielt ihn so hoch, daß das Blut nicht nur aus der kleinen Wunde, sondern auch auf den oberen Teil des Schrankes tropfen konnte.

Der erste Tropfen fiel. Er berührte das dunkle, matt glänzende Holz, und der Mann beobachtete mit Spannung, was geschah. Würde der Schrein das Opfer annehmen?

Es zischte. Plötzlich wölkte Dampf auf, und in den Dampf hinein fiel der zweite Tropfen. Wieder ein Zischen. Geruch von Schwefel und Verbranntem traf die Nase des Mannes. Dann löste sich der dritte Blutstropfen vom Finger.

Sieben mußten es sein.

Sieben Blutstropfen für den Teufel!

Und er bekam sie, während der Spender seine Hand hochhielt und mit zitternden Lippen mitzählte.

Der sechste - der siebte!

Es war geschehen.

Hastig zog der Mann seine Hand zurück. Er schüttelte sie.

Weitere Tropfen fielen aus der Wunde und zeichneten auf dem Boden ein rotes Muster.

Er hatte gespendet. Wenn der Satan seine Spende annahm, dann mußte jetzt etwas geschehen. Die Türen sollten sich öffnen, um ihm zu zeigen, wie ...

Die Gedankenkette des Mannes riß. Vom Oberteil des Schrankes lösten sich beißende Nebelschwaden, die den Schrank selbst von allen Seiten wie ein Tuch einhüllten. Sie bildeten einen regelrechten Kreis, der in der Luft stehenblieb und sich nicht weiter ausbreitete, so daß er an einen schützenden Ring erinnerte.

Noch blieb alles still. Es zitterte keine Tür. Der Mann hörte nicht das geringste Geräusch, das auf einen Erfolg hinweisen könnte. Hatte er sich verrechnet? War alles falsch gewesen? Waren seine Forschungen, sein langes Suchen, war dies alles umsonst? Nein, das durfte nicht sein, die Hexenhochzeit mußte stattfinden.

Niemand durfte sie stören, denn die Gegner waren zu stark geworden. Mit sicherem Instinkt hatten sie die Hexen aufgespürt, und sie wollten sie verbrennen.

Das Mittelalter kehrte zurück ...

Noch waren die Hexen nicht stark genug, aber Satan sollte ihnen die Stärke geben. Die konnte er nur dann wirklich geben, wenn sich die Tür öffnete.

Sie tat es!

Es begann mit einem leisen Knarren. Es war normalerweise kaum zu hören, der Mann vernahm es dennoch. Seine Blicke hingen gebannt an den beiden Türen, die so zitterten, als würde jemand an dem Schrank rütteln. Dann schwangen sie auf. Zuerst die von dem Blutspender aus gesehen rechte Tür. Als würden von innen Hände dagegen drücken und sie nach außen schieben, so sah es aus. Das geisterhafte Knarren verstärkte sich. Es war eine schaurige Begleitmusik.

Der Mann ballte die Hände. Seine Fingernägel gruben sich tief in das Fleisch der Handballen. Aufgeregt fuhr die Zunge über die spröde gewordenen Lippen. Die sonnenbraune Haut über seinen Gesichtsknochen wirkte wie straff gespanntes Leinen.

Ein Knall!

Mit einem heiseren Schrei fuhr der Mann zurück, als aus der Öffnung der Kopf einer Schlange fuhr. Grünlich schillernd mit einer langen Zunge, und der Mann spürte auf seiner Stirn, genau zwischen den Augen, einen scharfen Schmerz.

Er war nicht schnell genug gewesen. Die Schlange hatte ihn erwischt.

Der Mann taumelte zurück. Er hob seine Hände und preßte sie gegen das Gesicht. Noch immer rann aus der kleinen Wunde, die er sich selbst zugefügt hatte, das Blut. Es schmierte auf seiner Haut und gab ihm ein schauriges Aussehen.

Der hochgewachsene Mann mit dem dunkelbraunen, fast schwarzen Haar taumelte und drehte sich dabei im Kreis. Schwer machte ihm der plötzliche Biß der Schlange zu schaffen. Er spürte, wie ihm die Luft knapp wurde, ließ die Arme sinken und schnappte verzweifelt nach Sauerstoff, wobei er den Mund so weit aufgerissen hatte, wie es eben ging. Die Augen traten aus den Höhlen, und er spürte einen Druck im Kopf, so daß er das Gefühl hatte, sein Schädel würde jeden Augenblick auseinanderfliegen.

Er fiel. Schwer brach er in die Knie, hielt sich noch für einen

winzigen Moment und kippte nach vorn. Langsam, fast im Zeitlupentempo, wobei er sich nicht einmal wehtat.

Aus! schrie es in ihm. Du hast versagt! Es ist vorbei. Der Teufel hat dein Opfer nicht angenommen. Er hat dir nicht verziehen, daß du damals nicht ...

Nein, alles war anders. Es ging ihm plötzlich besser. Viel besser als zuvor. Das Gift der grünen Schlange änderte seine Wirkung und kehrte sie sogar ins Gegenteil um.

Der Mann fühlte sich wie aufgeputscht.

Als gewaltiger Strom drang die Kraft in seinen Körper.

Er richtete sich wieder auf, sein Gesicht verkantete, die Augen glühten voller Fanatismus, der Atem der Hölle wehte in ihm, der Teufel hatte sich seiner erbarmt.

Er war wieder wer!

Der Mann merkte überhaupt nicht, wie er auf die Beine gekommen war. Er stand plötzlich da und schaute den Schrank an. Und der war offen.

Ein paar Schritte brachten den Mann so weit an den Gegenstand heran, daß er ihn anfassen konnte. Vor allen Dingen wollte er hineinschauen. Und das tat er auch.

Das Innere des Schrankes sah so aus, wie es in den alten Büchern beschrieben worden war.

Die Rückwand war mit pechschwarzem Samt bespannt. Das mußte auch so sein, denn um so deutlicher hob sich dort das ziegenköpfige Gesicht des Satans in seiner blutroten Farbe ab. Der Teufel grinste den Mann an. Von der Schlange war nichts mehr zu sehen.

Dann begann der Teufel zu reden. Er zischte jedes Wort, und zwischen seinen stiftförmigen Zähnen drangen kleine, grüne Wolken hervor, die aber augenblicklich zerflatterten, als sie aus dem Hängeschränk quollen.

»Du hast die Probe bestanden«, sagte der Teufel. »Willkommen in meinem Reigen, Gordon Schreiber ...«

Der pechschwarze Jaguar sah aus wie ein zum Sprung geducktes Raubtier. Er parkte am Straßenrand. Die nächste Bogenleuchte befand sich mehr als dreißig Yards weiter, und ihr bläulich schimmerndes Licht erreichte nicht einmal mit seinen Ausläufern den Wagen.

Das Fenster an der Fahrerseite war einen Spalt heruntergelassen worden, so daß der Rauch des würzigen Zigarillos nach draußen abziehen konnte.

Es war kalt in dieser Nacht. Ein klarer Himmel spannte sich über London, und die Sterne blitzten wie kleine Diamantsplitter. Längst waren die Temperaturen unter den Gefrierpunkt gesunken, und mit Glatteis in den frühen Morgenstunden mußten die Autofahrer immer rechnen.

Hin und wieder glühte es in dem Wagen auf. Immer dann, wenn die Person an ihrem Zigarillo sog.

Sie paßte in dieses Fahrzeug, denn wenn man etwas suchte, mit dem man sie vergleichen konnte, dann mußte man wirklich an ein Raubtier denken. Allerdings an ein zweibeiniges.

Die Person hinter dem Lenkrad war eine Frau. Schwarz wie Kohle präsentierte sich ihr langes Haar, das genau über der Stirn einen Mittelscheitel zeigte. Ebenso schwarz waren auch die Augenbrauen, die glatt auf der hellen Haut wuchsen, wobei nur die Wangen mit den hochstehenden Knochen einen rosigen Schimmer zeigten. Die Pupillen erinnerten an dunkle Perlen auf weißen Kissen, die Nase war klein und vielleicht ein wenig zu breit. Unter der schmalen Oberlippe begann ein Mund, dessen Winkel einen zynischen Zug zum Kinn hin zeigten und ahnen ließen, daß mit dieser Person nicht gut Kirschenessen war.

Das stimmte auch, denn die Frau in dem dunkelblauen, eng anliegenden Kostüm war keine geringere als Wikka, die oberste aller Hexen auf der Erde.

Überall auf der Welt gab es Kulte und Vereinigungen, die nur ihr huldigten. Wikka war das Sinnbild aller Hexen. Sie betete man an, ihr wurde gehuldigt, und sie hatte es geschafft, die einzelnen Hexenclubs auf der Welt zu verbinden. Sie waren wie in einem gewaltigen Netz gefangen, in dessen Mittelpunkt Wikka wie die fette Spinne hockte und alles beobachtete.

Diesmal hatte sie der Weg nach London und damit zu einem Mann geführt, der sich seit einiger Zeit hier aufhielt und die Hexenclubs in der Stadt aktivierte. Der Zulauf zu diesen Clubs war in den letzten Jahren enorm gewachsen. Die Menschen hatten es einfach satt, nur seelenlose Maschinen einer Industriegesellschaft zu sein. In den Clubs wurden sie nicht so offen unterdrückt, dort konnten sie ihren Trieben frönen und Exzesse ausleben.

Wikka liebte so etwas. Sie brauchte dies. Je mehr Dienerinnen und Diener, um so stärker wurde ihre Macht, besonders jetzt, wo die Kraft der Teufelstochter Asmodina langsam aber sicher schwand. Wikka wollte ein Gegengewicht aufbauen, die Menschen sollten keine Ruhe finden, sie sollten wissen, an wen sie sich wenden konnten, wenn sie alles anwiderte. Der Teufel konnte jeden brauchen.

Wo es Licht gibt, da existiert auch Schatten. Wenn sich Wikka als das Licht bezeichnete, so apostrophierte sie ihre Gegner als die Schatten. Und leider gab es davon genug. Vor allen Dingen in London, wo nicht nur der Geisterjäger John Sinclair, ein Erzfeind des Bösen, lebte, sondern sich auch Menschen zusammengefunden hatten, die eine Gegenbewegung aufzogen.

Sie bezeichneten sich selbst als moderne Hexenjäger und verfolgten die Personen, die sie als angebliche Hexen erkannt hatten, mit unbarmherziger Härte. Das ging so weit, daß sie wie im Mittelalter Scheiterhaufen anzündeten, um die Hexen zu verbrennen. Dabei kamen auch Unschuldige um, aber einige Hexen hatten sie tatsächlich verbrannt. Bisher war dies alles nur im geheimen geschehen, und es hatte auch fast ein Jahr gedauert, doch nun war etwas an die Öffentlichkeit gedrungen, und die Polizei schaltete sich ein.

Das war in diesem Fall der Geisterjäger John Sinclair. Von ihm ging eine ebenso große Gefahr aus wie von den fanatischen Hexenjägern. Nur entsprachen Sinclairs Methoden dem geltenden Gesetz, während sich die eigentlichen Hexenjäger darum nicht scherten. Das alles wußte Wikka, und das war auch ihrem Freund Gordon Schreiber bekannt, einem Günstling des Teufels, der mit Wikka die Hexenhochzeit zelebrieren sollte.

Wikka war einverstanden, denn es schadete nicht, wenn ihr ein

Verbündeter zur Seite stand. Schreiber hatte Einfluß, er kannte den Jet-set, hatte allerdings schon eine Niederlage erlitten. Die verdankte er John Sinclair.

Der Geisterjäger und seine Freundin Jane Collins hatten ihn aus der Seelenburg vertrieben. Das vergaß Schreiber nie. Seit dieser Zeit verfolgte er die beiden mit glühendem Haß.

Er war auch deshalb nach London gekommen, um Rache an ihnen zu nehmen, vor allen Dingen an der blonden Jane Collins, die, wenn alles glattging, die Hexenhochzeit mitfeiern sollte. Allerdings als Blutopfer für den Teufel.

Dies waren Zukunftsgedanken, mit denen sich Wikka beschäftigte. Erst einmal mußte Gordon Schreiber den Schrein finden und ihn herbringen.

Als Wikka daran dachte, drehte sie den Kopf. Versteckt hinter den kahlen Bäumen eines großen Vorgartens lag das einsame Haus. Es hatte mal einem Adligen gehört, war dann verkauft worden und stand seit zehn Jahren leer. Niemand hatte sich für das Gebäude interessiert, das dennoch einen so kostbaren Schatz in sich barg wie den geheimnisvollen und doch mächtigen Teufelsschrein.

Wikka warf einen Blick auf die Uhr am mahagonigeäfelten Armaturenbrett.

Mitternacht war vorbei. Eigentlich mußte Gordon Schreiber den Schrank schon geöffnet haben. Daß etwas schiefgehen konnte, daran glaubte sie nicht. Schreiber war ebenso würdig wie sie, denn nur Würdige durften den Schrein öffnen.

Asche fiel vom Zigarillo und stäubte auf Wikkas Beine. Sie blies das Zeug weg, richtete sich wieder auf und tat nichts, als plötzlich mit einem Ruck die Beifahrertür aufgerissen wurde und ein Mann sich in den Jaguar warf.

Er hielt eine FN-Pistole in der Hand und drückte die Mündung gegen Wikkas Hals.

»Hab ich dich endlich!« zischte er voller Haß.

Wikka blieb ruhig sitzen. Sie verspürte keine Angst. Ihre Hände lagen auf dem Lenkradring. Sie hatte die Türen auch nicht verriegelt gehabt. Wer zu ihr wollte, der sollte ruhig kommen - wie dieser Mann, der ihr schon seit Tagen auf den Fersen war. Sie wußte sogar seinen Namen.

Clint Cannon hieß er, hatte früher mal als Filmschauspieler gearbeitet und war dann Privatdetektiv geworden, als seine Streifen nicht mehr gefragt waren.

Irgend jemand hatte ihm den Auftrag gegeben, Wikka zu beobachten. Da Cannon dafür bekannt war, einen Job schnell und kompromisslos auszuführen, hatte er sich sofort auf die Spur der Hexe gesetzt. Er war verbissen gewesen und hatte es tatsächlich geschafft, Wikka zu finden.

Und nun hockte er neben ihr. Mit einer geladenen Pistole, deren Mündung den Hals der Frau berührte.

»Was wollen Sie jetzt machen?« erkundigte sich Wikka. Sie blieb noch immer starr sitzen und schaute durch die breite, leicht gebogene Frontscheibe.

»Wenn du irgendwelche Tricks versuchst, werde ich dich umbringen, Hexe!«

»Ich verstehe.«

»Dann ist es ja gut.« Clint Cannon verzog das Gesicht, atmete heftig. Ein wenig ähnelte er dem Franzosen Belmondo, und bei manchen Frauen hatte er gute Chancen. Er stand in dem Ruf, mit Klientinnen ins Bett gestiegen zu sein, aber bei dieser Hexe würde er nie schwach werden.

»Wollen wir hier sitzen bleiben?«

»Nein«, erwiderte der Detektiv. »Du steigst mit mir zusammen aus. Dann gehen wir zu meinem Wagen ...«

»... und fahren zu Ihrem Auftraggeber. Stimmt's?«

»Genau.«

»Wer ist es denn?«

»Das wirst du noch früh genug erfahren. Auf jeden Fall ein Mann, der dich bestimmt nicht am Leben läßt.«

»Möglich.«

»Keine Angst?«

»Nein.«

Clint Cannon lachte. »Ach ja, ich vergaß, du bist ja eine Hexe.« Er zog die Nase hoch und drückte mit der Mündung fester zu. »Wo bleiben denn deine Fähigkeiten, Wikka? Wenn du tatsächlich eine Hexe bist, dann mußt du sie auch anwenden.«

»Laß dich überraschen.«

»Okay, Hexe, ich lasse mich überraschen. Aber wir spielen nach meinem Takt. Dreh dich jetzt vorsichtig zur Seite und steige aus. Eine falsche Bewegung, und ich jage dir die Kugel in den Schädel. Ich glaube kaum, daß du dagegen gefeit bist.«

»Wohl nicht.«

»Dann sind wir uns ja einig.« Clint Cannon grinste. Das hatte ja besser geklappt, als er dachte. Alles war wunderbar gelaufen. Er hatte mit stärkerem Widerstand gerechnet, um so mehr freute es ihn, daß alles so glatt über die Bühne lief. Er war sogar ungesehen bis dicht an den Wagen herangekommen, denn davor hatte er sich am meisten gefürchtet.

Wikka war nicht angeschnallt. Um jedoch an den Hebel der Tür zu gelangen, mußte sie sich ein wenig zur Seite beugen. Sie tat es langsam, damit der andere nur nicht auf falsche Gedanken kam. Cannon paßte auf. Keine Sekunde ließ er die Frau aus den Augen, die ihm den Rücken zuwandte und den Wagenschlag aufstieß. Weit schwang die Tür nach außen.

Kalte Luft strömte in den Wagen und vertrieb den letzten Rest des Zigarillorauchs. Unter dem Wagenhimmel war die kleine Lampe aufgeleuchtet, so daß ihr Licht jetzt das Innere erhellte.

Wikka verließ das Fahrzeug. Sie bewegte sich geschmeidig und stand kaum draußen, als Clint Cannon einen Befehl zischte. »Halt, nicht weiter! Bleib so stehen!« Die Hexe gehorchte.

An der linken Seite deckte sie die offenstehende Tür. Rechts war der Weg frei. Cannon warf einen schnellen Blick dorthin und sah einen schmalen Bürgersteig, der leer und verlassen war. Weiter hinten verlief er in der Dunkelheit, die sich wie das riesige Maul eines Drachens präsentierte.

Der Detektiv rutschte auf den Fahrersitz. Daß die Mündung der Waffe dabei immer auf den Rücken der schwarzhaarigen Wikka wies, war kein Zufall, sondern Können. Der Detektiv hatte Routine. Nicht umsonst zählte man ihn zu den besten Schnüfflern Londons.

»Geh einen Schritt vor!« befahl er der Hexe, als er auf dem Fahrersitz saß. »Und laß nur die Finger von der Tür. Den alten Trick kenne ich. Meine Kugel ist schneller. Du wirst es nicht schaffen, mir die Tür gegen den Kopf zu knallen.«

»Keine Bange. Zu so billigen Tricks greife ich nicht, mein Junge«

»Zu welchen dann?«

»Laß dich überraschen.« Nach dieser Antwort spürte Wikka die Mündung der Pistole in ihrem Rücken. Clint Cannon war ausgestiegen und stand hinter ihr.

»Nach rechts!« ordnete er an.

»Und wohin da genau?«

»Wir machen einen Spaziergang zu meinem Wagen. Er steht ein wenig weiter. Ich mußte sicher sein, daß du mein Kommen nicht bemerkst.«

»Vielleicht habe ich es.«

»Nein.« Clint Cannon lachte breit. »Dann hättest du anders reagiert, Hexe!«

Sie gingen hintereinander. Cannon hielt immer den nötigen Abstand, um sich nur nicht überraschen zu lassen. Er kannte die Spielregeln.

Wohl allerdings fühlte er sich auch nicht. Die Gegend war sehr einsam. Das Haus, vor dem der Jaguar geparkt hatte, war das einzige in der Nähe. Cannon wußte auch, daß die Hexe nicht allein unterwegs gewesen war. Sie hatte noch einen Begleiter, der sich im Haus befand, denn Cannon hatte ihn hineingehen sehen.

Wikka war gefährlich. Auch wenn ihr Gang, der wiegend und irgendwie erotisch wirkte, darüber hinwegtäuschen konnte. Clint Cannon ließ sich nicht beirren. Er hatte diese Hexe genau studiert und wußte, wie er sie einzuordnen hatte.

»Sie machen einen Fehler«, sagte Wikka plötzlich.

»Das lassen Sie mal meine Sache sein.«

»Wirklich!« Die Hexe blieb stehen.

»Weitergehen!« zischte der Detektiv.

Wikka kümmerte sich nicht um den Befehl. Sie drehte sich sogar um. Deshalb stieß der Lauf der Pistole nicht in ihren Rücken, sondern in den Magen.

»Du gehst weiter, Hexe!«

Da lächelte Wikka. »Bis jetzt habe ich das Spiel mitgemacht. Denn irgendwie mag ich dich, Detektiv. Nun ist es aus. Ich habe keine Lust mehr, durch dich meine Pläne gefährdet zu sehen. Entweder stellst du dich auf meine Seite, oder du stirbst!«

Nach dieser Drohung war es einen Moment still zwischen den ungleichen Personen.

Cannon spürte nur die Kälte, die langsam ihren Weg durch seine Kleidung fand. Der Atem dampfte vor seinem Mund. In seinen Augen blitzte es.

»Nun?« fragte Wikka. »Wie hast du dich entschieden, mein Freund?«

»Geh weiter!«

»Du stellst dich also nicht auf meine Seite?«

»Nein.«

»Dann bist du an deinem Tod selbst schuld, Detektiv«, erwiderte die Hexe. »Schau mich an!«

Das tat Clint Cannon tatsächlich. Er blickte der Hexe ins Gesicht und sah in ihre Augen.

Augen? Waren das wirklich Augen? Clint Cannon kamen sie nicht so vor. Nein, das waren keine Augen, sondern gefährliche Löcher, dunkle Höhlen, tief, unergründlich. Pechschwarze Perlen aus einem verwunschenen Reich. Augen, die ihn anzogen, die ...

»Ja, komm näher ...« Wie aus weiter Ferne vernahm Clint die Stimme der Hexe.

Verdammt, er wollte doch nicht. Nein, sie war sein Feind. Er durfte sich nicht einlullen oder hypnotisieren lassen. Er mußte diese Hexe seinem Auftraggeber bringen, das war er ihm schuldig. Er durfte sich jetzt nicht fertigmachen lassen.

Er hob den rechten Arm und drehte gleichzeitig seinen Kopf, weil er nicht mehr in die Augen schauen wollte.

Da sah er das Unfaßbare. Aus ihren Haaren knapp oberhalb der Ohren waren plötzlich Schlangen gewachsen.

Zwei fingerdicke, grün schillernde Schlangen, die sich dem Detektiv entgegenringelten, vorstießen und zubissen.

Die rechte Schlange erwischte ihn zuerst. Ihr Biß riß seine Wange auf.

Der Detektiv zuckte zusammen. Er spürte noch den kurzen, stechenden Schmerz und fiel zur Seite, genau mit dem Gesicht der anderen Schlange entgegen.

Wieder ein Biß.

Clint Cannon brach in die Knie. Er streckte seine Arme aus, als

wollte er sich an Wikka abstützen. Die dachte nicht daran, ihm das Sterben zu erleichtern. Sie trat kurzerhand einen Schritt zurück und begann zu lachen.

Clint Cannon fiel auf die Knie. Der Aufprall war verflucht hart. Er spürte ihn bis in den letzten Winkel seines Gehirns. Vor seinen Augen zuckten Sterne auf. Blitze, die Zickzack fuhren und irgendwo einschlugen. Das Pflaster des Bürgersteiges, auf dem eine dünne, helle Reifschicht lag, drehte sich vor seinen Augen. Es wurde zu einem rasenden Wirbel, in den etwas hineintropfte. Von seinem Kopf!

Blut und Haut.

Sie bildeten ein Gemisch, fielen einfach ab und blieben liegen.

Nei! Es war ein letzter, verzweifelter, aber auch stummer Aufschrei in seinem Innern. Danach war es um Clint Cannon, den Privatdetektiv, endgültig geschehen.

Lang fiel er auf den Bürgersteig und blieb liegen.

Wikka stand neben ihm. Sie sah aus wie immer. Die beiden Schlangen hatten sich wieder zurückgezogen. Sie und die Augen waren ihre gefährlichsten Waffen, denn Wikka verdankte dem Teufel persönlich, daß sie sich auf diese Art und Weise so gut wehren konnte.

Das Lächeln auf ihren Lippen war breit und zeigte all die Verachtung, zu der Wikka fähig war. »Narr!« flüsterte sie, wobei sie auf die Leiche schaute. »Verfluchter Narr. Du hättest mitmachen sollen.«

Dann drehte sie sich um, weil sie hastige Schritte hörte. Gordon Schreiber lief herbei. Er atmete heftig und ruderte während des Laufens mit den Armen.

Neben Wikka blieb er stehen. Er blickte zuerst sie an, dann den Toten auf dem Bürgersteig. »Wer ist das?«

»Ein Detektiv, der mich schon lange verfolgt. Wahrscheinlich gehört er zu den Hexenjägern.«

»Du hast ihn erledigt?«

»Natürlich.«

»Das war gut. Der Knabe hätte uns verdammt das Konzept verdorben.« Gordon Schreiber bückte sich. »Weißt du, für wen er gearbeitet hat?«

»Nein, er hat nichts gesagt.«

»Das ist natürlich dumm.« Schreiber blieb in der Haltung. Er faßte den Toten an der Schulter und wälzte ihn herum, so daß er auf dem Rücken zu liegen kam.

Ein normaler Mensch wäre zurückgezuckt, hätte er das Gesicht des Mannes gesehen. Es war nur noch eine blutige Masse, nicht mehr menschlich zu nennen. Schreiber aber interessierte es nicht. Seine Hände glitten unter die pelzgefütterte Jacke, und die Finger tasteten sich bis zur Innentasche vor. Wahrscheinlich trug dieser Mann Papiere bei sich, und vielleicht ließ sich auch irgendein Hinweis auf den Auftraggeber finden.

Schreiber holte die Brieftasche hervor. Er kam wieder in die Höhe und klappte sie auf.

Ein Ausweis und das Bild eines Mädchens fielen ihm in die Hände. Beides interessierte ihn vorerst nicht. Viel wichtiger war ein schmaler Brief, dessen weiße Papierkante aus einem Fach in der Brieftasche hervorlugte.

Mit spitzen Fingern zog ihn Schreiber hervor. Er schaute sofort auf den Absender und öffnete erst dann den Umschlag.

Geld fiel ihm in die Hände. Ein paar Hundert-Pfund-Noten.

Mehr allerdings nicht.

»Wie heißt er?« fragte Wikka.

»Harold Doyle!«

»Was?«

»Ja, dieser Kerl hat für Harold Doyle gearbeitet, meine Liebe. Jetzt wissen wir mehr.«

»Doyle also.«

Überrascht schaute Schreiber die Hexe an. »Das hört sich an, als würdest du ihn kennen.«

»Möglich. Doyle ist ziemlich mächtig. Er hat Einfluß in der Politik und steht sehr auf der rechten Seite. Zudem ist er Grundstücksmakler und besitzt ein großes Vermögen.«

»Aber was hat er gegen uns?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Wikka. »Wir werden es jedoch herausfinden.« Sie warf ihre langen Haare zurück, damit ihr Scheitel wieder ordentlich lag. »Jetzt etwas anderes. Hast du den Schrein gefunden, Gordon?«

Schreiber nickte heftig. »Ja«, sagte er. »Ich habe ihn gefunden. Er ist wunderbar. Das Gesicht des Teufels schimmert auf schwarzem Samt. Eine Schlange kam hervor und hat mich gebissen, aber ich starb nicht und wurde auch nicht verletzt. Im Gegenteil, alles wurde viel anders und sogar besser.«

»Das ist ja wunderbar«, entgegnete Wikka. »Dann bist du der richtige Partner.«

»Hattest du daran gezweifelt?«

Die Hexe schob die Unterlippe vor. »Ein wenig schon. Ich brauchte hundertprozentige Gewißheit, denn der Kampf gegen die Hexenjäger wird ungemein viel Kraft kosten. Erst wenn wir London von unseren Feinden gesäubert haben, können wir daran-gehen, unsere Machtposition aufzubauen.«

»Zählst du da auch Sinclair hinzu?«

»Ja. Ihn und auch deine spezielle Freundin Jane Collins, um die wir uns als nächste kümmern. Sie hat dir nicht umsonst eine Niederlage beigebracht.«

»Nein«, erwiderte der Mann, »das hat sie wirklich nicht. Dafür wird sie auch das Opfer sein, das bei unserer Hochzeit stirbt.« Wikka lachte. »So ist es richtig, mein Lieber. Genau ...«

»Schuldig«, sagte der erste.

»Schuldig.« So sprach auch der zweite.

Der dritte und vierte stimmten jeweils zu. Und auch der fünfte Vermummte zögerte nicht.

Vermummt waren sie alle.

Sie trugen lange, rote Kutten. Aus dem gleichen Material und von der gleichen Farbe waren auch die Kapuzen, die ihre Gesichter bedeckten. Nur Löcher für ihre Augen und Mund waren zu sehen, ansonsten verdeckten die Kapuzen ihre Köpfe völlig. Das hatte seinen Grund. Sie wollten nicht erkannt werden, denn sie gehörten dem geheimnisvollen und verbotenen Club der Hexenjäger an. Es waren die fünf Männer, die Londons Hexen jagen und verbrennen wollten.

Irgendwie erinnerten sie in ihrer Verkleidung an die Mitglieder des Ku-Klux-Klan, der in den Staaten immer mehr Auftrieb und

neue Mitglieder gewann. Nur trugen diese Männer hier in London keine weißen Kutten, sondern dunkelrote wie ihre großen Vorbilder aus den Zeiten der Inquisition.

Sie hatten den Club schon vor einiger Zeit gegründet und trafen sich immer heimlich. Es waren abgelegene Orte und Plätze in der Riesenstadt London. Davon gab es noch zahlreiche, auch wenn das kaum zu fassen war bei so einem Bevölkerungspotential.

Für diese Nacht hatten sie sich einen Schrottplatz ausgesucht. Er lag in Southwark, nicht weit von den Hafenanlagen entfernt. Aber er diente nicht nur als Schrottplatz, sondern auch als Müllkippe. Das war zu riechen.

Auf Müllkippen kohlte und kokelte immer etwas. Der Wind trieb den beißenden und streng riechenden Rauch auf die Männer zu. Die Hügelspitzen der hohen Abfallhaufen waren in zitternde Wolken gehüllt, die aus dem Innern hochstiegen.

Über ihnen lag ein klarer Nachthimmel. Es war kalt, und es würde Frost geben. Die fünf Vermummten waren unter ihren blutroten Gewändern dick angezogen. Im Gegensatz zu dem Mädchen, um das sie einen Kreis gebildet hatten.

Sie war vielleicht neunzehn oder zwanzig Jahre alt und lag am Boden. Ihr Gesicht zeigte Spuren von Schlägen, die Haut war aufgeplatzt, und die Kleidung hing nur noch in Fetzen am Körper herab.

Sie hieß Celia und sollte eine Hexe sein, das hatten die fünf Vermummten beschlossen. Sie bezeichneten sich als den harten Kern der Hexenjäger und waren dabei, ihre verbrecherische Organisation weiter auszubauen.

»Schuldig für den Scheiterhaufen!« Die Stimme hinter der Kapuze klang dumpf, und die anderen vier Männer nickten, während das auf dem Boden sitzende Mädchen angstvoll in die maskierten Gesichter starrte.

Endlich faßte sie sich ein Herz. »Ihr - ihr wollt mich verbrennen?«

»Ja?«

»Aber was habe ich euch denn getan?« schrie Celia.

»Du bist eine Hexe«, erwiderte der Sprecher mit seiner dumpfen Stimme.

»Nein!« Das Mädchen schrie, wollte aufspringen, als drei Füße vorzuckten, sich auf ihren Körper stellten und sie zu Boden drückten.

Wimmernd sank sie zusammen.

»Du bist eine Hexe«, wiederholte der Anführer drohend. »Wir haben dich lange genug beobachtet. Du hast dich heimlich mit anderen getroffen und den Teufel angebetet. Du hast Kirchen geschändet und entweiht. Es bleibt nur der Scheiterhaufen, der für dich bereits aufgebaut ist.«

»Nein, nicht. Es war doch ganz anders ...!«

Der Sprecher schüttelte den Kopf. »Wir irren uns nie, denn wir haben in London den Hexen den Kampf angesagt. Ich weiß, daß Wikka zurückgekehrt ist und ihre Anhänger sucht. Auch du fällst darunter, und deshalb wirst du sterben. Es ist eine Warnung für sie, sich nie mehr in die Angelegenheiten der Menschheit zu mischen. Wir räumen auf mit euch Hexenpack!«

Celia schüttelte den Kopf. Tränen schossen aus ihren Augen. Sie schnappte nach Luft und preßte ihre Hand gegen die Brust. »Ihr irrt euch!« flüsterte sie. »Ihr wollt eine Unschuldige verbrennen! Ihr seid Mörder. Mörder!« schrie sie.

Ein Fußtritt warf sie zurück. Blut schoß aus ihrer Nase, und der Schrei erstickte.

»Noch nie haben wir uns geirrt. Wir kennen euch Hexen, und wir werden nicht nachlassen, euch zu vernichten. Und zwar endgültig für alle Zeiten. Packt sie!«

Auf diesen Befehl hatten die vier übrigen Männer nur gewartet. Alle hatten sie das Mädchen schuldig gesprochen, und sie wollten, daß die Hexe endlich brannte.

Kräftige Hände packten zu und rissen Celia auf die Beine. Selbst halten konnte sie sich nicht. Ihre Knie knickten ein, und sie mußte von den Männern gestützt werden.

Eine Chance zu entkommen gab es für sie nicht. Acht Hände hielten sie fest, und der Anführer dieses Mörderclans schritt voraus. Er würde auch den Scheiterhaufen anzünden, den sie bereits vor Stunden aufgebaut hatten.

Sie hatten auch den Weg zuvor ausgekundschaftet. Zwischen den Bergen aus Blech und abgewrackten Fahrzeugen fanden sie

einen schmalen Pfad, der sie ihrem Ziel näher brachte.

Es lag dort, wo sich der Teil der Müllkippe befand, die den Abfall der Großstadt aufnahm. Es war ein Lagerplatz, und jenseits davon befanden sich die Verbrennungsanlagen, wo der Müll verbrannt wurde. Mit der freigewordenen Energie trieb man die Turbinen eines Kraftwerks an, und so ging keine Energie verloren.

Es war schon ein extremer Gegensatz. Auf der einen Seite die moderne Verbrennungsanlage, auf der anderen der Scheiterhaufen, ein Relikt des späten Mittelalters, als Tausende von Frauen verbrannt wurden, weil man in ihnen Hexen sah.

Diese schlimme Zeit war nun zurückgekehrt. Hexenwahn in London. Da hatten es finstere Gestalten geschafft, sich Hexenjäger zu nennen und zahlreiche Menschen aufzuwiegeln, denn auch in einer Zeit der Technik und des relativen Überflusses waren die primitiven Gefühle und Triebe der Menschen nach wie vor existent. Man brauchte sie nur zu wecken, und es gelang einigen Leuten sehr gut, diesen Haß an die Oberfläche zu spülen.

Nicht umsonst hatte der Hexenjägerclub immer mehr Zulauf bekommen. Flüsternd hatte es sich herumgesprochen, und zahlreiche Frauen oder Mädchen, die nicht der Norm entsprachen, die man sich vorstellte, hatten Angst.

Natürlich gab es die echten Hexen. Aber sie hielten sich verborgen. Es starben zumeist Unschuldige. Die Polizei hatte schon zweimal Frauenleichen aus der Themse gefischt und bei ihnen Hinweise gefunden, daß die Frauen ihren Tod gefunden hatten, weil sie angeblich Hexen waren.

Die Scheiterhaufen werden leuchten ...

So lautete der Wahlspruch der Hexenjäger, und in dieser Nacht wollten sie damit beginnen.

Celia sollte die erste sein!

Apathisch hing das Mädchen im Griff der vier Männer.

Den Widerstand hatte Celia längst aufgegeben. Sie wußte, daß sie den Häschern nicht entkam, die bewiesen hatten, daß sie weder Gnade noch Erbarmen kannten.

Die fünf Männer und ihr Opfer hatten jetzt den eigentlichen Schrottplatz hinter sich gelassen und gelangten auf den Teil, wo sich der Abfall zu Bergen türmte.

Ein widerlicher Geruch schwebte über diesem Paradies der Ratten. Hier fanden die Tiere ihre Nahrung, denn die Menschen warfen vieles weg, von dem sie satt werden konnten.

Der Weg wurde etwas breiter.

Am Himmel leuchtete das kalte Licht der Sterne. Dazwischen stand wie gemalt ein Halbmond. Fahl sah er aus, und es schien, als würde er die vier Männer bei ihrem grausamen Tun beobachten.

Der Scheiterhaufen! Auch Celia konnte ihn sehen. Wie ein Denkmal aus einer längst vergessenen Zeit stand er vor einem hohen Berg aus Müll, in dessen Innern es Schmelzbrände gab. Der Qualm fand immer einen Weg, sich durch zahlreiche Ritzen und Spalten nach oben zu winden, so daß über dem Berg eine Dunstwolke lag.

Ein Pfahl ragte aus dem Scheiterhaufen. Bei Beginn der Dunkelheit hatten ihn die fünf Männer in die Erde gerammt, Reisig und Papier um ihn herum deponiert und auch sehr trockenes Holz. Er würde sofort Feuer fangen, wenn die ersten Flammen aufleckten.

Celia stemmte sich mit beiden Hacken in den hier weichen Boden. Der Scheiterhaufen, der zu ihrem Grab werden sollte, flößte ihr eine ungeheure Angst ein. Sie schüttelte den Kopf, ihre Augen wurden groß, und mit gellender, sich überschlagender Stimme schrie sie: »Ich will nicht! Nein, das könnt ihr nicht tun! Das ist ...« Der Schlag mit dem Handrücken traf ihren Mund, und Celia verstummte.

»Weiter!« befahl der Anführer mit dumpfer Stimme.

Die vier Gefolgsleute rissen das Mädchen vor. Es weinte nur noch. Ihr Körper zuckte unter dem krampfhaften Schluchzen. Zum erstenmal wurde es ihr richtig bewußt, daß dies kein Spiel oder ein Spaß war. Die Hexenjäger machten ernst. Sie wollten sie tatsächlich verbrennen.

Eine Unschuldige!

Die Männer hatten zuvor den Platz vor dem Scheiterhaufen leerräumt. Kein störendes Hindernis lag ihnen mehr im Weg. Bis zum Pfahl hatten sie ebenfalls eine Gasse geschaufelt, damit ihnen das Reisig und das Holz nicht im Wege war und an ihren Kutten zerrte, wenn sie auf den Pfahl zuschritten.

»Bindet sie fest!« Der vermummte Anführer war stehengeblieben, hob seinen Arm, ließ ihn wieder fallen und streckte einen Finger aus, wobei er auf den Pfahl deutete.

Zwei Männer traten zurück. Auch gegen die beiden anderen kam Celia nicht an. Sie wehrte sich zudem kaum. Die Vermummten schleiften sie an den Pfahl.

Unheimlich sahen sie aus. Und es wirkte gespenstisch, wie diese Vermummten das wehrlose Mädchen auf den Pfahl zuschleiften. Einer hielt schon die Stricke bereit, während der andere Celia an den Pfahl drückte.

Sein Kumpan trat augenblicklich in Aktion. So rasch es ging, wickelte er den Strick um den Körper des erbarmungswürdigen Mädchens. Er zog ihn sehr fest, denn Celia konnte sich vor Angst und Entsetzen nicht allein auf den Beinen halten. Sie wäre nach vorn gekippt, wenn die Stricke sie nicht gehalten hätten.

Aber ihre Mörder wollten es so machen wie vor Hunderten von Jahren. Aufrecht an einen Pfahl gebunden sollte Celia sterben. Als Hexe verbrennen ...

»Ich warte schon auf deine Schreie, du Hexe!« brüllte der Anführer. »Du wirst nie mehr mit dem Satan buhlen, denn der Wind wird deine Asche in alle Himmelsrichtungen wehen. Der Teufel erleidet auch durch dich eine Niederlage!«

Noch einmal hob das Mädchen den Kopf. »Nein!« schrie es. »Das könnt ihr nicht machen. Ich bin unschuldig!«

»Das sagen sie alle!« Die Männer kannten kein Erbarmen. Die Hexe sollte und sie würde auch brennen.

Der Anführer hatte sich etwas abseits gestellt. Seine Kumpane bildeten vor dem Reisighaufen einen Halbkreis. Sie waren still geworden, kein Laut drang unter ihren Kapuzen hervor. Gespannt beobachteten sie ihren Meister, wie er sich bückte und aus dem Reisig einen besonders langen Ast hervorholte. Dann griff er in die Tasche, zog ein Sturmfeuerzeug heraus und einen alten Lappen, den er um die Spitze des Stabes wickelte.

»Das Benzin!«

Dieser Befehl galt einem der Männer. Der Vermummte drehte sich um und ging ein paar Schritte zurück. Schon vorher hatten die Männer hier einen Kanister abgestellt. Er bestand aus grauem

Kunststoff und war bis zum Rand mit Benzin gefüllt.

Der Mann wußte genau, was er zu tun hatte. Er trat bis an den Reisighaufen vor, löste die Verschlußkappe und kippte den Kanister so, daß das Benzin ausfließen konnte.

Deutlich war in der Stille das Gluckern zu vernehmen. Das Benzin fand seinen Weg, rann aus der Öffnung, und Celia beobachtete aus weit aufgerissenen Augen die Vorbereitungen zu ihrem Tod.

Schon stiegen die ersten Dämpfe hoch. Der Wind trieb sie direkt auf sie zu. Sie nahm den scharfen Geruch wahr und wußte, daß auch die Flammen vom Wind in ihre Richtung gedrückt werden würden.

Celia bäumte sich in ihren Fesseln auf. Das Gesicht war verzerrt. Eine ungeheure Angst leuchtete in ihren Augen. Greifbar nahe befand sich der Tod schon vor ihr.

Sie sollte als Hexe sterben. Dabei war sie keine Hexe. Andere waren es. Sie kannte sie, wußte sogar, wer die beiden Anführer waren, aber die Hexenjäger glaubten ihr kein Wort.

Sie wollten sie lodern sehen.

Der Kanister war leer, und der Vermummte trat zurück. Er hatte das Benzin gut verteilt.

»Alles klar!« meldete er.

Der Anführer hielt sein Feuerzeug noch in der Hand. Er drehte mit dem Daumen an einem Rädchen, ein Funke spritzte auf und entzündete das aus der Düse strömende Gas.

Klein war die Flamme, nicht größer als die Hälfte eines Fingers. Doch aus ihr sollte ein gewaltiger Feuersturm werden, wenn es nach dem Willen der Vermummten ging. Der Anführer hielt die Flamme gegen die umwickelte Spitze des Holzstabes. Ein kurzes Flackern, das Glühen des Stoffs, dann hatte er Feuer gefangen. Die Hexenjäger standen stumm. Ihre Gesichter waren dem Reisighaufen und dem Pfahl zugewandt, der in wenigen Sekunden nur noch eine lodernde Flammenhölle sein sollte.

Langsam trat der Vermummte vor. In der rechten Hand hielt er den brennenden Ast.

Celia wimmerte. »Nein - nein ...« Sie schüttelte den Kopf, formte die Worte und sank apathisch in ihren Fesseln zusammen.

In diesem Augenblick schleuderte der Anführer den brennenden Ast in den Reisighaufen. Es gab ein puffendes Geräusch, und im nächsten Moment zuckte eine lange Feuerwand hoch, die sich wie ein Vorhang zwischen das Mädchen und die Vermummten legte ...

VERBRENNT DIE HEXEN!

Mit diesen Schmierparolen auf Hauswänden und öffentlichen Gebäuden hatte es angefangen. Vielleicht vor zwei Monaten. Auch ich hatte diese Parolen gelesen und darüber mit meinem Chef, Superintendent Sir James Powell, geredet.

Damals war noch nichts geschehen. Ich hatte andere Fälle zu bearbeiten, aber Sir James hatte mir versprochen, etwaige Aktivitäten genau zu verfolgen.

Das war geschehen.

Und nun steckten wir schon mitten drin. Wie ein Feuer hatte sich dieser Hexenwahn ausgebreitet und selbst uns überrascht.

Wir - das waren Suko, Bill Conolly und ich. Vor allen Dingen war es Bill, dem Reporter, zu verdanken, daß wir überhaupt etwas erfahren hatten.

Bill hatte sein Ohr am Pulsschlag der Stadt. Er hörte viel, er sah viel, und er konnte auch Zusammenhänge erfassen. Zudem kam er noch viel herum, das heißt, seine Frau Sheila und er mußten hin und wieder gesellschaftliche Verpflichtungen übernehmen, denn Sheila als Konzernerin stand oft genug im Rampenlicht, obwohl sie die Geschäfte in die Hände fähiger Manager gelegt hatte.

Auf einer dieser Parties hatte der Reporter zuerst ein Gespräch belauscht und war dann mit hineingezogen worden. Mehrere Männer unterhielten sich über Hexen. Man sprach erst allgemein über die Hexenverbrennungen im Mittelalter, doch nach und nach kam man zum Kernpunkt der Sache. Auch im heutigen London sollte es Hexen geben. Und zwar wurden sie angeführt von einer Hexe namens Wikka, die sich selbst als die Hexenkönigin oder oberste Hexe auf der Welt bezeichnete. Ihr unterstanden sämtliche Hexenclubs, deren Mitglieder weiß Gott nicht aus den unteren Bevölkerungsschichten kamen, sondern aus den Schichten, die auf

den Shilling nicht zu schauen brauchten. Reiche und Tagträumer, die ihr sattes Leben leid waren, wollten etwas erleben und schlossen sich den Hexenclubs an.

Ein Mann hatte sich besonders in seinem Haß gegen die Clubs hervorgetan. Bill kannte auch den Namen. Es war ein bekannter Makler, der seine Frau an einen Hexenclub verloren hatte. Harold Doyle hieß der Mann, und er stimmte dafür, daß die Clubs ausgemerzt wurden, und zwar wie in vergangenen Zeiten.

Die anderen hatten darüber gelacht. Bill erlaubte sich nicht einmal ein Lächeln, aber er hatte jedes Wort des Mannes registriert und vergaß nichts.

VERBRENNT DIE HEXEN!

Als Bill Conolly diese Parolen las, da wußte er sofort Bescheid. Natürlich hatte er mich als Anlaufadresse, und nachdem wir endlich Zeit gefunden hatten, konnten wir uns dem Problem näher widmen.

Mit Hexen hatte auch ich meine Erfahrungen gesammelt. Zum Beispiel in der Seelenburg, einem gewaltigen Kastell, das inmitten der Schweizer Berge lag. Hier kämpfte ich gegen vier Hexen und gegen einen Mann namens Gordon Schreiber, der allerdings entkommen war. Suko und ich hatten Jane Collins, die Privatsekretärin des Gordon Schreiber - diesen Job hatte Jane angenommen, um ihm auf die Spur zu kommen -, aus den Klauen des Mannes schwerverletzt gerettet. Es lag auf der Hand, daß Gordon Schreiber wußte, wem er die Niederlage verdankte. Jane Collins nämlich, und beide wiederum glaubten wir, daß sich Schreiber irgendwann rächen würde.

Hexen in London.

Gleichzeitig eine Gegenbewegung.

Bei den Hexen war Wikka die Frau im Hintergrund, wie ich erfahren hatte, aber konnte nicht auch Gordon Schreiber mitmischen? Einen Beweis für diese Theorie hatte ich bisher noch nicht, aber wir standen erst am Beginn.

Es war schwer gewesen, überhaupt mit den Hexenclubs oder deren Feinden Kontakt aufzunehmen. Da Suko und ich uns als offizielle Yard-Beamte zurückhalten wollten, hatten wir Bill Conolly vorgeschickt. Der Reporter erinnerte sich noch gut an das

Gespräch mit Harold Doyle, doch er lief bei ihm auf Granit.
»Vergessen Sie das, was ich gesagt habe. Es war nur ein Spaß!«
Mehr wollte Doyle zu diesem Thema nicht sagen, obwohl Bill sicher war, daß er einiges wußte.

Der Reporter ließ nicht locker. Auf der anderen Seite forschte auch Scotland Yard. Sir James Powell, der Superintendent und ein Meister im Organisieren, hatte durch V-Leute und Spione herausgefunden, daß in den letzten zwei Monaten mehrere Hexenclubs gegründet worden waren.

Und ein Name geisterte durch alle Clubs.

Wikka!

Sie stand an der Spitze, und sie mußte man erledigen, wenn etwas zerschlagen werden sollte. Aber die Clubs hielten zusammen. Vor allen Dingen waren ihre Mitglieder zum Schweigen verpflichtet worden. Da es zudem die Hexenjäger als Feindgruppe gab, dachten die einzelnen Mitglieder nicht im Traum daran, auch nur den Mund aufzumachen. Deshalb mußten wir uns an die Hexenjäger halten.

Das hatten wir geschafft.

Vor allen Dingen hatte sich Bill Conolly stark hervorgetan. Ihm war es in der Tat gelungen, seine Beziehungen so spielen zu lassen, daß er an einen Kontaktmann herankam, der enger mit den Hexenjägern zu tun hatte.

Geld verdirbt zwar den Charakter, heißt es, aber manchmal ist es gut, wenn man Geld besitzt. So wie in Bills Fall. Es hatte ihn einen großen Schein gekostet, bevor der Mitläufer, ein Arbeitsloser, den Mund aufmachte.

Er habe da etwas von einer Verbrennung läuten gehört. Außerdem seien zwei Hexen schon in der Themse ertänkt worden. Als Bill konkreter nachhakte, wußte der Mann auch nicht mehr viel. Er konnte nur noch einen Schrott- und Müllplatz irgendwo in London erwähnen. Daraufhin schaltete Bill sich mit dem Yard kurz. Sir James stellte Beamte ab und ließ heimlich Schrottplätze überwachen. Zusätzlich wurden auch Nachtwächter vergattert, die Augen aufzuhalten.

Nach zwei Wochen endlich kam die Meldung. Auf einem Schrottplatz in Southwark, direkt an der alten Müllkippe, war über

Nacht ein Scheiterhaufen errichtet worden.

Die Meldung elektrisierte nicht nur Bill Conolly, sondern auch Suko und mich, denn inzwischen befaßten wir uns auch ein wenig mit dem Fall. Nun hatten wir die erste Spur, und sie war verdammt heiß, wie wir festgestellt hatten. Fünf Männer hatten sich auf dem Schrottplatz getroffen. Vermummte Gestalten in langen Gewändern und mit Kapuzen über den Köpfen. Die Gewänder waren von roter Farbe, sahen allerdings in der Dunkelheit eher schwarz aus.

Leider hatten wir nicht genügend Zeit gehabt, uns das Gelände zuvor genau anzusehen. Als wir endlich eintrafen, waren die anderen bereits da.

Wir hörten ihre Stimmen und die verzweifelten Schreie des Mädchens, das brennen sollte.

Ob Hexe oder nicht. Niemand hatte das Recht, einen Menschen einfach anzuzünden wie einen toten Gegenstand. Diesen Hexenjägern mußten wir ebenso das Handwerk legen wie den echten Hexen, denn daß Wikka existierte, daran glaubte ich fest. Ebenso war ein Mann wie Gordon Schreiber keine Einbildung. Wir trugen Taschenlampen bei uns, die wir hin und wieder einschalteten, um uns zu orientieren. Der Nachtwächter hatte uns den Weg gezeigt, war aber in seiner Bude geblieben.

So lautlos wie möglich versuchten wir uns zu bewegen. Das war schwer, denn die Wege zwischen den Abfallhaufen waren nicht frei. Zweimal schon war ich gegen eine verrostete Büchse getreten. Es hatte dann überlaut gescheppert.

Jetzt deckte uns noch ein Abfallhügel vor den Männern, die wir einmal kurz gesehen hatten, aber nicht angreifen konnten.

Suko hatte die Führung übernommen. Er konnte sich am besten von uns bewegen. Der Chinese schien zu einem Schatten zu werden, der mit der Dunkelheit verschmolz.

Uns hatte er zurückgelassen, als er sich direkt am Rand des Abfallhügels weiterbewegte.

Innerhalb des Hügels brannte und kokelte es. Der Rauch, manchmal wurde er auch vom Wind nach unten gedrückt, hatte bereits ein kratziges Gefühl in unseren Kehlen hinterlassen.

Bill Conolly stand neben mir. In seinem Gesicht regte sich kein

Muskel, ebenfalls nicht in meinem. Wir beide waren voll konzentriert und warteten gespannt auf die Meldung des Chinesen.

»Die machen das tatsächlich wahr«, hauchte Bill. »Verdammt, die stecken das Mädchen an.«

Ich nickte.

»Was meinst du, John? Wer ist gefährlicher? Die Hexenjäger oder die Hexen?«

»Beide gleich.«

»Finde ich auch.«

Danach schwiegen wir. Es lag auf der Hand, daß sich meine Gedanken um die vorliegenden Ereignisse drehten. Die fünf Vermummten wollten ein junges Mädchen verbrennen. Für mich eigentlich unvorstellbar. Dieses Verbrechen konnte doch kein normaler Mensch auf seine Schultern laden. Aber schaute man wirklich in die Seele jedes einzelnen hinein?

Nein, bestimmt nicht. Und deshalb erlebte man immer wieder diese bösen Überraschungen, obwohl ich als Polizist wirklich einiges gewohnt war. Das Vorhaben dieser fünf Männer schockte auch mich.

Suko kam zurück. Er bewegte sich hastiger und schneller als auf dem Hinweg. Wir sahen ihn winken und liefen ihm ein Stück entgegen.

Seine Augen blitzten in der Dunkelheit.

»Was war?« wisperte ich.

»Wir müssen uns sehr beeilen«, erklärte Suko. »Diese Narren haben bereits das Benzin geholt.«

»Verdammt!« fluchte Bill.

Auch mir war nach Fluchen zumute, doch ich hielt mich zurück und zupfte den Reporter an der Jacke. »Los!«

Wir schlichen hinter Suko her, der auch diesmal vorging. Jetzt nahmen wir auch keine Rücksicht darauf, leise zu sein, wir hörten die Stimmen der Hexenjäger, und sie waren laut genug, um unsere Schritte zu übertönen.

Ich sprang über ein sperriges Hindernis aus Blech, schreckte dabei eine fette Ratte auf und wäre fast noch auf sie getreten, als ich weiterlief.

Das Ende des Abfallhügels!

Noch drei, vier Schritte, dann mußten wir den Scheiterhaufen und das Mädchen sehen können.

Ich machte den Anfang und drängte mich an Suko vorbei. Im selben Augenblick puffte vor mir eine Feuerwand hoch und setzte den Reisighaufen um den Pfahl in Brand.

Wir waren zu spät gekommen!

Wirklich zu spät?

Ich wollte es nicht glauben. Noch brannte nur das Reisig und nicht das Mädchen.

Verdammt, sie mußte doch zu retten sein. Und wenn wir mitten durch die Feuerwand rannten.

Es war eine schaurige Szene, die ich innerhalb einer Sekunde in mich aufnahm.

Noch hatten uns die fünf Männer nicht gesehen, weil wir schräg hinter ihnen standen und ihre Blicke nur der breiten Feuerwand galten, in der das Reisig zerplatzte und zerknisterte, so daß Funkenkaskaden aufsprühten und als glühender Regen hoch über die Flammen hinwegstiegen.

Die Vermummten hatten die Arme hoch erhoben. Sie schrien und brüllten so laut, daß wir den einen Satz, den sie immer wiederholten, gut verstehen konnten.

»Die Hexe soll brennen!«

Immer wieder schrien sie ihn. Und sie brüllten auch noch, als ich längst gestartet war und auf den verdammtten Feuervorhang zurannte.

Der Atem der Hölle empfing mich. So jedenfalls kam mir die Hitze vor, in die ich hineinstolperte.

Hinter mir hörte ich Schreie, sogar einen Schuß, aber darum konnte ich mich nicht kümmern.

Das Mädchen war wichtiger.

Ich stürzte vor!

Suko und Bill Conolly hatten mich laufenlassen. Sie wußten selbst, daß sie nicht mithelfen konnten, das Mädchen zu retten, denn die fünf Vermummten würden dies auf keinen Fall zulassen. Sie waren vom Auftreten des Geisterjägers überrascht, und ihr Schreien verstummte abrupt.

Bill und Suko zogen ihre Waffen. Beide konnten sich nicht vorstellen, daß die Kerle ihnen kampflös das Feld überlassen würden. Und da reagierten sie auch schon.

Der Anführer der Gruppe schwang herum. »Verrat!« brüllte er. »Verrat! Da wollen welche die Hexe retten! Schießt, Freunde, schießt sie in den Rücken!«

Sie griffen zu den Waffen, während Bill und Suko sahen, wie John Sinclair bereits in die ersten Qualmschleier tauchte und dann in die Feuerhölle hineinjagte.

Der Reporter feuerte.

Geduckt stand er da, während Suko ein wenig zur Seite gegangen war, so daß sie beide die Vermummten im Auge behalten konnten.

Die Kugel pfiff in Schulterhöhe zwischen zwei Hexenjägern hindurch, und der Klang der Beretta hatte selbst das Prasseln der Flammen übertönt. Auch die Hexenjäger hatten ihn gehört.

Sie fuhren herum.

»Keine Bewegung!« schrie Bill. »Das reicht, Freunde, bleibt so stehen und laßt nur die Finger von den Kanonen, sonst ergeht es euch dreckig!«

Die Männer rührten sich tatsächlich nicht. Für einen Moment standen sie wie festgeleimt. Denkmäler unter den Kapuzen und langen Gewändern, die über den schmutzigen Boden schleiften.

»Zur Seite!« befahl der Reporter. »Weg vom Feuer. Los, Beeilung, macht schon!«

Jetzt hatten sich die Kerle wieder gefangen. Sie dachten nicht daran, dem Befehl zu folgen, während aus der Feuerhölle gellende Schreie ertönten, so daß es Bill und Suko angst und bange wurde.

»Wer seid ihr?« Die beiden wurden angesprochen, und die Stimme des Mannes unter der Kapuze klang dumpf. Sie zitterte sogar vor Wut.

»Polizei«, sagte Suko.

»Bullen! «

»Genau!« hieb Bill in die gleiche Kerbe. »Und wir werden es nicht zulassen, daß ihr hier Unschuldige verbrennt.«

»Unschuldig?« kreischte der Anführer. »Sie ist eine Hexe. Eine verdammte Hexe!«

»Okay, das hast du schon mal gesagt«, gab Bill zurück. »Und jetzt nehmt eure albernsten Lappen ab, sonst gibt es wirklich Zunder«
Bisher war alles gut gelaufen. Bill als auch Suko zeigten sich sehr zufrieden. Bis aus irgendeinem Grund ein Windstoß heraufsauste und von der anderen Seite aus in die Flammen fuhr. Er ließ sie heller auflodern, wirkte wie ein gewaltiger Blasebalg und drückte dabei die Feuerwand auf Bill und Suko zu.

Qualm und Rauch trieb in ihre Gesichter. Funken flogen wie kleine, glühende Raketen, bildeten einen rötlichen Wirbel, und ihnen folgten die langen, leckenden Flammenzungen.

Zu dicht stand der Chinese am Brandherd. Er hörte Bills Warnung, da war es bereits zu spät. Etwas Glutheies fuhr über seinen Hinterkopf, den Nacken und Rücken. Wenn seine Kleidung nicht Feuer fangen sollte, dann mußte Suko den Standort wechseln.

Das merkten auch seine Gegner. Sie waren ein verflucht gut eingespieltes Team. Als hätten sie von einer sechsten Person einen Befehl erhalten, spritzten sie nach allen Seiten weg. Sie waren so schnell dabei, daß sie innerhalb der folgenden Sekunde für ihre beiden Bewacher kein Ziel mehr boten. Zudem trauten sich Suko und Bill nicht zu schießen, sie waren keine Killer, denn die Vermummten hielten keine Waffen in den Händen.

Das änderte sich sehr schnell. Geschickt rollten sie trotz ihrer Kutten über den Boden und fanden in dem unübersichtlichen Wirrwarr des Schrottplatzes Deckung.

Der Anführer schoß als erster.

Bill Conolly zuckte zurück. Er hörte sogar das Pfeifen der Kugel. Mit einem gewaltigen Satz warf er sich zu Boden und stellte fest, daß Suko das gleiche getan hatte.

Mündungsfeuer blitzten rasch hintereinander vor den Waffen auf, als wollten sie mit der Helligkeit und dem Widerschein der Flammen um die Wette leuchten.

Bill und Suko mußten sich einige Male um die eigene Achse rollen, anders konnten sie sich nicht fortbewegen.

Ein gellendes Lachen ertönte.

»Jagt ihnen die Kugeln in ihre verdammten Bullenschädel! Wer nicht für uns ist, der ist gegen uns. Los, Freunde, schießt. Beweist ihnen, daß wir die Besseren sind!«

Suko und Bill hielten sich zurück. Sie wollten nicht unnötig geweihte Silbermunition verfeuern, und andere Schießseisen trugen sie nicht bei sich. Noch immer prasselten und loderten die Flammen. Ihr Widerschein zuckte weit über den Platz, malte ein bizarres Mosaik aus Licht und Schatten und gab auch für die kämpfenden Parteien genügend Büchsenlicht ab.

Bill lag hinter einem alten Eisenträger. Was sich Suko als Deckung ausgesucht hatte, konnte er nicht erkennen, doch der Chinese lag zumindest so, daß die Flammen ihn nicht mehr erfassen konnten, auch wenn ein Windstoß in sie hineinfuhr.

Träge trieb der Rauch über den Platz, wo sich die fünf Vermummten zuvor versammelt hatten. Es war ein fetter, beißender Qualm, der für beide Parteien zum Nachteil war, denn er drang auch bei den Vermummten durch die Schlitze in die Augen.

Bill und Suko ging es nicht besser. Eher schlechter, denn sie lagen näher am Feuer, also auch näher am Qualm.

Ein kurzer, fahlgelber Mündungsblitz, und dicht neben Bills Kopf klatschte das Geschoß gegen den ihm als Deckung dienenden Eisenträger. Das war Warnung genug gewesen. Der Schütze mußte eine verdammt gute Position haben, wenn er so genau zielen und auch treffen konnte, denn viel hatte wirklich nicht gefehlt.

Der Reporter drehte sich um seine Achse, blieb jedoch auf dem Rücken liegen.

Eine zweite Kugel fauchte heran.

Diesmal hätte sie fast Bills Haare versengt, so genau hatte der Schütze gezielt.

Bill wollte schon hochspringen und seinen Standort wechseln, als er den Vermummten sah. Er stand schräg vor ihm und etwas erhöht, da er sich eine mit Papier und Kartons übersäte Schlackenhalde ausgesucht hatte, die es hier auch noch gab. Seine

Waffe hielt er mit beiden Händen fest, und er wurde vom Widerschein der Flammen gestreift, deshalb konnte ihn Bill Conolly so genau erkennen.

Weg kam der Reporter nicht mehr. Da war er Realist. Denn eine abgefeuerte Kugel würde ihn immer schneller erreichen. In seinem Magen bildete sich ein Klumpen. Bill bekam Angst vor dieser unheimlichen Gestalt in der langen roten Kutte, die eine Waffe auf ihn gerichtet hielt.

Dann peitschte der Schuß.

In einem Reflex riß Bill den Mund auf, er erwartete den Einschlag der Kugel irgendwo in der Brust, doch als sich nach zwei Sekunden noch immer nichts tat und er den Mann wanken sah, da wußte er Bescheid. Ein anderer hatte geschossen und ihm somit das Leben gerettet.

Suko!

»Alles klar, Bill, du bleibst uns noch erhalten.«

»Okay«, stöhnte der Reporter, aber das hörte nur er. Tief atmete er ein, stand auf und schaute dabei zu dem Schlackenberg hinüber, wo noch immer sein Gegner stand, als könnte er sich nicht entschließen, endlich zu fallen.

Er hatte die Arme sinken lassen. Blut und das Einschussloch waren auf seiner Kutte nicht zu sehen, aber jetzt geriet sein Körper in eine Schräglage, kippte um und landete auf dem Hang des Schlackenberges, wo er hinabrollte und sich mehrere Male überschlug. Er riß Kartons und Papiere mit sich, bis er vor dem Hang endlich ruhig liegenblieb.

Suko erreichte ihn schneller und kniete schon neben ihm. Mit einem harten Griff fetzte er ihm die Kapuze vom Kopf, und das schmerzverzerrte Gesicht eines jungen Mannes kam zum Vorschein.

»Ich kümmere mich um John«, sagte der Reporter, als er einen Blick auf das Gesicht geworfen hatte.

Suko nickte. »Das kannst du. Die anderen sind verschwunden. Aber wir haben ihn ja.«

Bill rannte weg. Die Sorge um seinen Freund John Sinclair beflügelte seine Schritte.

Suko sah das Einschußloch. Es befand sich an der rechten Seite.

Er selbst hatte auf die Schulter des Vermummten gezielt, wegen des flackernden Lichts jedoch nicht richtig zielen können. Aus der Wunde rann kaum Blut, der Verletzte jedoch mußte irrsinnige Schmerzen haben, denn er wimmerte zum Steinerweichen. Sorge stahl sich in das Gesicht des Chinesen. Wenn der Mann nicht auf schnellstem Weg in ärztliche Behandlung kam, konnte er ihm unter den Fingern wegsterben.

Suko strich dem Verletzten das schweißnasse Haar aus der Stirn.

»Das hättest du dir ersparen können, mein Freund«, sagte er leise.

»Was müßt ihr auch solche Dummheiten machen.«

Suko erhielt von ihm keine Antwort. Dafür kehrte Bill Conolly zurück. Sein Gesicht war bleich.

»Was ist?« fragte Suko.

»John und das Mädchen sind ...«

Das Gesicht des Inspektors wurde hart. »Sag bloß, sie sind verbrannt?«

»Ich - ich weiß es nicht, Suko!«

»O nein ...«, stöhnte der Chinesen und schlug sich gegen die Stirn.

Ich warf mich hinein in die tanzende, lodernde, brutheiß Hölle. Leider hatte ich mich vorher nicht schützen können. Mir stand kein Wasser zum Anfeuchten und auch keine Decke zur Verfügung, die ich mir hätte über den Kopf werfen können. Wenn ich das Mädchen retten wollte, dann mußte ich einfach ohne Hilfen durch diese Flammenwand.

Die Glut wollte meine Lunge zerfressen. Atem bekam ich überhaupt nicht. Hier im Zentrum des Feuers existierte kein Sauerstoff mehr, die Flammen entrissen ihn der Luft.

Ich erkannte nichts. Nur diese verdammte rötliche, tanzende, wabernde und zuckende Flammenwand vor mir. Ein Inferno aus Rauch, Feuer und Hitze.

Sind Sie schon mal durch einen Reisighaufen gelaufen, der dazu noch mit Holzbohlen, dünnen Brettern und zerborstenen Kisten aufgefüllt war?

Wenn ja, dann wissen Sie sicherlich, wie mir zumute war. Ich

kam kaum voran, es fiel mir schwer, das Gleichgewicht zu bewahren, und ich mußte mit den Armen rudern, um nicht hinzufallen. Immer wenn ich auftrat, stoben Funken auf. Sie umflogen mich. Winzige, glühende Teile, die sich auf meine Haare setzten, in die Augenbrauen und auch in meine Haut stachen.

Es war ein erbitterter, verzweifelter Kampf gegen die mörderische Macht des Feuers, das schneller war als ich und schon fast den Pfahl erreicht hatte, an dem das Mädchen angebunden war.

Es schrie.

Diese Schreie gellten in meinen Ohren und mobilisierten meine letzten Kräfte. Ich wühlte mich weiter vor und sah die Gestalt des Mädchens bizarr hinter den tanzenden Rauchsleiern auftauchen. Sie zuckte und wand sich in den gemeinen Fesseln, jedoch ohne Erfolg. Die Stricke saßen einfach zu stramm, dafür hatten ihre Peiniger gesorgt.

Ich wühlte mich weiter vor, nahm die letzten Schritte in Angriff und prallte dann gegen den weichen Körper des Mädchens.

Auch hinter dem Pfahl sah ich das aufgeschichtete Reisig.

Allerdings hatte man es dort nicht mit Benzin übergossen, so daß die Flammen jetzt nur in meinem Rücken loderten und ich nicht noch einmal mit dem Mädchen durch die Hölle mußte.

Sie schrie. Ich konnte es verstehen. Mit dem Silberdolch schnitt ich die Stricke entzwei.

Endlich fielen sie. Es war eine mühevollen Arbeit gewesen.

Zweimal hatte ich auch das Mädchen geritzt - nur, was spielte das für eine Rolle.

Ich riß sie einfach mit, konnte mich selbst nicht mehr auf den Beinen halten, und gemeinsam fielen wir, eingehüllt in eine Wolke von Rauch, in das Reisig hinein.

Schläge peitschten gegen meine Gesichtshaut. Es tat weh. Mein Gesicht war schon malträtiert genug. Zum Glück machte die Gerettete keine Schwierigkeiten, ich konnte sie aus dem verdammten Reisig herausziehen und genau dorthin, wo die Luft besser war. Gemeinsam und ineinander verkrallt wälzten wir uns über den Boden. Dabei bemerkte ich, daß meine Jacke brannte, doch durch das Drehen und Wälzen erstickte ich zum Glück die kleinen Flammen.

Luft konnte ich kaum einatmen. Meine Lungen waren zu sehr in Mitleidenschaft gezogen worden. Ich keuchte und würgte, atmete pfeifend und saugend und hatte dabei das Gefühl, als wollten meine Lungen den Sauerstoff gar nicht annehmen.

Wie zwei Tiere krochen wir weiter. Uns fehlte beiden die Kraft, auf die Beine zu kommen.

Zurück ließen wir eine Flammenhöhle, in der jetzt auch der Pfahl lichterloh brannte. Das Girl hätte wirklich keine Chance gehabt. Die Verbrecher hätten sie eiskalt über die Klinge springen lassen, das stand fest.

Auf matschigem, öltriefendem Boden blieben wir völlig erschöpft liegen. Nebeneinander schnappten wir nach Luft, während träge Rauchschleier über uns hinwegzogen.

Ich hörte das Weinen des Mädchens und auch entfernt klingende Rufe. Jemand wollte etwas von mir, er rief meinen Namen. Ich war einfach nicht in der Lage zu antworten. Apathisch lag ich auf der Erde und atmete pumpend.

Wir hatten es geschafft.

Irgendwie war es gegangen, und ich spürte jetzt meinen Magen, wie er langsam in die Höhe wanderte und auch meine Kehle erreichte. Dann mußte ich mich übergeben.

Es ging einfach nicht anders.

»Mister.« Schwach drang die Stimme an meine Ohren. »He, Mister, hören Sie mich?«

Verdammt, sie sollte mich doch in Ruhe lassen. Ich bewegte trotzdem meine Arme, winkelte sie an und stützte meine Handflächen auf den Boden, was wiederum schmerzte, denn die Haut hatte einiges abbekommen. Mühsam hob ich den Kopf.

»Danke«, sagte das Mädchen. »Ohne Sie wäre ich jetzt verbrannt. Ich weiß nicht ...«

»Vergessen Sie es!« keuchte ich und versuchte auf die Beine zu kommen. Hinsetzen konnte ich mich noch. Mehr aber auch nicht. Ein Schwindel erfaßte mich, alles drehte sich vor meinen Augen, und dann wußte ich nichts mehr.

Vorbei ...

Die Privatdetektivin Jane Collins war das, was man so gern eine moderne junge Frau nannte. Sie stand auf ihren eigenen Füßen und verdiente gut, da sie im Laufe der Zeit zu einer begehrten Detektivin geworden war, die es sich erlauben konnte, auch mal einen Fall abzulehnen.

In letzter Zeit hatte sie sogar mehrere Fälle abgelehnt.

Scheidungssachen, die ihr zu schmutzig waren, denn was da oft ans Tageslicht gezogen wurde, konnte man mit ruhigem Gewissen als beschämend bezeichnen.

Jane hatte ihre Prinzipien, und da sie davon nicht abging, ließ sie die Fälle sausen und machte drei Tage Urlaub.

Aber nicht auf einer südlichen Insel oder in Spanien, sondern in London. Sie blieb in der Stadt, um das nachzuholen, wozu sie sonst kaum Zeit fand. Einen Bummel ohne Streß durch die Geschäfte, mal in Mayfair durch die Bond Street wandern, wieder bei Harrod's vorbeischaun und auch der Oxford Street mit ihren zahlreichen Boutiquen einen Besuch abstatten. Sie vergaß auch nicht die Portobello Road, wo es einen der größten Flohmärkte von London gibt.

Die drei Tage waren wie im Flug vergangen. Als sie am Abend des dritten Tages aus der U-Bahn stieg und sich mit der Rolltreppe hochfahren ließ, war sie ziemlich geschafft.

Der Stimmenwirrwarr um sie herum störte sie nicht. Sie nahm ihn nur entfernt wahr. Jane fühlte Blei in den Beinen und auch in den Armen, denn sie trug zwei Plastiktüten, die fast bis zum Rand mit Waren gefüllt waren.

Den Wagen hatte sie in der Tiefgarage gelassen. London erkundete man besser zu Fuß oder mit der Tube, der Underground. Die Detektivin hatte noch keine rechte Lust, sich mit einem Taxi nach Hause fahren zu lassen, sie wollte noch einen Schluck Kaffee trinken.

Die Leuchtreklame einer Cafeteria stach ihr ins Auge. Dort war genau der richtige Platz für sie. Ein paar Schritte brauchte sie nur zu laufen, um ihr Ziel zu erreichen.

Glitzernder Lampenschein, viel Chrom, auch Mahagoni und schwarze Sessel. Die Theke war ziemlich groß und bildete einen Halbkreis. Dicht an dicht standen dort Gäste. Meist Männer und

Frauen, die von der Arbeit kamen und rasch noch einen Schluck zur Brust nehmen wollten, bevor sie weiterfuhren.

Hier am Sloane Square war schon einiges los. Diese Ecke galt als Umsteigeplatz für Touristen, und es war fast ein kleines Wunder, daß Jane in der Cafeteria einen freien Platz fand. Zudem noch am Fenster. Die Tüten stellte sie neben sich und zog auch ihre gefütterte, dreiviertellange Jacke aus. Außen Leder, innen Fell. Die Jacke wärmte. Jane hängte sie über die Rückenlehne, holte Zigaretten aus der schmalen Handtasche und entspannte sich, indem sie die Beine ausstreckte.

Das sonst lange blonde Haar hatte sie hochgesteckt. Es gab ihr ein damenhafteres Aussehen. Sie trug einen schwarzen, Cordrock, der an den Seiten Schlitz zeigte, und einen hellroten Pullover aus Kaschmir. Er lag locker auf der Haut und wärmte dennoch.

Der zweite Stuhl an ihrem kleinen runden Tisch war nicht besetzt, er wurde jedoch weggeholt, denn man brauchte ihn drei Tische weiter, weil sich dort eine Clique getroffen hatte.

Der Kellner kam. Es war ein kleiner Mann mit einem gewaltigen Schnauzbart. Er trug eine schwarze Hose und ein weißes Hemd. Sein Gesichtsschnitt wies auf einen Inder hin.

»Was wünschen Sie?«

»Kaffee.«

»Auch etwas zu essen?«

Jane überlegte schnell. Eigentlich ja. Sie hatte seit dem Mittag nichts zu sich genommen. »Was haben Sie denn?«

»Sie können mit zum Salatbüfett ...«

»Nein, danke, geben Sie mir einen gemischten Salat, wenn es klappt.«

»Natürlich, Miss.« Der Kellner lächelte. »Welch ein Dressing wünschen Sie?«

»Egal, nur nichts Fettes.«

»Joghurt wäre da gut.«

»Auch das. Und vergessen Sie bitte nicht die Tasse Kaffee, die ist mir wichtig.«

»Keine Sorge, Lady. Es wird alles zu Ihrer Zufriedenheit erledigt.« Der Kellner lächelte und verschwand.

Jane schüttelte den Kopf. Daß der Mann in diesem Trubel noch so

freundlich war und dabei auch auf die Wünsche der Gäste einging, konnte man wirklich als außergewöhnlich bezeichnen.

Jane griff nach der Zigarettenschachtel und zündete sich ein Stäbchen an. Dann brachte der Kellner auch schon den Kaffee. Er schwappte in einer ovalen Tasse und war heiß.

»Danke«, sagte die Detektivin, als der Mann die Tasse abstellte.

»Der Salat ist schon auf dem Weg.«

Jane nickte. »Lassen Sie sich ruhig ein wenig Zeit damit. Ich trinke erst den Kaffee.«

»Wie Sie wünschen, Miss.«

Nachdem der Ober verschwunden war, trank Jane. Der Kaffee war wirklich gut. Er rann die Kehle hinunter, wärmte den Magen und gab Jane das gute Gefühl der Entspannung.

Sie schaute nach draußen und ließ den Rauch der Zigarette durch die Nasenlöcher strömen.

Viel Betrieb. Er wurde auch nicht weniger, sondern schien sich noch zu verdichten. Diesen Eindruck jedenfalls hatte die blonde Detektivin. Zahlreiche Menschen hasteten an den Fenstern vorbei. Manche warfen einen Blick durch die Scheibe, andere gingen weiter. Ziemlich verbissen sahen sie aus, und sie schleppten Tüten oder Kartons, denn das Weihnachtsfest stand vor der Tür. Daran erinnerten auch die Auslagen der Schaufenster und die Leuchtreklamen. Künstliche Tannen, viel Licht, viel Werbung und Gefühlsduselei. Man zog den Käufern mit allen Tricks das Geld aus der Tasche. Trotz Flaute und Wirtschaftskrise wurde zu Weihnachten gekauft.

Jane trank langsam. Es war interessant, den Menschen zuzusehen. Sie selbst konnte sich dabei herrlich entspannen und den Kaffee genießen, der wirklich stark war. Sie behielt die Tasse in der rechten Hand und schaute über den Rand durch die Scheibe nach draußen.

Bis zum Boden reichte das Fenster. Zwar war es mit Gardinen versehen, doch die nahmen nur ein Drittel der Scheibenfläche ein. Dicht unter der Decke führte die Leiste her, wo sie begannen, Menschen über Menschen. Viele drängten in das Cafe, sahen sich nach freien Plätzen um, aber jetzt war nichts zu machen. Jane hatte wirklich noch einen der letzten erwischt.

Auch von draußen warfen die Passanten Blicke in die Cafeteria. Kinder blieben stehen, streckten die Zunge aus oder hampelten sonstwie herum.

Jane mußte lachen, als sie die Kleinen sah. Ein Junge hatte ihr es besonders angetan. Er schien um die zehn Jahre alt zu sein, trug einen wattierten, dunkelblauen Winteranzug und eine rote Pudelmütze auf dem Kopf. Es war ein kleiner Mischlingsjunge, strahlte Jane an und begann zu tanzen, als die Detektivin winkte. »Darf ich Ihnen jetzt den Salat servieren?« hörte Jane neben sich den Ober.

»Natürlich, gem.«

»Danke.«

Der Junge tanzte noch immer. Jane hatte nur für ihn Augen, deshalb achtete sie nicht auf die Menschen, die um den Kleinen spazierten oder hasteten.

Erst als sich jemand vor das Kind stellte, wurde die Detektivin aufmerksam. Sie wollte den Blick heben, doch da brachte der Kellner ihren Salat.

»Das sieht ja gut aus«, lobte Jane und schaute sich die knackigen Salate an. Das Gericht war mit Hühnerfleisch schmackhafter gemacht worden.

»Guten Appetit«, wünschte der Ober.

»Danke sehr.« Jane begann zu essen. Erst jetzt blickte sie wieder auf die Scheibe.

Der Junge war verschwunden. Aber der Mann stand dort noch. Wie eine Steinfigur. Groß, wuchtig - irgendwie drohend, denn dieses Gefühl hatte Jane, und über ihren Körper rann eine leichte Gänsehaut, als sie hochschaute.

Schwarzer Mantel, dunkler Anzug, breite Schultern und ein Gesicht, das Jane Collins nie im Leben vergessen würde und auch nicht konnte. Vor Schreck rutschte ihr die Gabel aus der Hand und blieb neben dem Teller liegen.

Der Mann da, das war kein anderer als Gordon Schreiber!

Unwillkürlich stöhnte Jane auf. Böse Erinnerungen wurden bei ihr wach. Bei dem Fall der Seelenburg hätte sie fast ihr Leben verloren. Sie hatte danach ziemlich lange im Krankenhaus liegen müssen, verletzt durch mehrere Messerstiche, denn die Hexen, die

Gordon Schreiber hörig waren, hatten keine Gnade gekannt. Daß er es war, daran gab es keinen Zweifel. Zudem war er John Sinclair damals mit einem Flugdrachen entkommen. Es war damit zu rechnen gewesen, daß er irgendwann in London auftauchte, denn er hatte nicht vergessen, was Jane Collins ihm angetan hatte. Breitschultrig war er, hatte dichtes, dunkelbraunes Haar und Augen mit jettschwarzen Pupillen. Wie immer war sein Gesicht sonnenbraun, trotzdem machte er den Eindruck eines düsteren Mannes und verzog nun die Lippen zu einem kalten Lächeln. Für Jane Collins ein Beweis, daß auch Schreiber sie erkannt hatte. Ein Zufall? Nein, sicherlich nicht. Gordon Schreiber gehörte zu den Typen, die systematisch vorgingen, die überließen nichts dem Zufall. Sein Haß auf Jane Collins war groß, sie war an seiner Niederlage stark beteiligt gewesen, und Jane stellte mit Erschrecken fest, daß dieser Mann sie bestimmt schon eine ganze Weile beobachtet hatte. Erst jetzt zeigte er sich, und er mußte sich verdammt sicher fühlen.

Das Lächeln blieb, auch als Schreiber seine rechte Hand aus der Manteltasche holte. Dabei winkelte er den Arm etwas ab, so daß Jane nicht sehen konnte, was er genau in der Hand hielt, und hob ihn an.

Dann drehte er die Hand um.

Eine blitzschnelle Bewegung, und Jane sah etwas funkeln.

Es war ein Dolch!

Er hatte eine lange Klinge. Beidseitig war sie geschliffen, das wußte die Detektivin, denn sie hatte mit so einem Dolch bereits Bekanntschaft gemacht.

Er gehörte zu den Hexenmessern, die man ihr in den Körper gestoßen hatte.

Licht streifte die geschliffene blanke Klinge und warf einen blitzenden Reflex.

Hastig sprang Jane Collins auf. Im ersten Augenblick glaubte sie daran, daß Gordon Schreiber den Dolch durch die Scheibe stoßen würde, dann jedoch schüttelte er den Kopf, lächelte noch kälter und breiter, wandte sich um und verschwand.

Janes rechte Hand lag auf der Handtasche. Sie hätte sie normalerweise an sich gerissen und ihre Astra hervorgeholt, um sich zu

wehren. Doch das war nicht mehr nötig, denn Gordon Schreiber hatte es vorgezogen zu verschwinden.

Die Detektivin schluckte. Wie eine Marionette ließ sie sich auf den Stuhl fallen und war kalkweiß im Gesicht. So etwas durfte nicht sein, das war einfach zu grauenhaft. Die Vergangenheit hatte sie wieder eingeholt. Schrecklich ...

Plötzlich verspürte sie keinen Appetit mehr. Sie sah den Salat und schob den Teller zur Seite. Auch die Cafeteria gefiel ihr nicht mehr. Keine Sekunde wollte sie hier länger sitzen bleiben. Sie mußte weg und winkte dem Kellner.

Der kam sofort. Sein Gesicht drückte Bedauern aus, als er auf den Teller schaute. »Hat es Ihnen nicht geschmeckt, Miss?«

»Doch, doch, aber mir ist eingefallen, daß ich dringend weg muß und schon sehr spät bin.«

»Das ist schade. Zum Essen sollte man sich Zeit nehmen, Miss.« Jane lächelte. »Natürlich, im Normalfall tue ich das auch, aber in der Hetze jetzt ist es mir durchgegangen. Sie verstehen sicherlich«

»Natürlich.« Der Ober rechnete rasch zusammen und nannte den Betrag, auf den Jane noch ein Trinkgeld zulegte.

»Ich danke Ihnen, Miss. Und beehren Sie uns bald wieder. Einen Platz werde ich für Sie immer finden.«

»Das ist nett, danke.«

Jane erhob sich, nahm ihre Tüten, nickte dem Kellner noch einmal zu und verließ das Lokal.

Draußen empfing sie wieder der Trubel. Stimmengewirr, Hetze, das ewige Rollen des Verkehrs, Lichter und Girlanden aus künstlichen Tannennadeln, die über den Bäumen am Sloane Square hingen.

Von Gordon Schreiber sah die Detektivin nichts mehr. Jane war vor der Tür stehengeblieben. Schreiber war ziemlich groß. Er mußte eigentlich auffallen, aber nicht in diesem Trubel und dem künstlichen Lichtermeer, wo die auf- und abgehenden Menschen an einen riesigen Wurm erinnerten, der sich durch die Straßen wälzte.

Schreiber war und blieb verschwunden. Allerdings vermutete Jane, daß er sie unter Kontrolle behielt. Er würde sie nicht aus den Augen lassen, und das bereitete der Detektivin Unbehagen. Kalt

strich es über ihren Rücken, die Haut dort zog sich zusammen, als sie sich in Bewegung setzte und langsam weiterging.

Sie wollte mit einem Taxi nach Hause fahren, das erschien ihr am sichersten.

Da sah sie die rote Telefonzelle. Soeben verließ ein junges Mädchen sie und schleuderte sich einen langen bunten Schal zweimal um den Hals. Mit einem Ende verhakte sich der Schal in der zufallenden Tür. Jane zog ihn frei.

Das Mädchen lief weiter, bedankte sich mit einem Lächeln, und Jane betrat die Zelle. Sie mußte unbedingt mit John Sinclair reden, denn er war auch an Schreiber interessiert. Es konnte ihn einfach nicht kaltlassen, daß ein Mann wie Gordon Schreiber in London herumlief.

Jane warf Geldstücke ein und wählte Johns Nummer. Dort hob niemand ab. Sie gab aber nicht auf und versuchte es in seiner Privatwohnung. Auch dort ging niemand an den Apparat.

Sinclair war unterwegs. Aber vielleicht war Suko zu Hause. Jane versuchte es bei ihm. Der Chinese gehörte inzwischen auch zum Yard. Es konnte sein, daß er schon zu Hause war.

Shao meldete sich. Von ihr erfuhr Jane, daß beide Männer unterwegs waren.

»Soll ich etwas bestellen?« fragte Shao.

»Nein, laß nur, ich regle das später.«

»Und wann kommst du mal wieder vorbei?«

Jane lachte. »Vielleicht heute abend noch.«

»Würde mich freuen.«

»See you.« Die Detektivin hängte ein. Sie nahm die Tüten wieder hoch und drückte mit der Schulter die Zellentür auf. Einen Schritt machte sie, dann blieb sie wie angewurzelt stehen.

Neben einem am Straßenrand parkenden Wagen stand Gordon Schreiber. Die Fahrertür stand offen, Jane konnte in den Jaguar hineinschauen und sah in das Gesicht einer Frau, aus deren Haarflut zwei kleine grüne Schlangen wuchsen ...

Es roch nach Desinfektionsmitteln, nach scharfen Essenzen, nach Salben und Arzneien. Und wenn es so riecht, dann kann es sich eigentlich nur um ein Krankenhaus handeln.

Es war ein Krankenhaus, in das man mich geschafft hatte.

Allerdings lag ich nicht auf dem Zimmer, sondern in der Ambulanz auf einer Trage und hatte eine Maske vor dem Gesicht. Man verpaßte mir gewissermaßen eine Sauerstoffdusche. Bis auf die Unterhose hatte man mich ausgezogen und auch schon behandelt. Was da so stank, befand sich als eine Schmiere auf meinem Körper. Das war Brandsalbe, grünlich schimmernd und ziemlich glitschig. Neben der Trage stand eine Schwester, die bemerkte, daß ich die Augen geöffnet hatte, und lächelte.

Ich deutete auf die Maske. Das Ding sollte weg. Ich hatte genug Sauerstoff bekommen. Die Schwester nickte und löste die Maske vom Unterteil meines Gesichts.

»Das wurde auch Zeit«, sagte ich und hustete.

»Wollen Sie wieder die Maske ...«

»Nein, es geht auch so.« Ich stemmte die Hände auf die Unterlage und setzte mich hin. Hundertprozentig fit fühlte ich mich zwar nicht, aber es ging mir besser. Und mit den Brandwunden sah es auch nicht so schlimm aus. Am meisten hatten die nicht bedeckten Körperstellen gelitten wie Hände und Gesicht, aber diese waren ja mit dem kühlenden Zeug eingerieben worden, so daß ich mich nicht zu beschweren brauchte.

»Wie geht es denn dem Mädchen?« fragte ich.

»Besser.«

»Als mir?«

»Nein, das Girl hat mehr abbekommen, auch einen seelischen Schock. Wir haben Miss Celia nicht in der Ambulanz liegenlassen können, sondern auf ein Zimmer gebracht.«

»Und meine beiden Freunde?«

»Sie meinen Mr. Conolly und den Chinesen?«

»Genau.«

»Werden gleich zurücksein. Mr. Conolly wollte für Sie neue Kleidung besorgen.«

Das war auch nötig, denn in meine alten Klamotten konnte ich wirklich nicht einsteigen. Sie waren verkohlt.

Man hatte mir die Uhr abgenommen, und ich erkundigte mich, wie spät es war.

»Sechs Uhr morgens.«

»Was?«

»Ja, Sie waren so lange bewußtlos. Das war auch gut, denn Sie hatten eine kleine Rauchvergiftung.« Die Schwester, sie war etwa vierzig, drehte sich um und holte einen Spiegel. »Da, sehen Sie mal.«

Ich schaute hinein und wurde noch blasser. »Bin - bin ich das wirklich?«

»Sicher.«

O Gott, ich sah vielleicht aus. Die vorderen Haare waren samt und sonders verkohlt. Eine Schönheit bin ich ja wirklich nie gewesen, aber jetzt hätte ich vor mir selbst Angst kriegen können. Hinzu kam die rote Gesichtshaut, auf die man die grünliche, geleeartige Salbe geschmiert hatte.

»Na denn«, sagte ich und ließ den Spiegel sinken. »Frankenstein hätte seine Freude an mir gehabt.«

Die Schwester lachte. »Sie haben wenigstens Humor, Sir. Das kann man nicht von allen Polizisten behaupten.«

»Schlechte Erfahrung gemacht?«

»Ich war zehn Jahre mit einem verheiratet. Jetzt sind wir geschieden.«

»Na denn.«

Suko kam. Als er mich auf dem Bett sitzen sah, da lächelte er.

»Der Tote ist wieder wach.«

»Und wie«, sagte ich.

Mein Partner nahm neben mir Platz. Ich war natürlich gespannt auf seinen Bericht und fragte ihn.

Suko gab mir in knappen Worten Auskunft. »Zum Glück ist es uns rechtzeitig gelungen, die Ambulanz zu alarmieren. Der Angeschossene wird durchkommen.«

»Wie heißt er?«

Suko hob die Schultern. »Die Ärzte haben ihn abgeschottet. Keiner darf zu ihm.«

»Dann verläuft die Spur vorerst im Sande«, erwiderte ich leise.

»Das ist Mist.«

»Was willst du machen?«

»Vielleicht kann das Mädchen uns weiterhelfen?«

Suko schaute mich an. »Klar. Zudem liegt sie nur eine Etage höher. Wenn Bill dir neue Sachen gebracht hat, gehen wir hoch, auch wenn du aussiehst wie Frankenstein«, grinste der Chinese. »Der Unterschied zwischen dir und mir ist der«, erwiderte ich langsam, »daß ich grün und blau und zerschrammt sein kann und immer noch wie ein Mensch aussehe. Aber du solltest erst mal deine Maske abnehmen, was meinst du, wie du dann die Leute erschreckst.«

»Hast du Maske gesagt?«

»Ach, das ist dein Gesicht. Entschuldige oftmals.«

Die Schwester hörte uns zu und schüttelte den Kopf. So etwas hatte sie noch nie erlebt.

Dann kam Bill Conolly. Er grinste breit, als er mich sah, und sagte: »Hi, Frankenstein.«

»Jetzt fang du nicht auch noch an.«

Der Reporter warf die Ersatzkleidung neben mir aufs Bett. Die Schwester drehte sich schamhaft um, als ich die Unterhose wechselte und in die neuen Klamotten stieg. Meine Waffen hatte Bill auch sichergestellt. Sogar das Kreuz hatte man mir abgenommen. Meine Haut schmerzte noch immer. Besonders wenn ich das Gesicht verzog. Und auch die Handrücken brannten, ansonsten ließ es sich aushalten.

»Gehen wir zu dem Mädchen?« fragte Suko.

»Klar.«

»Ich weiß nicht, ob Sie die Verletzte jetzt schon besuchen können«, sagte die Schwester. »Vielleicht ist es doch besser, wenn Sie noch warten.«

»Nein, hier geht es um mehr, glauben Sie mir. Sie wollen doch weiterhin ruhig schlafen können.«

Sie schaute mich an. »Natürlich.«

»Dann müssen wir mit dem Girl reden.«

Die Ambulanz befand sich im Keller des Krankenhauses. Wir betraten einen breiten, gefliesten Gang und gelangten an die Aufzüge, die uns nach oben brachten. Aus der nahen Großküche hörten wir das Klappern von Geschirr.

Im dritten Stock wurde das Frühstück verteilt. Ich hielt eine Schwester an und fragte nach Celia.

»Jetzt ist aber keine Besuchszeit«, gab sie mir zur Antwort.

Ich zeigte ihr meinen Ausweis. Da wurde sie etwas netter und nannte uns die Zimmernummer.

Celia lag auf dem Rücken, als wir leise den Raum betraten. Sie schlief nicht. Aus großen Augen schaute sie uns an. Ihre Hände waren verbunden, auf ihrem Gesicht glänzte die gleiche Salbe wie auf meinem.

»Hallo, Celia«, sagte ich.

Sie lächelte. »Hallo. Ihnen habe ich mein Leben zu verdanken, nicht wahr?«

»So ungefähr, aber wir waren alle daran beteiligt. Glück muß der Mensch eben haben.«

»Sicher, aber so etwas möchte ich nicht noch einmal erleben. Wirklich nicht.« Sie begann zu weinen.

Ich ließ sie und nahm auf der Bettkante Platz. Suko und Bill blieben stehen.

Nach einer Weile hatte sich Celia wieder beruhigt, und ich stellte die erste Frage. »Wie war es überhaupt möglich, daß Sie in so eine Lage geraten sind?«

»Das ist schwer zu erklären.«

»Versuchen Sie es trotzdem.«

Sie schaute mich an.

»Glauben Sie daran, daß es echte Hexen gibt, Mr. Sinclair?«

»Ja.«

»Wirklich?«

»Wenn ich es Ihnen sage.«

»Dann ist es gut. Ich war froh, als man mir gesagt hatte, wie Sie heißen und wer Sie sind. Und ich kann Ihnen versichern, daß es tatsächlich Hexen in London gibt. Angeführt werden sie von einer gewissen Wikka, sie ist die Oberhexe, und sie arbeitet mit einem Mann zusammen, der Gordon Schreiber heißt.«

Da hatte ich den Namen. Gordon Schreiber also! Es hatte so kommen müssen. Er hielt sich in London auf und war vielleicht noch stärker geworden als damals, denn die Oberhexe namens Wikka durfte ich auf keinen Fall unterschätzen, das war mir jetzt schon

klar. »Woher wissen Sie das alles so genau?« wollte ich wissen. »Ich habe geforscht, denn eine Freundin von mir ist in den Bann dieser Hexe geraten. Sie wollte auch mich bekehren, wie sie so schön sagte, und ich ging zum Schein auf dieses Angebot ein. Ich begleitete sie zu Schwarzen Messen und habe Schreckliches dort gesehen. Allerdings wußte ich nicht, daß man mir bereits auf der Spur war. Irgend jemand hat einen Privatdetektiv angeheuert. Der Mann heißt Clint Cannon, wie ich von einem der Vermummten erfahren habe. Und Cannon hat auch meinen Namen weitergegeben. Gestern abend drangen sie plötzlich in meine Wohnung ein. Ich hatte keine Chance. Sie rollten mich in einen Teppich und verschwanden. Richtig zu mir gekommen bin ich eigentlich erst auf dieser Müllhalde. Und da hörte ich dann, was sie mit mir vorhatten. Sie schlugen mich, wollten Informationen haben, aber ich konnte ihnen keine geben. Die beiden Namen wußten sie selbst. Schließlich brachten sie mich auf den Scheiterhaufen. Diese Hexenjäger, Oberinspektor, sind ebenso schlimm wie die anderen.«

»Ich weiß.«

»Die werden mich auch hier finden.«

»Nein«, erwiderte ich. »Wir werden ihnen das Handwerk schon legen. Glauben Sie mir.«

»Sie sind mächtig.«

»Inwiefern?«

»Geld, Sir. Sie besitzen Geld und Macht. Vielleicht sind ihre Taten auch politisch motiviert, heutzutage ist ja alles möglich. Auf jeden Fall wissen sie von der Existenz der Hexen, und sie wollen sie mit ihren Methoden ausrotten. Wie früher, als die grausame Inquisition noch am Werke war.«

»Wir müssen sie trotzdem bekämpfen. Es geht nicht an, daß jemand, und seien die Motive noch so edel, das Recht selbst in seine Hand nimmt. Wobei man bei den Hexenjägern nicht von edlen Motiven reden kann, denn sie sind ebenso schlimm wie die dämonischen Gegner.«

»Das war gut gesagt, Sir. Sie scheinen sich auszukennen.«

»Und wie.«

Bill wollte etwas wissen. Er war die Zeit über unruhig im Zimmer auf- und abgelaufen. »Wie heißt denn Ihre Freundin?«

»Judy Gray.«

»Und wo wohnt sie?«

»In der Black Prince Road. Das ist im Lambeth.«

Bill schrieb mit. »Und wo trafen sich die Hexen immer?« wollte er noch wissen.

»Das kann ich nicht genau sagen. Sie haben verschiedene Treffpunkte. Mal in einer Villa, dann wieder in alten, leerstehenden Häusern, wo sie die Keller benutzen.«

»Ein direktes Hauptquartier gibt es nicht?« hakte ich nach.

»Doch, aber ich weiß nicht, wo es sich befindet.«

»Und wo haben sich die Hexen beim letzten Mal getroffen?« erkundigte ich mich.

»Das war eine Villa in Mayfair. Nahe am Green Park, in der Brick Street.«

Wir bedankten uns bei dem Mädchen, denn es hatte uns mit einigen wichtigen Informationen versorgt. Ich beruhigte sie auch noch, indem ich ihr sagte, daß zu ihrem Schutz ein Polizist abgestellt würde. »Der Mann wird vor Ihrer Tür sitzen, Celia, und keinen zu Ihnen hineinlassen. Das verspreche ich.«

»Danke,« Sie lächelte und weinte gleichzeitig. Sie war glücklich, noch am Leben zu sein.

»Die Hexenjäger finden wir auch«, sagte ich. »Wir sorgen dafür, daß in London keine Scheiterhaufen mehr brennen.«

»Bist du dir da sicher?« Bill Conolly sprach mich auf dem Gang darauf an.

»Ich hoffe es zumindest.«

»Na ja.«

Am Aufzug blieb ich stehen. Noch immer fühlte ich mich ein wenig wacklig auf den Beinen, zudem brannte mein Gesicht. Ich mußte wieder neue Salbe auf die Haut schmieren. Man hatte mir eine Tube mitgegeben.

»Was ist?« fragte Bill.

»Willst du überhaupt mitmachen?«

»Du hast vielleicht Nerven, John. Schließlich war ich der berühmte Stein des Anstoßes.«

»Okay.« Ich grinste, und auch Suko konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, während Bill weiterschimpfte.

Mein Bentley stand auf einem Parkplatz. Suko und Bill waren mit ihm hinter dem Wagen der Ambulanz hergefahren. Der Chinese berichtete, daß sie mich und das Mädchen bewußtlos gefunden hatten. Vom Haus des Wächters aus hatten sie die Ambulanz alarmiert.

Suko fuhr den Bentley zum Yard Building. Inzwischen war es fast acht Uhr und offizieller Arbeitsbeginn. Wir wühlten uns durch den Londoner Morgenverkehr, gerieten zweimal in den Stau und trafen mit einer halben Stunde Verspätung ein.

Auf dem Weg zu unserem Büro fragte ich Suko: »Ist Sir James eigentlich informiert worden?«

Der Chinese nickte. »Ich habe ihn angerufen.«

»Ausgezeichnet.«

»Ja, er denkt mit«, meinte Bill und kassierte von Suko dafür einen leichten Rippenstoß.

Glenda bekam Stielaugen, als sie mich sah. »John!« rief sie »Was hat man denn mit Ihnen gemacht? Sind Sie gegrillt worden?«

»Fast«, erwiderte ich. »Aber dann fiel den anderen ein, daß ich zu zäh bin, und ich konnte von der Platte hüpfen. Sonst hätten Sie mich jetzt anknabbern können.«

»Ach, hören Sie auf.« Glenda wollte natürlich wissen, was geschehen war. Ich berichtete in Stichworten und sagte nicht nein, als sich Glenda anbot, die Salbe auf mein Gesicht und die Handrücken zu streichen.

Dafür nahm ich auf ihrem Stuhl Platz. Ihre geschickten Finger strichen über mein Gesicht. Ich schloß die Augen und versuchte trotz der in Mitleidenschaft gezogenen Gesichtshaut ein Grinsen, was mir einigermaßen gelang.

»Fertig«, sagte Glenda nach einer Weile.

»Schon?«

Die anderen lachten. Das Klingeln des Telefons unterbrach ihr Gelächter, Suko hob ab. »Okay, Sir«, sagte er. »Wir kommen zu Ihnen. Ja, auch Oberinspektor Sinclair.«

Ich stemmte mich vom Stuhl hoch. »Der Alte?«

»Genau«

»Na denn viel Spaß«, sagte Bill. »Ich bleibe so lange bei Glenda und werde mir einen Kaffee geben lassen.«

Schon an der Tür rief ich: »Das sagen wir Sheila.«

Bill grinste. »Die weiß zum Glück, was sie an mir hat. Ich bin ja nicht so ein Windhund wie du, John.«

»Warte, wenn ich zurückkomme.«

Sir James schaute mich an, sagte aber nichts. Das hatte ich von ihm auch erwartet. Er bot Suko und mir einen Platz an und bat um unseren Bericht.

Den spulten wir ab. Sir James machte sich hin und wieder Notizen. Sein Gesicht wirkte sehr nachdenklich und ernst. »Wir haben es hier also mit zwei Gruppen zu tun. Einmal die Dämonischen und zum anderen die Hexenjäger.«

»Genau.«

»Welche ist gefährlicher?«

Die Frage galt mir.

»Ich halte die Dämonischen vom Gefühl her für gefährlicher.

Auch wenn wir die anderen nicht unterschätzen dürfen. Sie gehen mit allen Mitteln vor und sind brutal bis zum Exzeß. Sie scheuen sich nicht, Unschuldige auf den Scheiterhaufen zu stellen und zu verbrennen. Das ist genau die Situation.«

»Die wir in den Griff bekommen müssen«, sagte Sir James.

»Natürlich.«

»Normalerweise müßte ich zahlreiche Beamte abstellen. Das geht aber nicht. So bleibt uns nichts anderes übrig, als nach zwei Seiten zu kämpfen. Wie Sie wissen, war ich früher dagegen, daß sich Fremde in unsere Arbeit einmischen. In diesem Fall möchte ich eine Ausnahme machen. Bill Conolly halte ich für einen sehr guten Mann, der auch ein intimer Kenner der Verhältnisse ist. Deshalb möchte ich sie bitten, John, Mr. Conolly zu überreden, daß er nach einer Seite die Nachforschungen führt, während Suko und Sie sich um die Hexen kümmern. Jeder von uns weiß, wie gefährlich Gordon Schreiber ist. Jetzt hat er durch diese Hexe Wikka Unterstützung bekommen, und ich glaube, daß beide zusammen ein Tandem des Schreckens abgeben.«

Puh, das war eine lange Rede. Sonst sprach Sir James kürzer. Ich nickte. »Okay, Sir, wir gehen nach dem Plan vor. Bill Conolly ist schon mit von der Partie. Von ihm kamen schließlich auch die ersten Anstöße zu diesem Fall.«

»So hatte ich gedacht.«

Wir beschlossen, dicht am Ball zu bleiben und Sir James zu unterrichten.

Zum Schluß sagte er: »Nehmen Sie keinerlei Rücksicht auf Ansehen und Person. Wenn sich Prominente hinter dem Club der Hexenjäger verbergen, dann schlagen Sie zu.«

»Natürlich, Sir«, erwiderte ich. »Außerdem wird der junge Mann reden, wenn es ihm ein wenig besser geht. Noch wissen wir seinen Namen nicht, da er keinerlei Papiere bei sich trug. Doch die Kleidung unter der Kutte schien mir ziemlich teuer zu sein. Zu den Armen gehört er sicherlich nicht.«

»Das war vor auszusehen.«

Eine Minute später standen wir wieder auf dem Gang. Suko fiel etwas ein. »John, wenn sich dieser Gordon Schreiber in London aufhält, will er nicht nur dir an den Kragen.«

Ich blieb stehen, denn ich wußte sofort, was Suko mit diesem Satz sagen wollte. »Du meinst Jane?«

»Genau. Man sollte sie warnen.«

»Sicher, daran habe ich nicht gedacht.« Ich schlug gegen meine Stirn. »Wir werden es gleich erledigen.«

Bill saß bei der zweiten Tasse Kaffee, als wir das Büro betraten. Glenda schwenkte ein Blatt Papier. »Das wurde soeben abgegeben.«

Ich las die Zeilen durch. Es war eine Mitteilung der Mordkommission. Man hatte einen Toten gefunden, äußerlich verunstaltet, als hätte man ihm Säure in das Gesicht geschüttet. Trotzdem war er zu identifizieren gewesen.

»Clint Cannon«, murmelte ich.

Bill stand auf. »Was ist mir ihm?«

Suko hatte mitgelesen und gab die Antwort. »Er ist tot, Bill. Man hat seine Leiche in den frühen Morgenstunden gefunden. Steif gefroren. Und Cannon war den Hexen auf der Spur. Sie haben sich verdammt gerächt.«

Betroffen schauten wir uns an. Keinem war wohl bei diesem Fall. Jeder von uns hatte das Gefühl, mit beiden Beinen mitten in die Hölle zu springen ...

Fünf, sechs Schritte. Größer war die Entfernung nicht, die Jane von Gordon Schreiber und dem schwarzen Jaguar am Straßenrand trennte. Einladend stand die Tür des Wagens offen, aber Jane würde einen Teufel tun und einsteigen. Nein, da mußten die anderen sie schon mit Gewalt holen.

Man konnte die Detektivin ohne weiteres als eine mutige Frau bezeichnen, doch in diesem Moment verspürte sie Angst.

Sie hatte die Brutalität des Gordon Schreiber am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Dieser Mann würde nie nachgeben, und nun hatte er Unterstützung von einer schwarzhaarigen Person, aus deren Kopf zwei grüne Schlangen wuchsen.

Es schien so, als hätten die übrigen Passanten bemerkt, daß sich zwischen der blonden Frau und dem dunkelhaarigen Mann eine stumme Zwiesprache anbahnte. Die Leute schlugen unwillkürlich einen Bogen um die beiden, so daß Schreiber und Jane sich anschauen konnten.

Zwischen ihnen befand sich ein Vakuum.

Teuflich lächelte der Konzernherr mit den schottischen Vorfahren.

Er bewegte seinen Arm, und Jane sah die lange Messerklinge, deren Spitze auf sie zeigte.

Himmel, wollte dieser Satan wirklich einen Mord auf offener Straße begehen?

Schreiber kam näher. Sein Gang war leicht wiegend, das Lächeln auf seinem Gesicht blieb. Die jettschwarzen Augen waren starr auf Jane Collins gerichtet, und dann sprach er sie an. »Komm her, Jane! Du gehörst mir!«

Die Detektivin schüttelte den Kopf. »Nein, ich ...« Sie wollte noch mehr sagen, doch auf einmal konnte sie nicht mehr sprechen. Wie zugeschnürt war ihre Kehle. Dafür sah sie, wie die Frau aus dem Jaguar stieg. Mit Bewegungen, die sehr geschmeidig waren und an ein Pantherweibchen erinnerten.

Neben dem Jaguar blieb sie stehen, hob einen Arm, winkelte ihn an und legte ihn auf den oberen Türholm. Dabei blitzte es für einen winzigen Augenblick in ihren Augen seltsam gelb auf, die beiden Schlangen zischten, und die Umgebung veränderte sich von einer Sekunde zur anderen. Es waren zwar noch immer die Straße und

der Gehsteig vorhanden, aber Jane nahm die Menschen nicht mehr körperlich wahr. Sie schritten einfach durch sie hindurch. Die gesamte Perspektive wirkte verzerrt, als hätte jemand mehrere Glasscheiben dazwischengeschoben, die ein normales Sehen und Erfassen unmöglich machten.

Auch Janes Denken und Fühlen war eingeschränkt. Sie sah nur noch Gordon Schreiber und sein Messer, dessen Klinge ihr unendlich lang erschien, weil die Schwarze Magie die Gegenstände so verzerrte.

Auch Schreiber sah anders aus. Er glich in seiner dunklen Kleidung einem gefährlichem Monster. Das Gesicht war verzogen. Schief stand der Mund, und nur die Augen leuchteten in einem dunklen Glanz.

Jane merkte überhaupt nicht, wie sich ihre Finger öffneten und die Tüten aus der Hand rutschten. Sie hatte nur Augen für Gordon Schreiber, der immer größer wurde und dessen Gesicht sich noch schrecklicher verzerrte.

Still war es um beide herum. Kein Verkehrslärm, keine Stimmen. Es war eine drückende, lastende Stille, die von Gordon Schreibers zischenden Worten unterbrochen wurde.

»Hab ich dich!«

Dann fuhr die rechte Hand mit dem Messer vor. Riesengroß wurde die Klinge vor Janes Augen, und plötzlich spürte sie einen scharfen Schmerz auf der Stirn, als Gordon Schreiber ihr mit dem Messer ein Zeichen in die Haut ritzte.

Viermal setzte er an. Vier Schnitte, die er miteinander zu einem Buchstaben verband. Haut platzte auf. Blut sprudelte daraus hervor, lief über Janes Gesicht und konnte auch von den Augenbrauen nicht aufgehalten werden.

Schreiber nahm die Hand mit dem Messer zurück. Er ließ die Klinge in seiner Tasche verschwinden und griff dafür nach Janes Arm. Hart packte er zu.

»Komm mit!«

Widerstandslos ließ sich die Detektivin zum Wagen ziehen. Auch die Passanten bemerkten nicht, was hier geschah. Sie befanden sich in einer anderen Welt, und die wenigsten wußten etwas von einer Überlappung der Dimensionen.

Das Blut rann über Janes Gesicht und ließ es zu einer Maske des Schreckens werden. Ihre Füße folgten automatisch dem Druck, denn Schreiber schob sie voran, und am Wagen nahm Wikka beide in Empfang. Sie löste ihre Hand vom Türholm, streckte den Arm aus und spreizte die Finger.

Damit fuhr sie durch Janes blutüberströmtes Gesicht.

Das Blut verschwand.

Da war wirklich Zauberei und Schwarze Magie im Spiel. Wikka hatte ihre Hexenkünste unter Beweis gestellt. Völlig normal sah Jane Collins aus.

»Steig ein!« flüsterte Gordon Schreiber.

Jane nickte. Sie mußte sich bücken, um in den flachen Wagen zu gelangen.

Schreiber deckte sie dabei mit seinem breiten Körper, während Wikka nichts tat. Nur einmal blitzte es wieder in ihren Augen für einen Moment auf, und alles war wie früher.

Verkehrslärm, das Hupen der Fahrer, Gedränge auf den Gehsteigen, das Zucken der Leuchtreklame und ein einsamer Dudelsackpfeifer, der vorweihnachtliche Lieder spielte.

Jane Collins saß schon im Fond des Wagens. Sie schien aus einem tiefen Traum zu erwachen, wischte über ihr Gesicht und wurde erst richtig klar, als sie das Schlagen einer Tür hörte.

Sie drehte den Kopf nach links.

Gordon Schreiber grinste sie an. Er saß jetzt neben ihr und hielt sein Messer fest.

Jane Collins fuhr der Schreck durch sämtliche Glieder. Damit hatte sie nicht gerechnet.

»Willkommen bei uns«, höhnte Schreiber. »Ich freue mich wirklich, daß wir unseren kleinen Plausch fortsetzen können. Leider sind wir in der Seelenburg unterbrochen worden, aber nun gehörst Du zu uns! «

Jane Collins war völlig durcheinander. Sie schüttelte den Kopf, und es dauerte, bis sie Worte formulieren und zu einer Frage zusammenstellen konnte. »Wie komme ich hier hinein? Was haben Sie mit mir gemacht?«

»Du gehörst jetzt zu uns, kleine Jane!« erwiderte Gordon Schreiber. »Einmal bist du mir entwischt. Ein zweites Mal wird es

nicht mehr passieren, darauf kannst du dich verlassen!«
Harte und deutliche Worte, die Jane genau verstanden und begriffen hatte. Sie hockte auf dem Ledersitz und verkrampfte sich innerlich. Die Hände hatte sie zu Fäusten geballt, dabei stachen die Fingernägel in das Fleisch, doch sie merkte es nicht einmal. Nur Schreibers Gesicht sah sie und die beiden dämonisch blickenden Augen.

Jemand klopfte an die Scheibe des Fahrerfensters. Sofort war alles anders. Der Bann verschwand, denn wie auch die anderen sah Jane Collins das Gesicht des Polizisten. Der Mann stand draußen und machte eine Bewegung, die andeutete, daß die Scheibe nach unten gefahren werden sollte.

Eine Chance?

Jane rechnete nicht damit, daß Wikka gehorchen würde. Sie kam dem Wunsch des Polizisten jedoch nach. Wahrscheinlich wollte sie keinen Ärger haben.

Auch Schreiber hatte mitbekommen, um was es ging und daß sich die Lage dramatisch zuspitzte. Er sah das Aufleuchten in den Augen seiner Geisel und hielt das Messer so, daß die Spitze gegen Janes Hüfte drückte, die Waffe allerdings von dem Polizisten nicht gesehen werden konnte.

»Einen Ton nur, und du bist tot!« hauchte er.

Jane versteifte. Sie spürte sehr wohl die Messerspitze, aber wenn sie jetzt nicht alles auf eine Karte setzte, würde sie nie mehr eine Chance bekommen. Sie schwankte. Sollte sie sich wehren oder sollte sie es sein lassen?

Die Stimme des Polizisten unterbrach ihre Gedanken. »Sie parken falsch, Madam«, sagte der Mann zu der Hexe. »Zudem stehen Sie in einem Halteverbot, das noch für zwanzig Minuten gilt. Das sind zwei Übertretungen auf einmal. Ich würde vorschlagen, daß ich Ihnen eine Verwarnung und ...«

»Gar nichts!« zischte Wikka. »Nichts schlägst du mir vor, Bastard!«

Jane Collins ahnte, daß Wikka durchdrehen würde. Und dann war es um das Leben des Polizisten geschehen. Deshalb mußte sie den Mann warnen, wobei sie nicht auf ihr eigenes Leben Rücksicht nehmen durfte. Zudem spekulierte sie darauf, daß man sie noch brauchen würde.

»Weg!« schrie Jane. »Verschwinden Sie ...«

Schreiber stach nicht zu. Er schlug. Die geballte Hand donnerte unter Janes Kinn. Der Kopf flog ihr in den Nacken, hieb seitlich gegen das Polster, und Jane sah Sterne vor ihren Augen blitzen. Bewußtlos wurde sie nicht, aber das Wageninnere verschwamm vor ihren Augen. Schreiber warf sich auf sie. Er preßte seine Hand auf ihren Mund und hinderte sie so daran zu schreien.

Der Polizist aber hatte begriffen. Hier stimmte einiges nicht, und er mußte eingreifen.

Das machte Wikka nicht mit. Abermals spielte sie ihre Fähigkeiten aus. Die beiden Schlangen bildeten sich gedankenschnell, wischten aus dem offenen Fenster und huschten zielgenau auf das Gesicht des Polizisten zu.

In dessen Augen!

Der Mann schrie. Bis zur Hälfte waren die Schlangen verschwunden, nur noch das letzte Ende ihrer zuckenden Körper schaute hervor. Der Bobby wankte zurück.

Er geriet dabei auf die Straße, schrie weiterhin wie am Spieß. Erste Passanten wurden aufmerksam, aber sie hörten die Schreie kaum und bekamen nur den schrecklichen Rest des Dramas mit. Das Motorengeräusch eines Lastwagens übertönte die Schreie. Der Brummer war schon verdammt nahe. Dessen Fahrer sah den Polizisten zwar noch, er konnte allerdings nicht mehr bremsen. Voll wurde der Mann erfaßt.

Wie eine Puppe schleuderte ihn die schwere Rammstange hoch, dann fiel er wieder zurück, klatschte auf die Fahrbahn, und da waren plötzlich die gewaltigen Reifen dicht vor seinem Gesicht.

Als der Fahrer endlich bremste und der Lastwagen stand, lebte der Bobby bereits nicht mehr. Zeugen sagten hinterher, sie hätten etwas Grünes durch die Luft wischen und innerhalb eines schwarzen Jaguars verschwinden sehen,

Wikka reagierte sofort. Eine kurze Drehung des Zündschlüssels, der Wagen fuhr ab. Die Oberhexe zeigte den entsetzten Zuschauern einen regelrechten Kavaliertart, behinderte noch zwei andere Wagen und war dann verschwunden.

Jane hatte es nicht geschafft.

Schreiber atmete auf und lachte. »Das hättest du dir so vorgestellt, wie?« höhnte er. »Aber jetzt ist dein Helfer tot, und du bist es so gut wie.«

Jane hörte die Worte wie durch Watte gefiltert. Sie richtete sich auf und tastete dabei ihr Kinn ab. Wo die Faust sie getroffen hatte, schwoll es an.

»Ich hätte dir auch das Messer in den Bauch jagen können«, erklärte Schreiber. »Aber wir brauchen dich noch für unsere Hexenhochzeit.« Wieder lachte er und holte dann einen Spiegel aus der Tasche. Er war rechteckig und nicht sehr groß. »Da, schau hinein!«

Jane nahm den kleinen Spiegel mit zitternden Fingern entgegen. In einer Handlänge Abstand hielt sie ihn vor ihr Gesicht. Zuerst sah sie ihr Kinn. An der Spitze schimmerte es bläulich. Als sie den Spiegel anhub und einen größeren Teil ihres Gesichtes darin sah, konnte sie zuerst nichts Außergewöhnliches finden.

Bis sie die Stirn sah.

Und dort, genau zwischen den Augen, befand sich das Zeichen, das Gordon Schreiber mit seinem Messer in die Haut geritzt hatte. Es war ein W.

Das Zeichen für Wikka - das Hexenmal!

»Jetzt«, kicherte Gordon Schreiber, »jetzt bist eine von uns, Jane Collins ...«

Die Detektivin bekam Angst ...

Judy Gray, so hieß die Freundin von Celia. Und sie sollte angeblich eine Hexe sein.

Wir waren gespannt. Suko und ich spielten mit vertauschten Rollen, denn nicht ich hockte hinter dem Steuer, sondern mein chinesischer Freund und Kollege. Er wollte, daß ich meine Hände schonte. Ich hatte zwar offiziell dagegen protestiert, doch irgendwie war es mir recht. So locker wie sonst wäre ich sicherlich nicht gefahren.

Die Adresse hatten wir uns gemerkt. Die Black Prince Road liegt nahe der Themse. Wir fuhren in Richtung Süden, passierten das große Westminster Hospital und sahen zu, daß wir auf die

Lambeth Bridge kamen. Wenn man nach links schaute, waren der Tower zu sehen und die Grünanlagen davor, die Victoria Tower Gardens heißen. Auf der anderen Seite der Themse war der Verkehr nicht schwächer geworden. Hinter der Brücke begann ein Verteiler, und wir bogen in die Lambeth High Street ein, die direkt in die Black Prince Road mündet.

Und genau dort an der Ecke befindet sich das Hauptquartier der Feuerwehr.

Wir hatten es kaum passiert, als wir schon das Heulen vernahmen.

Alarm!

Ich drehte mich um und schaute durch die Heckscheibe. Zwei große Löschwagen verließen soeben die breite Einfahrt und rasten hinter uns her. Allerdings hatten wir so viel Vorsprung, daß wir nicht erst Platz zu machen brauchten.

»Was ist?« fragte Suko, als er von der Seite her in mein Gesicht schaute.

»Ich habe ein ganz dummes Gefühl.«

»Wieso?«

»Daß das Ausrücken der Feuerwehrrwagen etwas mit unserem Fall zu tun hat.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand.«

»Das brauche ich auch gar nicht. Sieh mal nach vorn!«

Fette Rauchwolken stiegen in den klaren Dezemberhimmel und verdunkelten ihn. Dies geschah auf der linken Seite, und dort wohnte Judy Gray.

»Shit!«

Suko fuhr noch schneller. Schon bald mußte er bremsen, denn zahlreiche Menschen hatten sich auf dem gegenüberliegenden Gehsteig versammelt und gafften.

Der Chinese ließ den Bentley ausrollen. Er fuhr ihn dabei dicht an den Straßenrand, denn wir wollten den Feuerwehrrwagen nicht im Weg stehen. Als wir ausstiegen, rauschten sie schon heran. Das Jaulen der Sirenen schmerzte in unseren Ohren. Die Männer sprangen vom Wagen und begannen mit ihrer hektischen, aber wohl-durchdachten Tätigkeit. Da wurden Leitern ausgefahren und Schläuche ausgerollt. In der Nähe stand ein Hydrant.

Suko und ich schauten auf das Haus. Es war vierstöckig. Niemand von uns wußte, in welcher Etage Judy Gray wohnte, aber es brannte die letzte Wohnung unter dem Dach. Durch die Hitze waren die Scheiben längst geplatzt, und hinter den viereckigen Fensterlöchern sahen wir das Zucken der Flammen, während aus den Öffnungen dicker Rauch hervorquoll.

Wenn sich noch jemand in der Wohnung befand, war da nichts mehr zu retten. Das wußte ich auch, ohne ein Fachmann sein zu müssen. Die übrigen Bewohner des Hauses standen vermischt mit den Neugierigen um uns herum. Neben mir bemerkte ich einen leichenblassen älteren Mann, der aus geröteten Augen an der Hauswand hochblickte.

»Wohnte Miss Judy Gray dort oben?« erkundigte ich mich und erntete auf die Frage ein Nicken. Also doch.

Eine Leiter wurde in die Höhe gefahren. Zwei Feuerwehrmänner standen dicht vor den obersten Sprossen. Ihre Helme glänzten. Einer hielt den dicken Wasserschlauch mit der Düse in der Hand. Ein Windstoß drückte den aus den Fenstern quellenden Rauch nach unten. Für Sekunden verschwanden die beiden Helfer in den schwarzgrauen Schwaden.

Als die Sicht wieder besser wurde, sahen wir nicht nur die Feuerwehrleute, sondern auch ein junges Mädchen.

Es kletterte aus dem Fenster.

»Judy Gray!« zischte ich. »Verdammt, was macht sie?«

Auf der Fensterbank blieb sie hocken. Die Zuschauer konnten sie sehen. Sie schien zu warten, bis die Leiter so weit zu ihr hochgefahren war, daß sie auf die Sprossen klettern konnte.

Eine Megaphonstimme durchdrang das Fauchen des Feuers.

»Bleiben Sie auf der Fensterbank, Miss! Wir kommen und helfen Ihnen auf die Leiter. Keine Panik, bitte!«

Judy hatte die Stimme gehört und hob ihren Kopf. Ihr braunes Haar flatterte im Wind. Sie klammerte sich am Fensterrahmen fest und warf ab und zu einen Blick in das Zimmer hinein, als würde sie dort jemand erwarten.

Dort tanzten aber nur die Flammen, wie ich annahm. Oder gab es noch einen anderen Grund?

Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte ich, eine Gestalt dort zu

sehen. Hohe Kapuze, lange Kutte. Allerdings konnte es auch eine Täuschung gewesen sein. Ich hatte viel hinter mir, vielleicht spielten mir die Nerven einen Streich.

Nein, ich hatte mich nicht getäuscht. In der Flammenhölle bewegte sich tatsächlich eine Gestalt. Auch Judy Gray hatte sie gesehen. Sie zuckte zurück. Für einen Moment sah es so aus, als wollte sie springen, dann rückte sie nur weiter nach außen und hielt sich fest.

»John!«

Das war Suko, der mich da ansprach, und er sah das gleiche wie ich.

Einen Vermummten. Er tauchte hinter Judy auf, schleuderte beide Arme vor, traf sie in den Rücken, und Judy gelang es nicht mehr, sich festzuhalten.

Sie rutschte ab und fiel.

Ein Schrei begleitete ihren Weg nach unten. Allerdings nicht ausgestoßen von Judy Gray. Dieser Schrei stammte aus zahlreichen Kehlen, und er drang über die Lippen der Gaffer.

Unendlich lang kam mir der Fall des Mädchens vor. Es wirbelte mit Armen und Beinen, erinnerte mich manchmal an die grotesken Figuren eines Fallschirmspringers, und dann hörten wir alle das häßliche Geräusch, das entstand, als der Körper nahe dem Gehsteig auf die Straße klatschte.

Ich schaute nicht direkt hin, sondern warf einen Blick zu den Fenstern hoch. Der Vermummte war verschwunden.

Suko hatte meinen Blick bemerkt. »Um den Kerl kümmere ich mich!« rief er und verschwand schon.

Ich aber rannte nach vorn.

Leider war ich zu spät gestartet. Um das Mädchen herum standen bereits die Männer der Feuerwehr und die Polizisten. Kaum hatte ich die Hälfte der Distanz hinter mich gebracht, als abermals ein Schrei aufgellte. Diesmal voller Angst und Entsetzen ausgestoßen.

Das aus dem vierten Stock gefallene Mädchen stand unverletzt auf und lachte gellend ...

Bill Conolly hatte eine Idee. Und immer wenn ihm so eine Idee durch den Kopf zuckte, verklärte sich sein Gesicht. Er wollte schon abfahren, als er den Zündschlüssel des Porsche losließ, als wäre er glühend heiß.

Celia, das gerettete Mädchen, hatte von Mayfair gesprochen. Und gerade der Name dieses Stadtteils erweckte in dem Reporter gewisse Assoziationen.

Mayfair gehörte zu den Londoner Gebieten, wo nicht die Ärmsten wohnten. Dort standen noch die alten Bürgerhäuser mit den manchmal verspielten Stuckfassaden, Erkern und Vorbauten. Im Innern hatte man die Räume umgebaut, und manche Zimmer erreichten fast die Größe von Sälen.

In Mayfair wohnten auch die Doyles. Harold Doyle aber war der Mann, der durch seine Redensarten den gesamten Fall erst richtig ins Rollen gebracht hatte. Warum, zum Henker, sollte Bill Conolly Doyle nicht einen Besuch abstatten? Die Adresse hatte er sehr schnell gefunden. Fett stand der Name im Telefonbuch. Die Straße lag zwischen Oxford Street und dem Grosvenor Square.

Das war Bills Ziel.

Bill freute sich jedesmal über den satten Sound des Porsche-Motors. Das war Musik in seinen Ohren, auch wenn er den Wagen innerhalb Londons nicht ausfahren konnte. Zwischen Green und Hyde Park nahm er die unterirdische Straße - >Underpass< genannt - und bog dann links ab nach Mayfair hinein.

Augenblicklich war von dem Trubel nichts mehr zu spüren. Ein ruhiger Stadtteil, inmitten der Hektik einer Londoner Einkaufscity. Zu dieser Jahreszeit sahen die alten Platanen und Eichen kahl aus. Man hatte einen ungehinderten Blick auf die Hausfassaden, die zumeist renoviert waren und einen sehr hübschen und gepflegten Eindruck hinterließen, der auch Fremden gefiel, wenn sie einmal durch diese Straßen fuhren.

Am Grosvenor Square mußte er einmal in die Runde fahren, um in die schmale Seitengasse abbiegen zu können, wo die Doyles ihr Domizil besaßen.

Allerdings nur das städtische. Außerhalb Londons lebte die Familie in einem alten Herrenhaus, das sie einem verarmten Lord abgekauft hatten. Als Makler konnte sich Harold Doyle so etwas

eben leisten. Und nun, so besagten Gerüchte, hatte er auch noch vor, in die Politik einzusteigen.

Das Haus der Doyles war das letzte in einer Reihe. Dahinter begann ein kleiner Grünstreifen, der die Bezeichnung Park kaum verdiente.

Bill lächelte, als er die alten Laternen sah, die so typisch für London waren. Aus kunstvollem Schmiedeeisen gefertigt, manchmal wie die Arme eines Kandelabers nach beiden Seiten abzweigend und mit kleinen gläsernen Hauben geschmückt.

Neben so einer Laterne stellte Bill den Porsche ab. Er mußte ein paar Schritte zurückgehen, einen kleinen Vorgarten durchqueren und sah das Schild an der Hauswand, das im blassen Schein der Wintersonne glänzte und den Namen des hier ansässigen Besitzers aufwies.

Vor dem Haus blieb Bill stehen. Das alte Gebäude machte einen sehr ordentlichen Eindruck. Die Fensterscheiben blitzten. Sie waren ebenso sauber wie die Gardinen.

Es gab auch eine Klingel. Sie saß fest im Mauerwerk, und Bill drückte sie.

Ein Gong, der durch das Haus schwang. Ihm folgte die weibliche Stimme aus den Lautsprecherrillen.

»Sie wünschen bitte?«

»Den Chef.«

»Sorry, Sir. Da müßten Sie sich anmelden. Darf ich Ihren Namen erfahren?«

»Bill Conolly.«

»Aha.« Die Frau tat so, als würde sie Bill kennen. »Wir könnten dann einen Termin vereinbaren. Warten Sie, ich drücke auf.«

Bill hatte schon eine abschlägige Antwort auf den Lippen, als er den Vorschlag trotzdem annahm. So kam er wenigstens ins Haus und brauchte nicht an der Tür zu verhandeln.

Auch fiel ihm das gläserne Auge auf, das in die Wand montiert war. Doyle ließ seine Besucher durch das Objektiv einer Kamera überwachen.

Bill betrat einen breiten Flur, der in eine Halle mündete. Auf dem Marmor lagen Teppiche, und in der Halle standen mehrere Kopiergeräte sowie ein großer Schreibtisch, hinter dem eine Frau

im mittleren Alter saß und den eintretenden Reporter anlächelte, als sie sich von ihrem Stuhl erhob.

Im Weitergehen sah Bill einige Türen, hinter denen die Büros der Firma lagen, denn gedämpftes Klappern von Schreibmaschinen war zu vernehmen. Eine breite Treppe führte in die erste Etage. Das Mahagoniholz zeigte einen matten Glanz. Ein Teppich bedeckte den Mittelteil der Stufen und lief nach oben wie der breite Körper einer Schlange. An den Wänden zwischen den Bürotüren hingen Bilder, die sicherlich einiges gekostet hatten.

Die Einrichtung sah nicht nur teuer aus, sie war es auch. Der Makler Harold Doyle mußte klotzig viel Geld mit seinen Geschäften verdienen.

Die Frau lächelte, als sie Bill anschaute. Es war das übliche Kundenlächeln, das die Augen nicht erreichte. Die Blicke glitten auch abschätzend über Bills Kleidung, und als die Frau ihre blaß geschminkten Lippen verzog, da wußte Bill, daß er verloren hatte. Trotzdem blieb die Dame freundlich und stellte sich als Annabell Preston vor.

»Meinen Namen kennen Sie ja«, sagte Bill.

»Natürlich, Mr. Conolly.« Die Frau schaute zu Bill hoch. »Wann kann ich einen Termin mit Mr. Doyle vereinbaren?«

»Sofort.«

»Mr. Conolly.« Jetzt sprach die Frau wie mit einem geisteskranken Kind. »Sie können nicht so einfach hier hereinschneien und einen Termin verlangen. Mr. Doyle ist ein vielbeschäftigter Mann. Das muß alles sorgfältig geprüft werden. Außerdem müßten Sie mir schon Ihr Anliegen vortragen, damit ich entscheiden kann, ob Ihr Fall wichtig für Mr. Doyle ist oder nicht.«

»Toll«, erwiderte Bill. »Wirklich toll. Sagen Sie mal, Muttchen, wer sind Sie eigentlich?«

Mit Muttchen hatte Bill die Frau beleidigt. Sie bekam einen knallroten Kopf und schnappte nach Luft. Bill hätte natürlich noch mehr auf den Putz hauen können, aber es lag ihm einfach nicht, mit dem Geld seiner Frau zu prahlen, denn so etwas öffnet immer alle Türen. Er wollte es allein versuchen.

Muttchen Annabell holte tief Luft. Sie zitterte am gesamten Leib.

»Raus!« sagte sie sehr ruhig, dann aber schon wesentlich schärfer.

»Raus, gehen Sie, bevor ich mich vergesse.«

»Nein!«

»Dann werde ich Sie hinauswerfen lassen, Sie - Sie ...«

»Pst!« machte Bill, legte seinen Zeigefinger auf die Lippen, und Annabell schwieg tatsächlich. Der Reporter grinste breit und erkundigte sich dann: »Ist Doyle oben?«

Sie nickte.

»Danke«, erwiderte Bill Conolly freundlich und schritt an dem Schreibtisch des Flugdrachen vorbei. Er hatte mit einem Fuß die unterste Stufe berührt, als er hinter sich ein Geräusch hörte, als zerplatze ein Ballon.-

Bill drehte sich um.

Annabell stand dort mit hochrotem Kopf und funkelnden Augen. Sie wußte nicht mehr, was sie sagen sollte, aber sie öffnete den Mund, um zu schreien.

Das wäre nicht gut gewesen.

Es kam nicht dazu. Bill hatte sich umsonst Sorgen gemacht. Denn Schritte auf der Treppe ließen ihn aufhorchen. Er drehte den Kopf, schaute die breiten, teppichbelegten Stufenreihen hoch und sah Harold Doyle herunterkommen.

»Sir! Also Sir ...«, würgte die gute Annabell und konnte nicht fassen, daß Doyle plötzlich die Hand ausstreckte und Bill Conolly begrüßte.

»Hallo, Bill. Was machen Sie denn hier? Welcher Wind hat Sie zu mir getrieben?«

»Der richtige.«

»Das wollen wir hoffen. Kommen Sie, wir gehen nach oben. Da können wir uns besser unterhalten.«

»Das ist nicht nötig, Harold. Wissen Sie, lange möchte ich nicht bleiben, wenn wir uns hier hinsetzen könnten, wäre mir das auch recht. Wirklich ...« Bill lächelte.

»Ganz wie Sie wünschen, Bill.« Gemeinsam schritten die beiden Männer auf eine kleine Sitzgruppe aus hellem Leder zu, und die gute Annabell verstand die Welt nicht mehr. Daß sich ihr heimlich geliebter Chef mit so einem abgab, also nein, wirklich nicht.

»Annabell, bringen Sie uns mal einen kräftigen Schluck zu trinken!« rief der Makler.

»Ja - ja, Sir.«

Doyle grinste dem Reporter zu. Er war ein Typ, den man schlecht durchschauen und einstufen konnte. Er gab sich jovial, und vom Aussehen her erinnerte er an den gemütlichen, leicht übergewichtigen Nachbarn von nebenan. Sein Gesicht war rund, Haare wuchsen nur noch spärlich auf seinem Kopf, und der graue Anzug wurde durch die dunkelrote Fliege am Kragen farblich aufgewertet. Schwer ließ er sich in den Sessel fallen und wartete, bis Annabell den Whisky gebracht hatte. Er funkelte in geschliffenen Kristallgläsern.

Die Frau bedachte Bill mit keinem Blick, als sie wieder zu ihrem Schreibtisch schritt und sich dort niederließ.

Der Makler hob das Glas. »Cheerio, Bill, wir haben uns ja lange nicht mehr gesehen. Was macht Ihre Frau?«

Bill hatte einen kleinen Schluck getrunken, nickte anerkennend, stellte das Glas weg und lächelte. »Ich kann nicht klagen, wirklich nicht. Wir sind zufrieden.«

»Das freut mich.«

»Sie nicht?«

»Na ja ...«

»Ärger?«

Der Makler winkte ab. »Sie wissen ja, Mr. Conolly, sorry, Bill, jeder hat seine kleinen Probleme. Die schlechte Lage, Inflation, Zersplitterung der Parteien ...«

»... und die Hexen«, vollendete Bill, obwohl er sicher war, daß Doyle dies sicherlich nicht hatte sagen wollen.

Ein wenig zogen sich seine Augen zusammen, als er fragte: »Wie kommen Sie darauf?«

»Erinnern Sie sich an unser letztes Gespräch auf der kleinen Party?«

»Helfen Sie mir mal auf die Sprünge.«

Bill hatte sogar noch das Datum im Kopf und nannte es dem Makler. Der legte einen ausgestreckten Zeigefinger gegen die Wange und nickte. »Ja, selbstverständlich, ich erinnere mich wieder. Wir haben das Thema damals angeschnitten. Es lag auch in der Luft.«

»Wieso?«

»Denken Sie doch mal an die Publikationen, die jetzt auf dem Markt zu kaufen sind. Da erscheinen Bücher über Weissagungen des Mittelalters, da wird die Astrologie in den Himmel gehoben, wenn ich das mal so sagen darf, und die Menschen wenden sich mit großem Interesse den alten Geheimwissenschaften zu. Es ist doch ganz natürlich, daß so etwas auch zu einem Partygespräch werden kann.«

»Allgemein ja«, gab Bill seinem Gegenüber recht. »Aber wir sind damals ziemlich konkret geworden.«

»Das müssen Sie mir erklären, Bill.«-

»Sie waren doch dafür, daß man die Hexen ausrottet. Sie wollten sie sogar auf einen Scheiterhaufen stellen und sie verbrennen, denn Sie haben mir und den anderen gesagt, daß diese Hexen tatsächlich existieren und daß sie keine Einbildung sind.«

»Das habe ich gesagt?«

»Ja.«

»Und?«

»Inzwischen ist dies eingetreten. Es sollte eine Hexe verbrannt werden. Oder eine angebliche Hexe. Der erste Scheiterhaufen hat bereits gebrannt, Doyle. Und in ihm steckte ein Pfahl, an dem ein unschuldiges Mädchen festgebunden war. Wenn meine Freunde und ich nicht im letzten Moment hinzugekommen wären, dann hätte das Mädchen keine Chance mehr gehabt.«

»Das ist passiert?« fragte Harold Doyle erstaunt, wobei er sein Whiskyglas zwischen den Fingern drehte.

»Genau so, wie ich es Ihnen geschildert habe.«

Doyle nickte. »Sicherlich haben Sie recht, Bill. Es ist auch sehr interessant, was Sie mir da erzählen, nur was habe ich mit der ganzen Sache zu tun?«

»Das will ich Ihnen sagen. Ich habe Sie, Harold Doyle, in Verdacht, der Initiator dieser Verbrechen zu sein.«

»Sie meinen, daß ich die Verbrennung befohlen habe?«

»So ist es! «

Doyle lehnte sich zurück und verengte seine Augen. Sie wurden zu schmalen Sichel, und Bill sah trotzdem das Funkeln der Pupillen. »Diese Anschuldigungen sind ungeheuer, Bill, wenn Sie verstehen, was ich damit meine.«

»Natürlich, und ich nehme Sie auch nicht zurück.«

»Können Sie das beweisen? Haben Sie mich gesehen?«

»Ja und nein.«

»Das verstehe ich nicht.«

Bill beugte sich vor und zischte: »Die Leute, die das Mädchen auf den Scheiterhaufen gestellt haben, waren verummumt. Aber ich habe sie sprechen gehört, erkannte ihre Stimmen, und einer der Männer redete so wie Sie, Doyle.«

»Das ist absurd.«

»Für Sie vielleicht. Für mich nicht. Ich weiß, weshalb Sie die Hexen hassen. Ihre eigene Frau gehört selbst zu einem Hexenclub. Samantha Doyle, eine Lady der Londoner Gesellschaft, die das Leben irgendwie leid war, hat sich mit Schwarzer Magie beschäftigt und sich dem Teufel zugewendet. Sie haben Ihre Frau verloren, Doyle, und das können Sie nicht überwinden. So denke ich über das Motiv.«

»Meine Frau ist hier«, erwiderte Doyle hart. Er stellte das Whiskyglas auf den Tisch. »Was Sie mir vorwerfen, Conolly, sind ärgste Beleidigungen, und ich überlege schon, ob ich Sie nicht der Polizei übergeben soll.«

»Lächerlich.«

»Nein, das ist nicht lächerlich, es ist die Wahrheit.« Doyle atmete aus. »Wollen Sie Samantha sehen?«

Bill überlegte. Vielleicht befand er sich wirklich auf dem falschen Dampfer und hatte sich da in etwas hineingerannt. Daß Doyle hinter der Hexenverbrennung steckte, konnte er nicht beweisen, er hatte die Männer nur maskiert gesehen. Zudem durfte er dem Partygespräch auch nicht zuviel Gewicht beimessen. Auf Feten dieser Art sagte man viel, das nicht auf die Goldwaage gelegt werden sollte. Und wenn Doyle seine Unschuld beweisen wollte, warum nicht? Bill war der letzte, der dazu nein sagen würde.

»Was ist, Bill?«

»Gut.« Der Reporter nickte. »Gehen wir zu Ihrer Frau.«

Doyle trank sein Glas leer. »So gefallen Sie mir schon besser, Bill. Es wird alles zu Ihrer Zufriedenheit enden, das können Sie mir glauben.« Der Makler erhob sich. »Wenn ich Sie jetzt bitten dürfte, mein Lieber.«

Auch Bill stand auf.

Doyle ging noch zu seiner Sekretärin und bat darum, nicht gestört zu werden. »Ich habe mit Mr. Conolly etwas Wichtiges zu besprechen. Wie lange es dauern wird, kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Es ist gut, Sir.«

Bill rechnete damit, daß sie nach oben gehen würden, und war deshalb überrascht, als sie auf die Tür eines Aufzugs zuschritten, hinter der Bill ein Büro vermutet hätte. Die Knopfleiste war in ein Mahagoni-Paneel eingelassen.

Lautlos schoben sich die beiden Türhälften zurück, als der Aufzug stoppte. Bill betrat die Kabine und schaute in einen Spiegel. Es gab sogar eine gepolsterte Sitzbank.

Doyle folgte dem Reporter. Er lächelte und drückte einen Knopf. »Ich bin froh darüber, daß ich Ihnen den gegenteiligen Beweis erbringen kann, Bill.«

Abwärts.

Wieder wurde der Reporter überrascht. »Wir fahren in den Keller?«

»Ja, ich habe dort eine perfekt eingerichtete Wohnung. Zudem noch eine oben. Meine Frau hat ein neues Hobby entdeckt. Sie beschäftigt sich mit den Vorfahren unserer Kulturvölker, und ich habe ihr eine kleine Bibliothek im Keller eingerichtet, weil in den oberen Räumen des Hauses kein Platz dafür war.«

»Aha.«

Der Fahrstuhl hatte gehalten. Wieder glitten die beiden Türhälften auf.

Gedämpftes Licht. Ein Gang, den man wahrhaftig nicht in einem Keller vermutet hätte. Japanische Grastapete an den Wänden, Graphiken moderner Künstler, dicke Teppiche auf dem Boden. Alles sah sehr gediegen aus.

Doyle ging vor. Er schritt vom Fahrstuhl aus gesehen nach rechts den Gang hinunter und blieb vor einer Holztür stehen. Sie war offen, denn Doyle drückte nur die Klinke nach unten und zog eine Türhälfte in seine Richtung.

»Bitte sehr.«

Er ließ Bill Conolly den Vortritt. Der Reporter, ansonsten sehr

mißtrauisch und wachsam, hatte sich tatsächlich einlullen lassen. Er ging an Doyle vorbei, und erst auf der Schwelle wurde ihm der Fehler bewußt. »Nein, Doyle, gehen Sie ...«

»Weiter! «

Hart und zischend war das Wort ausgestoßen worden, und Bill spürte plötzlich den Druck in seinem Rücken. Der Reporter hatte seine Erfahrungen. Nicht zum erstenmal in seinem Leben wurde er mit einer Waffe bedroht. Und was er dort im Rücken spürte, war der Druck einer Mündung.

Reingefallen!

»Na los, geh!«

Bill schritt vor. Er hatte mit vielem gerechnet, aber nicht mit dem, was er sah.

Der Reporter betrat eine andere Welt. War der Gang als elegant und gediegen zu bezeichnen, so erinnerte ihn der vor ihm liegende Kellerraum an das Gegenteil.

Kalt, nüchtern.

Kein elektrisches Licht, dafür blakende Petroleumlampen, die auf kleinen Ständern standen. Sie reihten sich um einen Pfahl, der in der Mitte des kahlen Kellerraumes fest im Boden verankert war. Es war der gleiche, wie Bill ihn schon einmal auf dem Müllplatz gesehen hatte.

Und auch hier war er nicht leer.

Man hatte eine Frau an ihn gebunden.

In seinem Rücken hörte Bill das Lachen. »Sie wollten doch die liebe Samantha sehen. Da, Conolly, schauen Sie sich das Weib genau an. Denn bald wird es brennen ...«

Also doch eine Hexe!

Dieser Gedanke schoß mir durch den Kopf, als ich weiter vorlief. Kein normaler Mensch hätte sich nach so einem Sturz erheben können, das war nur möglich, wenn die Person ein Dämon war oder mit dem Teufel im Bunde stand.

Und Hexen buhlen mit dem Satan!

Die Neugierigen, die einen Ring um das Mädchen gebildet hatten, begriffen zuerst nicht. Sie zogen den Kreis noch enger,

preßten sich dicht aneinander, so daß ich nicht durchkam und meine Arme und Fäuste einsetzen mußte.

Dann ging es Schlag auf Schlag.

Zuerst schrie eine Frau. »Neiiiinn! Die ist doch tot!« Sie wandte sich um, drosch die neben ihr Stehenden kurzerhand zur Seite, so daß zwei zu Boden fielen, und verschaffte sich so freie Bahn.

Auch die anderen hatten den Schrei vernommen und waren angesteckt worden. So makaber und unwirklich dieses Phänomen auch war, die Angst wurde bei den Leuten stärker als die Sensationsgier. Sie ergriffen die Flucht.

Im Nu sah ich mich eingekeilt von fliehenden Passanten. Sie wollten zurück, ich vor. Es gab ein Gedränge, aus dem ich mich wirklich nur mit reiner Körperkraft befreien konnte, um endlich einen ungehinderten Blick auf das Mädchen zu haben.

Sie stand schon.

Aber wie sah sie aus!

Himmel, ich mußte zweimal schlucken, denn der Anblick traf mich hart, und auch die Feuerwehrleute zogen sich zurück, obwohl sie ja einiges gewohnt waren.

Das Wort vom Geisterspuk machte seine Runde. Damit lagen die Kollegen gar nicht mal so falsch, denn was sich hier abspielte, das war wirklich ein Spuk

Die Hexe stand vor mir, und wir fixierten uns. Ihre Haare hatten sich hochgestellt. Jedes Haar auf dem Kopf war aufgerichtet, so daß die Pracht wie eine wilde Borste wirkte.

Sie hatte sich beim Fall aus dem Fenster einiges gebrochen. Der rechte Arm hing schief, eine Schulter war eingesackt, das Gesicht zum Teil aufgeschlagen. An einigen Stellen gab es überhaupt keine Haut mehr, die Nase konnte man nur noch als Klumpen bezeichnen, und aus den Wunden sickerte das hellrote Blut, das allerdings einen grünlichen Schimmer aufwies, wenn mich nicht alles täuschte.

»Gehen Sie weg!« rief einer der Feuerwehrleute und meinte mich damit. »Sie stürzen sich ins Unglück!«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Mister, verschwinden Sie!«

Irgendwie mußten die Männer gespürt haben, daß ich mich von meinem Vorhaben nicht abbringen ließ, denn sie sagten nichts

mehr, zogen sich zurück und beobachteten aus sicherer Entfernung.

Die Hexe sah nur mich. Sie streckte ihre Arme aus und spreizte zehn Finger. »Du!« kreischte sie mir entgegen, daß es in meinen Ohren gellte. »Du willst mich aufhalten, du Narr?«

Ich erwiderte nichts, sondern ging einen halben Schritt zurück und holte mein geweihtes Silberkreuz hervor.

Hexen stehen mit dem Teufel im Bunde. Vor geweihten Insignien der Kirche hatten sie eine panische Angst. Sie haßten alles, was damit zusammenhing.

Während zwei Feuerwehrmänner auf der ausgefahrenen Leiter standen und aus den Schläuchen helle Wasserfontänen in die Flammen spritzten, so daß der weiße Dampf aus den Fensteröffnungen quoll und sich an der Hauswand ausbreitete, hielt ich der Hexe mein Kreuz entgegen.

Sie erstarrte.

Ihren Augen war nichts passiert. Die Pupillen erinnerten mich an zwei unheimliche, schwarz angestrichene Kugeln, mit denen mich die Hexe anschaute.

Panik flackerte plötzlich in den Pupillen. Angst vor dem geweihten Kreuz!

»Nun?« fragte ich und ging langsam näher. Jetzt streckte ich meinen rechten Arm aus. Die Faust hielt das Kreuz umklammert. Der größte Teil ragte daraus hervor, und das geweihte Silber schien die Hexe zu bannen, denn im ersten Moment sagte sie nichts.

Der Feuerhölle war sie entkommen, dem Kreuz würde sie nichts entgegensetzen haben. Das wußte sie.

Sie ging zurück. »Weg!« flüsterte sie. »Geh weg!« Die letzten beiden Worte schrie sie. Es war ein wildes Kreischen, das mich schon fast an das eines Tieres erinnerte.

»Du wirst deinem Herrn und Meister, dem Satan, den Tribut zollen«, erwiderte ich mit dumpfer Stimme. »Nicht umsonst hast du dem Teufel ewige Treue geschworen. Aber für Hexen ist kein Platz auf dieser Erde. Sie werden getötet. Wer und wie hat man dich zur Hexe gemacht, Judy Gray?«

»Der Teufel!« hechelte sie. »Mein Bräutigam, der Teufel. Ich habe die Hexenweihe empfangen, ich habe durch ihn die großen

Zauberkräfte bekommen, und Wikka hat mich unter ihre Fittiche genommen.«

»Wo ist Wikka?«

»Nicht hier, Fremder mit dem Kreuz. Aber sie wird mir helfen. Sie wird kommen und alles an sich reißen, darauf kannst du dich verlassen. Du hast keine Chance. Niemals wirst du eine Chance haben. Wikka und der Satan sind mächtig. Auch dein Kreuz werden die anderen vernichten. In der Hölle wird es zerschmolzen! «

Während dieser haßerfüllt ausgestoßenen Worte war sie bis zur Hauswand zurückgewichen, stieß mit dem Rücken dagegen, blieb auch in der Haltung und lief parallel zur Wand entlang.

Ich wußte, wohin sie wollte.

Zum Eingang!

Wieder hinein in das Haus, das bestimmt mehrere Ausgänge hatte.

Eine Flucht durfte ihr nicht gelingen.

Ich sprang vor.

Und dann hatte ich Pech. Bei den Löscharbeiten war das Wasser nicht nur in das Haus, sondern auch an der Hauswand entlang gespritzt worden. Es war nicht verdampft, sondern zu Boden gelaufen und hatte auf dem Bürgersteig Pfützen gebildet.

In einer dieser Pfützen stand ich und rutschte aus, als ich starten wollte.

Ich fiel nicht hin, sondern konnte mich durch eine geschickte Körperdrehung fangen, aber durch diesen kleinen Zeitverlust gewann die Hexe einen Vorsprung. Mir blieb nicht einmal Zeit, meine Beretta zu ziehen, um zu versuchen, sie mit einem gezielten Schuß zu stoppen. Zudem drehte sie mir den Rücken zu, und irgendwie habe ich Hemmungen, jemanden in den Rücken zu schießen. Sogar bei einem Dämon. Jeder kann eben nicht aus seiner Haut.

Sie wischte wie ein Schemen in den Hauseingang. Einen Herzschlag später war sie schon nicht mehr zu sehen, denn Rauch und Qualm hüllten sie ein wie dicke Wolken.

»Da! Da ist sie rein!« brüllte jemand. »Los, Mister, laufen Sie doch hinterher. Machen Sie sie fertig!«

Ich nahm die Rufe nur mit einem Ohr wahr. Mit einem Satz sprang ich über die Schwelle.

Weit stand die Haustür offen. Auch in den oberen Etagen waren Fenster geöffnet. Dadurch entstand Zugluft, die den Rauch und den Qualm durcheinanderwirbelte und zu tanzenden Figuren formte, die durch den Hausflur und über die Treppe krochen. Ich blieb stehen. Schon wieder wurde ich mit Rauch, Feuer und Qualm konfrontiert. Allmählich hatte ich davon die Nase voll. Es war wie immer im Leben. Wenn etwas kam, dann direkt knüppeldick. Wie jetzt bei mir.

Von irgendwo tropfte und rann Wasser nach unten. Es hatte sich seinen Weg gebahnt und klatschte mir auf Kopf und Schultern. Als wieder ein Windstoß in das Haus fuhr und den Qualm zur Seite riß, erkannte ich vor mir die nach oben führende Treppe. Sie hatte kein Feuer gefangen, denn sie bestand aus Stein. Nur das Geländer war aus Holz. Zum Glück brannte es nicht.

Es war auch nicht so, daß das ganze Haus in Flammen gestanden hätte, sondern nur die Wohnung im letzten Stock. Während ich die Stufen hinauf hastete, machte ich mir Gedanken über den Brandstifter. Ich hatte einen Vermummten gesehen und hoffte nur, daß er Suko in die Arme gelaufen war. Dann endlich hätten wir ein Druckmittel gegen die anderen Hexenjäger gehabt.

Auch als ich den ersten Stock erreichte, war die Hexe nicht mehr zu sehen. Ich blieb stehen, denn mir war eingefallen, daß sie sich ja nicht unbedingt im Haus zu verstecken brauchte. Sie hatte bewiesen, daß sie einen Sprung oder Sturz aus großer Höhe überstehen konnte, deshalb war es ein Kinderspiel für sie, an der Rückseite des Hauses aus der ersten oder zweiten Etage zu springen. Trotz ihrer Knochenbrüche!

Drei Wohnungen hatte ich zur Auswahl. Sie waren von den Mietern verlassen worden. Eine Tür war zugefallen, die anderen beiden standen offen, so daß ich in die Wohnungen eindringen konnte.

Hastig durchsuchte ich sie.

Bei der ersten hatte ich ebenso Pech wie bei der zweiten Wohnung. Ich schaute in die einzelnen Zimmer. Die Menschen hatten alles so liegen- und stehenlassen, als sie den gellenden

Feuerruf vernahmen. In einem Raum lief sogar noch der Fernsehapparat. Automatisch schaltete ich ihn aus.

Ich warf einen Blick aus dem Fenster. Hinter dem Haus befand sich ein Garten. Durch eine hohe Mauer war er vom Nachbargrundstück abgetrennt. Diese Mauer bildete an drei Seiten einen schwer zu übersteigenden Wall.

Ich überlegte, ob ich die dritte Wohnungstür aufbrechen sollte, ließ es jedoch bleiben. Die Chancen, daß sich die Hexe dort aufhalten würde, standen 50 zu 50.

Die nächste Etage. In langen Sätzen eilte ich die Treppe hoch. Hier war auch der Rauch wieder dichter. Obwohl ich nicht husten wollte, war es einfach nicht zu verhindern, daß mir das Zeug, durch die Nase eingeatmet, in den Rachen drang.

Wieder drei Wohnungen.

Steckte die Hexe hier?

Dann hörte ich den wilden Schrei. Ausgestoßen voller Haß und großer Wut. Der Schrei drang direkt aus der Wohnung, deren Tür nicht zugefallen war und sich direkt vor mir befand.

Endlich ein Erfolg.

Mit dem Fuß trat ich die Tür vollends auf und stürmte in einen Flur mit grauweißer Streifentapete an den Wänden.

Drei Türen standen zur Auswahl. Bevor ich mich für eine entscheiden konnte, sah ich die Hexe. Sie taumelte aus der sich links von mir befindenden. Ihr Bein mußte bei dem Sturz auch etwas abbekommen haben, denn sie knickte immer wieder ein.

»Du willst mich töten?« kreischte sie voller Wut. »Du widerlicher Zwerg, du?«

»Und ob!«

Das war Sukos Stimme.

Ich grinste hart. Nun konnte uns nichts mehr passieren. Jetzt hatten wir die Hexe in der Zange.

»Wenn er dich nicht tötet, dann ich«, erwiderte ich hart und so laut, daß mich auch mein Partner hören mußte.

Er sagte nichts, aber die Hexe handelte. Bisher hatte sie mir den Rücken zugekehrt, nun aber fuhr sie herum, riß beide Arme hoch und spreizte wieder einmal die Finger.

Ihr Gesicht verzerrte sich noch mehr, denn nun sah sie das Kreuz.

Direkt starrte sie darauf, duckte sich, und es schien mir, als würde sie einen Buckel machen wie diese alten Figuren aus den Märchen. Suko erschien in der Türöffnung. Er hielt die Dämonenpeitsche in der Hand und auch die Beretta. »Sie ist mir genau vor die Mündung gelaufen«, erklärte er.

»Das war gut.«

Die Hexe konnte nicht mehr weiter. Den Weg zur Tür versperrte ich mit meinem Kreuz. Hinter ihr aber befand sich die Mauer. Da konnte sie nun mal nicht durch. Dafür preßte sie sich hart mit dem Rücken dagegen.

»Was ist mit dem Vermummten?« fragte ich.

»Verschwunden. Ich bin zu spät gekommen.«

»Dafür haben wir sie jetzt.«

»Nichts werdet ihr aus mir herausbekommen!« schrie die Hexe.

»Nichts. Wikka hat mich geweiht. Sie wird mir helfen. Glaubt mir, ihr verdammten Bastarde!«

Sie schimpfte und kreischte. Grüner Schaum erschien vor ihren Lippen. Dabei schüttelte sie den Kopf, so daß ihre Haare flogen, und in den Augen irrlichterte der Haß,

»Wikka wird dir nicht helfen können«, erwiderte ich und ging auf sie zu. »Sie ist nicht hier, aber du bist hier, und deshalb werden wir uns an dich halten!«

»Nichts sage ich, nichts!«

»O doch, Judy, du wirst uns alles verraten, was wir wissen wollen!« Meine Stimme klang flüsternd, aber dennoch scharf. Vor der Hexe ging ich in die Knie, streckte den Arm aus und führte das Kreuz bis nahe an ihr Gesicht.

Suko stand weiterhin in der Türöffnung und beobachtete uns.

Judy Gray schien noch mehr zusammenkriechen zu wollen. Aber sie schaffte es nicht. Wie eine kleine Katze, die man in die Enge getrieben hatte, blieb sie hocken.

Und sie starrte auf mein Kreuz. Dieses Symbol des Guten war schon seit langen Zeiten der Todfeind des Satans und seiner direkten Diener. Das wußte die Hexe, das spürte sie. Wenn ich mit dem Kreuz noch näher herankam, bedeutete das für sie das Ende. Dies wußte sie, als sie mir ihr Profil zuwandte.

»Nimm es weg«, flüsterte sie. »Verdammt, nimm es weg!«

Ich dachte gar nicht daran. »Erst will ich wissen, wo sich Wikka befindet.«

»Nein.«

»Dann wirst du im Zeichen meines Silberkreuzes sterben und dich in Rauch auflösen.«

»Wikka ist stark!« hörten wir sie flüstern. »Sie ist sogar sehr stark. Ihre Schlangen haben mich gebissen und mein Blut in das einer Hexe verwandelt.«

»Rede!« Ich sah, wie sie zuckte.

»Nein!« knurrte sie. »Ich kann nicht reden. Ich stehe unter Wikkas Schutz, sie wird mir helfen. Sie befindet sich hier in London. Keiner kann ihr entkommen. Die Hochzeit wird vollbracht. In der nächsten Nacht ist es soweit. Vor dem Schrein des Teufels werden sie in Satans Namen getraut. Sie und Schreiber. Ich muß hin zur Hochzeit. Ich muß ...«

Sie hatte sich so in Erregung gesprochen, daß sie nicht mehr an das Kreuz dachte. Nach ihrem letzten Wort warf sie sich herum, vollführte dabei eine unbedachte Bewegung und berührte das Kreuz.

Es war nur ein kurzes Antippen, ich wollte es auch noch nicht und versuchte, die Hand wegzuziehen.

Erfolglos. Diese geringe Berührung hatte eine mörderische Wirkung. Damit hatte selbst ich nicht gerechnet. Die Hexe warf ihren Arm hoch, schlug damit um sich, traf die Wand und brüllte wie am Spieß steckend. Plötzlich war ihre Hand schwarz, und diese Schwärze breitete sich gedankenschnell aus. Sie zog über den Arm, erfaßte die Schultern und hatte im Nu das Gesicht erreicht. Ich sprang hoch. Auch Suko trat einen Schritt zur Seite, denn die sterbende Hexe gebärdete sich wie eine Furie. Sie brüllte, stöhnte, spie grünen Schleim und torkelte auf die Wohnungstür zu. Diese erreichte sie jedoch nicht. Dicht davor verlor sie das Gleichgewicht, kippte auf die Tür zu und prallte dagegen.

Sie erzitterte im Rahmen. Noch einmal warf das Mädchen beide Arme in die Höhe, hieb ihre Hände gegen das Holz und versuchte, sich mit den Fingernägeln festzuhalten.

Das gelang ihr nicht. Sie verlor den Halt, brach zusammen und fiel zu Boden. Dort blieb sie liegen.

Tot, verbrannt. Die schwarze Haut glänzte, als hätte jemand Öl darüber gerieben.

Wir blieben neben Judy stehen. Weder Suko noch ich sprachen ein Wort. Beide waren wir über den Tod des jungen Mädchens entsetzt, aber wir hatten nichts tun können. Es war ihre Schuld gewesen und natürlich die der Oberhexe Wikka.

»Ich werde dafür sorgen, daß man sie abtransportiert«, sagte ich leise.

Der Chinese nickte und holte tief Luft. »Wikka muß verdammt mächtig sein, wenn ich mir das so ansehe. Und sie will in dieser Nacht Schreiber heiraten.«

»Das sagte die Hexe. Aber wir werden alles daransetzen, um die Hochzeit zu verhindern.«

»Wobei der Teufel Trauzeugen ist.«

»Genau.«

Ich schob die Tote ein wenig zur Seite und öffnete die Tür, weil ich aus dem Hausflur Stimmen vernommen hatte. Der Rauch war nicht mehr so dicht wie bei meinem Eintritt. Nur noch in dünnen Schwaden lag er über den Treppenstufen.

Schritte polterten die Treppe hoch. Vier Feuerwehrmänner hielten Äxte und Brechstangen bereit. Wahrscheinlich wollten sie uns raushauen.

Ich winkte ab. »Es ist gelaufen, Freunde. Ihr könnt das Haus wieder verlassen.«

»Und die Frau?«

»Sie ist tot.«

Der Feuerwehrmann wurde blaß. »Haben Sie die vielleicht ...«

»Ja, wir haben sie getötet. Es ging nicht anders. Und bevor sie uns als Mörder verdächtigen, möchte ich Ihnen sagen, daß wir Yard-Beamte sind. Klar?«

»Natürlich, Sir.«

Sie machten Platz, so daß wir vorbeigehen konnten. Ich war froh, als ich vor dem Haus stand. Dort hatte sich die Anzahl der Gaffer vervielfältigt. Auch die Polizei war eingetroffen. Ich kannte die meisten Beamten und wies sie an, die Mordkommission zu benachrichtigen.

»Natürlich, Sir.«

Wir gingen zum Bentley. »Hast du schon einen Plan?« fragte der Chinese mich.

»Einen halben«, gab ich ehrlich zu und öffnete die Wagentür.

»Wir werden ins Büro fahren, und dann möchte ich mich mit Bill Conolly in Verbindung setzen. Wer weiß, vielleicht hat er mehr Glück gehabt als wir.«

»Das kann man nur hoffen«, erwiderte Suko und schlug den Wagenschlag zu.

»Das ist sie«, hörte Bill Conolly die Stimme des Maklers. »Das ist Samantha, meine liebe Frau.« Spott klang aus seinen Worten, und er kicherte hämisch.

Im nächsten Augenblick, Bill hatte die Überraschung noch nicht überwunden, erhielt er einen Schlag in den Nacken. Der Schmerz trieb ihm das Wasser in die Augen, und die Wucht schleuderte ihn in den Raum hinein.

Es war schon ein Wunder, daß sich der Reporter auf den Beinen hielt, er mußte sich dabei allerdings mit beiden Händen auf dem Boden abstützen, um nicht zu fallen.

Als er hinter sich das Knallen der Tür hörte, stemmte er sich wieder hoch.

»So bleib stehen, Bill Conolly!« befahl der Makler. »Und sieh dir meine Frau ruhig an. Ist sie nicht hübsch, so an einen Pfahl gebunden? Satans Kraft steckt in ihr, sonst wäre sie nämlich schon längst gestorben!«

Die Worte des Mannes klirrten vor Haß. Bill tat, was der Makler verlangte. Er schaute die Frau an.

Der Anblick traf ihn bis ins Mark. Bill hatte schon so manches Schreckliche gesehen, aber das war verdammt zuviel.

Die Hexe zeigte Spuren von Mißhandlungen. Ihre Haut war an einigen Stellen verfärbt, manchmal auch geschwärzt, und das Bild erinnerte den Reporter wieder an die Malereien aus dem späten Mittelalter. In zahlreichen Veröffentlichungen konnte man diese Bilder und Holzschnitte betrachten, die in ihrem Realismus auch noch heute überzeugten.

Das schlimmste aber war die Schere, die im Körper der Hexe

steckte. Jemand mußte einen rasenden Haß auf die Frau gehabt haben, wahrscheinlich der eigene Ehemann. Und trotz dieser Schere lebte die Hexe. Sie war nicht tot, denn sie konnte nicht sterben, weil sie unter dem Schutz des Teufels stand.

Samantha trug ein dunkelrotes Kleid, das sicherlich einmal teuer gewesen war. Jetzt hing es in Fetzen am Körper herab, es bedeckte kaum noch Hüfte und Beine.

»Na, Bill? Genug gesehen?« höhnte der Makler.

Conolly drehte sich um.

Er blickte in ein spöttisch lächelndes Gesicht und in die Mündung einer Pistole. »Ja, ich habe genug gesehen. Fast schon zuviel, nicht wahr?«

»Richtig, Bill Conolly. Du hast zuviel gesehen, denn du warst zu neugierig. Zudem gehörst du nicht zu uns, das ist ein weiterer Fehler, den wir aber ausbügeln werden.

»Wir?« fragte Bill.

Die Lippen des Maklers verzogen sich zu einem Lächeln. Doyle fühlte sich sehr sicher. »Natürlich wir, oder glaubst du, mein Freund, ich bin allein? Ich habe dich gesehen, wie du mitgeholfen hast, die Hexe zu befreien, das allein war dein Todesurteil. Ebenso holen wir uns die anderen beiden, die dir geholfen haben.«

»Es sind Polizeibeamte.«

»Was macht das schon? Wir werden unseren Plan durchsetzen, das haben wir uns geschworen. Lange genug ist geredet worden. Niemand wollte an die Gefahr der Hexenplage glauben, aber sie existiert, das steht fest. Schau dir das Weib da an.«

»Ich bestreite auch nicht, daß Hexen eine Gefahr bedeuten und daß es finstere Mächte gibt, die in unser Leben eingreifen, aber es dürfen keine Unschuldigen umkommen. Celia war keine Hexe, das steht fest.«

»Sie hat aber mit ihnen sympathisiert«, erklärte der Anführer der Hexenjäger.

»Nein, auch das nicht.« Bill zuckte zusammen, weil er seinen Kopf zu heftig bewegt hatte. »Sie hat nicht auf ihrer Seite gestanden, denn sie wollte ihre Freundin noch retten, die tatsächlich zu einer Hexe geworden ist. Sie hätten sich besser informieren sollen, Doyle, und nicht einfach wie ein Berserker drauflosschlagen.«

Der Makler hob die Schultern. Zynismus schwang in seiner Stimme mit, als er entgegnete: »Wo gehobelt wird, da fallen auch Späne, mein Lieber. So war es schon immer, so wird es immer sein. Man muß das Ganze sehen und darf sich nicht an Kleinigkeiten aufhalten.«

»Menschenleben sind keine Kleinigkeiten.«

»Das ist Ansichtssache.«

»Tut mir leid«, sagte Bill. »Ich kann Ihrer Philosophie nicht folgen. Ich habe gelernt, ein Menschenleben zu achten. Dabei ist es egal, welcher Hautfarbe oder Religion dieser Mensch angehört. Sie sind verbohrt, Doyle. Machen Sie Schluß mit diesem Zirkus.

Besinnen Sie sich wieder. Es ist das beste, was Sie tun können.

Noch haben Sie eine Chance.«

»Reden Sie keinen Mist, Conolly!«

»Es ist meine Überzeugung.«

»Dann taugt die eben nichts, zum Teufel.«

»Ja, beim Teufel werden Sie bald sein.«

Der Makler grinste. »Erst nach Ihnen, Conolly, darauf können Sie sich verlassen.«

Mit diesem Menschen war wirklich nicht zu reden, das stellte Bill immer deutlicher fest. Doyle war in seinem Haß unberechenbar und ging über Leichen.

Bill wollte und mußte zusehen, daß er aus diesem Keller kam, sonst war alles zu spät.

Der Mann schien seine Gedanken erraten zu haben, denn er sagte: »Einen Fluchtweg gibt es für Sie nicht, Conolly, denn nicht nur ich bedrohe Sie, sondern auch meine Freunde. Zeigt euch!«

Bill hörte Schritte.

Rechts und links von ihm klangen sie auf. Als er jetzt den Kopf drehte, da sah er sie.

Die Lampen hatten nur die unmittelbare Umgebung um den Pfahl erleuchtet, nicht aber den Hintergrund dieses geheimnisvollen Folterkellers. Aus ihm lösten sich die beiden Gestalten. Sie trugen noch immer ihre langen, dunkelroten Kutten. Über ihre Gesichter hatten sie die Kapuzen gestülpt, doch in ihren Händen hielten sie kurzläufige UZI-Maschinenpistolen, deren Mündungen von zwei Seiten auf den Reporter wiesen.

»Sie haben keine Chance«, sagte Doyle. »Nicht die geringste. Und niemand wird Sie finden.«

Da lachte Bill auf, so schwer ihm dies in dieser Situation auch fiel.

»Wenn Sie sich nur nicht täuschen, Doyle. Die beiden Yard-Beamten wissen genau, daß ich Ihnen einen Besuch abgestattet habe. Wenn ich mich bis zu einem gewissen Zeitpunkt nicht gemeldet habe, räumen sie hier auf.«

Doyle ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »So einfach geht das nicht, Conolly. Ihren Wagen schaffen wir weg, das ist keine Schwierigkeit. Zudem werden ich behaupten, daß Sie nie bei mir eingetroffen sind. Und mein Wort hat Gewicht. Ich bin ein bekannter Mann, der im Rampenlicht der Öffentlichkeit steht, das dürfen Sie niemals vergessen. Auch die Polizei wird sich hüten, so mir nichts dir nichts bei mir das Haus zu durchsuchen. Es gibt keinen Beweis gegen mich.«

Der Reporter sah einen Teil seiner Felle davonschwimmen. Doch er gab nicht auf, er wollte es einfach nicht, denn er spielte seinen letzten Trumpf aus. »Einen Ihrer sauberen Mitstreiter, Doyle, haben wir angeschossen. Und der wird reden, darauf können Sie sich verlassen. Es ist nicht alles nageldicht, was Sie machen.«

»Doch, das ist es. Bevor Peter auch nur ein Wort sagt, wird er die Zyankali-Kapsel zerbeißen, die jeder von uns bei sich trägt. Und zwar versteckt in einem Zahn. Die Uralt-Methode, jedoch noch immer sehr wirksam.« Er lächelte wieder. »Nichts geht mehr für Sie, Conolly, aber auch gar nichts. Sie hätten ihre Nase nicht in unsere Angelegenheiten stecken sollen. Und es wird die Zeit kommen, wo man uns dankbar ist, daß wir mit der Hexenbrut aufgeräumt haben. Jeder soll und jeder wird es wissen. In der folgenden Nacht beginnen wir. Dann werden die gefangenen Hexen alle brennen, und wir werden durch dieses feurige Schauspiel die Hexenhochzeit einer Wikka und eines Gordon Schreiber zu verhindern wissen. Das können Sie mir glauben.«

Jemand klopfte an die Tür. Augenblicklich war Doyle still. Auch Bill und die anderen schauten auf.

Dreimal wurde geklopft. Danach war es zwei Sekunden still, bevor es wieder dreimal klopfte.

Ein Zeichen!

»Das ist er«, sagte er den Maskierten.

»Gebt auf ihn acht!« befahl Doyle und drehte sich um. Er schloß die Tür auf.

Augenblicklich taumelte ein Mann über die Schwelle. Er trug einen langen roten Umhang, die Kapuze jedoch hatte er abgerissen, so daß jeder sein schweißnasses Gesicht sehen konnte.

Schweratmend lehnte er sich gegen die Wand.

Sofort war Doyle bei ihm, packte ihn am Kragen und schüttelte ihn durch. »Verdammt, rede, was ist geschehen?«

»Es hat nicht geklappt.«

»Lebt die Hexe noch?«

»Weiß ich nicht. Ich war bei ihr.« Er holte schwer Luft. »Ich war bei dieser verdammten Judy Gray. Und sie ist wirklich eine Hexe gewesen, denn als ich die Wohnung aufbrach, da hockte sie auf dem Boden und küßte eine Teufelsmaske. Ich wollte sie überwältigen, aber sie war verflucht stark. Zu stark für mich. Es kam zum Kampf, und ich konnte mir nicht anders helfen, als sie zu verbrennen.«

»Dann hast du sie verbrannt?«

Der dunkelhaarige Mann mit dem bleichen Gesicht schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe es nicht direkt geschafft. Die Wohnung ist in Flammen aufgegangen, und wenig später erschien auch schon die Feuerwehr. Die Hexe sprang aus dem vierten Stock. Ich konnte ihr natürlich nicht folgen, wollte aus der Wohnung rennen, und es gelang mir, mich soeben noch zu verstecken, denn da lief der Chinese die Stufen hoch. Er war doch auch auf dem Schrottplatz dabei.«

»Da sehen Sie, wie weit Sie kommen!« Bill konnte sich nicht verkneifen, dies zu sagen.

»Halt dein Maul!« schrie Doyle.

Der andere schaute Bill an.

»Das ist ja einer vom Schrottplatz!« knirschte er und riß eine Pistole hervor. »Ich werde dich umlegen, du Hund. Ich ...«

Er hatte sich so in Rage geredet und war voller Wut, weil er die vergangene Niederlage noch nicht verdaut hatte, daß Bill wirklich um sein Leben fürchtete und die Hände hob.

Doyle fiel dem Mann in den Arm. Mit beiden Händen griff er zu

und hebelte das Gelenk des Mannes hoch. »Bist du denn verrückt, diese Schau hier zu machen!«

»Er ist ein Feind!«

»Das weiß ich längst. Er wird auch sterben, aber nicht auf diese Art und Weise.«

Der Kuttenträger ohne Kapuze stand für ein paar Augenblicke steif. Dann atmete er aus. »Okay«, sagte er, »ich laß ihn noch in Ruhe. Aber er wird den Löffel abgeben.«

»Worauf du dich verlassen kannst!« kicherte Doyle und warf seiner Frau gleich darauf einen haßerfüllten Blick zu. »Er war ja so scharf darauf, Samantha zu sehen. Dann soll er mit ihr sterben. Ich habe mir etwas Besonderes ausgedacht, was unsere tolle Fahrt zur Hexenhochzeit noch verschönt.«

Bill fragte nicht, was sie sich ausgedacht hatten. Er wollte es auch jetzt nicht wissen, denn er würde es schon früh genug erfahren. Diese Bande hatte in der Tat etwas vor. Sie wollten eine Hochzeit stören. Aber wo fand sie statt?

Bill Conolly ließ die Arme langsam nach unten sinken. Es hatte auch niemand etwas dagegen. Der Makler nickte nur. Dieses Zeichen war für die beiden Kerle mit der Maschinenpistole bestimmt.

Der Reporter bemerkte zwar noch neben sich eine Bewegung, doch reagieren konnte er nicht mehr. Der Hieb mit dem Waffenlauf traf seinen Nacken und löschte sein Bewußtsein schlagartig aus.

Harold Doyle lachte bissig. »Das hätten wir«, sagte er.

»Und was hast du nun mit ihm vor?« erkundigte sich einer der MPi-Träger.

»Folgendes«, erwiderte der Makler und setzte den anderen in knappen Worten seinen Plan auseinander ...

Der Schlaf war tief und fest gewesen. Fast wie der einer Toten. Nur erwachte Jane aus ihrem Schlaf. Ein Toter stand im Normalfall nicht mehr auf. Es sei denn, er war ein Zombie.

Nur langsam stieg Jane Collins aus dem tiefen Tal des fast totenähnlichen Schlafes an die Oberfläche. Sie merkte das rhythmische Schaukeln, mit dem ihr Körper gewiegt wurde. Die Augen

hielt sie noch geschlossen und glaubte, in ihrem Bett zu liegen. Bis mit der Verdrängung des Schlafgefühls auch ihre Erinnerung zurückkehrte.

Und die war gar nicht gut.

Sie war in der Stadt gewesen, hatte einen Einkaufsbummel hinter sich, hatte Kaffee getrunken und war plötzlich Gordon Schreiber und einer schwarzhaarigen Hexe begegnet, aus deren seitlichen Stirnpartien zwei grüne Schlangen wuchsen. Sie war in den Wagen, einen schwarzen Jaguar, gestiegen, es hatte eine Auseinandersetzung mit einem Polizisten gegeben, sie waren geflohen, und bevor Jane etwas zu ihrer Befreiung hatte unternehmen können, was sie betäubt worden.

Mit Chloroform.

Und jetzt wußte sie nichts mehr. Sie lag auf dem Rücken, und unter ihr befand sich nicht die Matratze eines Bettes. Nein, so hart schlief sie nicht.

Das war nackter, kalter Boden.

Jane konnte ihren rechten Arm bewegen, auch ihre Beine, und sie freute sich erst einmal, daß man sie nicht gefesselt hatte. Sie tastete, fühlte mit den Fingerspitzen und glaubte, Holz unter der Haut zu spüren. Also lag sie auf Holzbohlen.

Hinzu kam das sanfte Schaukeln. Gleichmäßig hin und her, wie bei einem Schiff.

Himmel, das war es.

Sie lag auf einem Boot. Jetzt war sich die Detektivin sicher. Ihre Feinde hatten sie auf ein Boot geschafft. Allerdings bestimmt nicht auf das Deck, sondern unten im Bauch des Schiffes.

Und sie lag in völliger Dunkelheit da. Das Schiff war sehr gut abgeschottet, denn auch durch die Plankenritzen fiel kein Lichtstrahl in ihr Gefängnis. Oder war es vielleicht noch dunkel?

Jane hob den Arm und schaute auf die Uhr.

Der Schreck durchzuckte ihren Körper.

Mein Gott, es waren 24 Stunden vergangen!

Sie hatte einen Tag und eine Nacht in Bewußtlosigkeit verbracht, denn die Datumsanzeige der Uhr log nicht.

Jetzt wurde ihr doch ein wenig mulmig zumute, und erst jetzt fiel ihr auf, daß sie nicht mehr ihre normale Kleidung trug.

Auch merkte sie, daß die Kälte vom Boden her in ihren Körper kroch, und sie setzte sich hastig auf.

Das wollte sie, doch sehr schnell bemerkte Jane, daß es nicht so einfach ging. Jede Bewegung lief langsam ab. Das war ihr schon aufgefallen, als sie auf die Uhr gesehen hatte. Es hatte sie Mühe gekostet, überhaupt den Arm so hoch zu bekommen, und als es dann soweit war, nur mit Verzögerung. Das waren die Folgen dieses verdammten Betäubungsmittels. Jane hatte sie noch längst nicht überwunden, dies merkte sie auch, als sie endlich saß und das leise Rascheln hörte.

Im ersten Augenblick dachte sie an Ratten. Auf einem Schiff gab es ja Ratten, und gerade wenn das Boot irgendwo am Themseufer lag, wie vielleicht hier der Fall, zogen sich fette Wasserratten gern dorthin zurück.

Still blieb sie hocken und lauschte. Das Geräusch wiederholte sich nicht. Erst als sie sich vorbeugte, nahm sie wieder das Rascheln wahr. Da fiel ihr ein Stein vom Herzen, denn nun wußte Jane, woher das Geräusch stammte.

Von ihrem Kleid.

Jemand hatte sie ausgezogen und es ihr übergestreift. Sie wühlte fünf Finger in den Stoff und fühlte die Kühle auf der Haut. Seide. Ja, das war Seide, und der Hersteller hatte mit Stoff nicht gespart. Gleichzeitig merkte sie auch die Kälte auf der Haut und stellte fest, daß sie nackt unter dem Kleid war. Nicht einmal den Slip hatte man ihr gelassen.

Jane Collins erschrak. Sie erinnerte sich wieder an die Seelenburg, als man ihr Blut haben wollte, um den geheimnisvollen Spuk damit zu befriedigen. Damals waren die beiden Hexen und ihre männlichen Partner auch nackt gewesen unter ähnlichen Gewändern, wie Jane Collins heute eins trug.

Sie stand auf.

Dabei merkte sie, daß dieses kuttenartige lange Kleid bis zu ihren Knöcheln fiel. Und auch jetzt spürte sie wieder die Langsamkeit der Bewegungen, als hätte man sie regelrecht eingefroren, so jedenfalls kam es ihr vor.

Ein paar zögernde Schritte, ein leichtes Schwanken, dazu ein Schwindelgefühl und die Ahnung, als könnte sie schweben. Aber

sie schwebte nicht, sondern stand mit beiden Füßen fest auf dem Boden.

Jane breitete die Arme aus und versuchte, das Gleichgewicht zu halten. Trotz der Dunkelheit drehte sich alles vor ihren Augen, sie sah farbige Spiralen rotieren, und dann fiel sie.

Jane merkte nicht einmal, wie sie auf die Planken schlug. Eine weitere Ohnmacht hielt sie umfassen.

Zum zweitenmal wurde sie wach, als etwas schmerzhaft durch ihre geschlossenen Augenlider stach.

»Ach, laßt mich doch«, murmelte sie und wollte sich zur Seite drehen, als sie eine harte Hand auf ihrer Schulter spürte. Die Finger gruben sich tief in ihr Fleisch, und ein Laut des Schmerzes drang über ihre Lippen.

»Komm hoch, du Biest!«

Biest - Biest ...

Das Wort hallte in Janes Schädel nach. Aber auch die Stimme erkannte sie. Allerdings wußte sie nicht, wo sie die hinstecken sollte.

Die Hand wanderte weiter, erfaßte ihren Arm und umklammerte ihn. Ein kräftiger Ruck, und Jane wurde regelrecht in die Höhe gerissen, wo starke Hände sie hielten.

»Spiel hier nicht die Tote, verdammt! Du kommst noch früh genug ins Grab!«

Jetzt erst öffnete Jane die Augen.

Vor sich sah sie das harte Gesicht mit den jettschwarzen Pupillen. Kein Zweifel, Jane befand sich in der Gewalt von Gordon Schreiber. Und damit wieder in der Realität. Wenn sie den Kopf nach links drehte, sah sie einen Durchgang. Er war ziemlich breit, und aus ihm fiel das Licht in ihr Gefängnis.

Schreiber schüttelte sie, und dann schlug er ihr zweimal gegen die Wangen.

Jane schrie auf. Es war ein Stöhnen, doch sie entkam dem Griff des Gordon Schreiber nicht. Eisern hielt er sie fest und zog sie auf den Durchgang zu, hinter dem eine völlig andere Welt lag.

Die Welt des Teufels, der Schwarzen Magie und der Blasphemie! Zuerst fiel Jane das schwarze Kreuz auf, das an der mit blutrotem Stoff bedeckten Wand hing. Man hatte es umgekehrt aufgehängt,

so wie es üblich war bei Schwarzen Messen. Auf dem Boden lagen dicke Teppiche, in denen die Füße fast bis zu den Knöcheln einsanken. Diese Teppiche zeigten Muster. Symbole der Schwarzen Magie. Und in allen Kreisen oder Rechtecken herrschte das Gesicht des Teufels vor. Diese dreieckige Visage des Ziegenkopfes mit dem aufgerissenen Maul und den gebleckten, stiftartigen Zähnen. Ein widerliches Bild, und Jane schüttelte sich. Die Symbole leuchteten in einem blutigen Rot und stachen sehr deutlich vom Schwarz des Teppichs ab.

Das jedoch war nicht die Hauptsache. Auf einem kleinen Tisch, über den ebenfalls ein schwarzes Tuch gedeckt worden war, stand ein Schrank. Er war nicht sehr groß, man konnte ihn an die Wand hängen, doch er hatte zwei Türen.

Und die standen offen.

Jane hatte einen freien Blick in das Innere des Schrankes. Wie schon auf dem Teppich leuchtete auch hier die Fratze des Satans auf dem pechschwarzen Samt der Innenrückwand.

Doch diese Fratze war anders. Sie schien zu leben, denn aus dem Mund drangen kleine Wolken, giftgrüner Brodem, der nach Schwefel und Pestilenz stank.

Das Aroma der Hölle ...

Auf dem Schrank lag etwas, das vom Licht der schwarzen Kerzen ebenfalls getroffen wurde und blitzende Reflexe schuf. Ein Messer! Lang und spitz die Klinge. Dazu an beiden Seiten geschliffen. Jane hatte es schon einmal gesehen, als Gordon Schreiber sie damit im Wagen bedrohte.

Das Messer des Teufels, die Blutklinge, durch die sie, Jane, ihr Leben verlieren sollte. Das brauchte sie erst nicht lange herumzueraten, man hatte es ihr deutlich genug zu verstehen gegeben.

Hinter dem Schrank mit dem Teufelsgesicht und dem darauf liegenden Messer wuchs die Gestalt der Hexe Wikka hoch. Sie stand dort wie eine finstere Göttin und hatte nur Augen für die von Gordon Schreiber hereingeschobene Jane Collins. Die beiden Schlangen wanden sich wieder aus ihrer Stirn und richteten sich auf, als sie die Detektivin wahrnahmen.

In dem maskenhaft starren Gesicht der Hexe rührte sich nicht ein Muskel. Stumm und kalt schaute sie Jane Collins entgegen, bis

diese einen Schritt vor dem Schrank stehenblieb.

»Da bist du ja«, sagte Wikka.

Jane schwieg. Noch immer fühlte sie sich elend und glaubte, irgendwie einen Traum zu erleben, aus dem sie gleich wieder erwachen würde.

»Rede!«

»Ich - ich ...« Jane verstand ihre eigene Stimme kaum noch.

»Unsere Narkose scheint ihr nicht bekommen zu sein«, bemerkte Gordon Schreiber.

»Das wollen wir doch mal sehen«, erwiderte die Oberhexe und packte das Messer.

Normalerweise wäre Jane zurückgezuckt, doch in diesem Fall schaute sie ins Leere und tat auch nichts, als Wikkas Arm vorschnellte und sie die blanke Klinge gegen den Hals drückte.

Jane spürte sehr wohl die Kälte des Stahls, doch das kümmerte sie nicht. Ihr war alles gleichgültig geworden ...

»Du wirst sterben!« zischte Wikka. »Und zwar auf eine Art und Weise, die uralt ist und unsere Hochzeit erst besiegelt. Mit deinem Blut besiegelt. Einmal bist du entkommen, ein zweites Mal wird dies nicht passieren, das kannst du mir glauben.«

Die Detektivin gab keine Antwort. Wikkas Sätze hatten ihr Bewußtsein nicht erreicht. Sie kümmerte sich nicht darum. Statt dessen starrte sie in den Kerzenschein, dessen Licht dem Raum die richtige Atmosphäre gab. Dunkel, gespenstisch, geheimnisvoll. Irgendwie wohnte das Grauen hier. Es hatte sich manifestiert. Als unsichtbarer Geist weilte es zwischen ihnen. Eine Atmosphäre des Bösen, und genau so etwas liebte Wikka und auch Gordon Schreiber. Es schien, als wandere der Schatten des Teufels bereits unsichtbar zwischen ihnen.

In diesem Raum unter Deck hatte es mal Fenster oder Bullaugen gegeben. Jetzt waren sie zugenagelt worden. Niemand sollte von draußen hereinschauen können.

Die Hexe zog das Messer wieder weg. Janes Haut war nicht geritzt worden. Aber sie würde es noch, das hatten sich Wikka und Gordon Schreiber vorgenommen.

»Bereite alles vor!« befahl die Hexe mit kalter Stimme. Schreiber hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht.«

Scharf schaute Wikka ihn an. Sie bewegte dabei die Schultern, und der lange Umhang, den sie trug, klaffte auseinander. Deutlich war zu sehen, daß sie darunter nackt war. Sie schüttelte den Kopf und fragte lauernd. »Was soll das heißen?«

»Die anderen hätten längst hier sein müssen.«

Wikka winkte ab. »Noch ist Zeit. Außerdem müssen Sie vorsichtig sein, vergiß das nicht.«

»Sicher, ich mache mir trotzdem Sorgen.«

»Gibt es denn für dich noch einen zweiten Anlaß?«

»Ja.«

Bevor Schreiber weitersprechen konnte, fauchte die Hexe auf, und ihr Gesicht nahm einen Stich ins Grünliche an. Das geschah immer, wenn ihr etwas nicht paßte. »Warum hast du mir nichts davon gesagt, Gordon Schreiber?«

»Ich hielt es nicht für wichtig.«

»Aber jetzt, wie?«

»Genau. Es hat sich eben etwas ergeben, was mir nicht gefällt. Ich rief bei Samantha an. Sie hat sich nicht gemeldet. Es ging überhaupt keiner an den Apparat.«

»Das kann viele Gründe haben.«

»Klar. Nur habe ich zwei Stunden später noch einmal telefoniert. Da war sie immer noch nicht zu Hause. Auch Judy Gray meldete sich nicht. Bei den anderen passierte das gleiche. Ich habe das Gefühl, daß jemand eine Schlinge um uns gelegt hat.«

»Und wer sollte das wagen?«

»Zunächst einmal die Hexenjäger.«

Wikka winkte ab. »Das sind Schwachköpfe. Vergiß nie, daß wir unter dem Schutz eines Mächtigen stehen.«

»Daran denke ich auch. Aber da existiert noch dieser Geisterjäger John Sinclair. Ich habe ihn kennengelernt. Ein sehr gefährlicher Mann, kann ich dir sagen.«

»Auch nur ein Mensch.«

»Das stimmt, aber er hat der Hölle schon manche Niederlage beigebracht. Selbst gegen Asmodis hat er Kämpfe bestanden. Daran solltest du denken.«

Jetzt grinste die Hexe. »Er weiß doch nichts von uns. Er hat keine Ahnung, was wir hier in London vorhaben. Da kann er forschen, so

viel er will. Nie wird er auf unsere Spur kommen.«

»Vielleicht durch sie.« Schreiber deutete auf Jane Collins.

Der Oberhexe warf der Detektivin einen schnellen Blick zu. »Ist sie in der Lage gewesen, mit ihm zu telefonieren? Wohl kaum. Wir hatten sie immer unter Kontrolle. Deshalb verstehe ich nicht, wieso du dir große Sorgen machst.«

»Ich bin eben nur vorsichtig.«

Wikka lachte auf und warf dabei ihren Kopf in den Nacken. »Wie oft soll ich es dir noch sagen, daß du nicht immer wie ein Mensch denken sollst. Durch den Schlangenbiß trägst du den Keim der Hölle in dir, Gordon Schreiber. Du wirst es erleben. Es gibt keine Menschen, die dich besiegen können.«

Schreiber runzelte die Stirn. Wikkas Worte hatten seine Skepsis nicht vertreiben können.

»Sie werden kommen!« flüsterte die Hexe. »Sie müssen kommen. Denn sie sollen erleben, wie durch diese Hochzeit unsere Macht bis fast ins Unermeßliche wächst, so daß wir uns schon bald mit Asmodis, dem Herrn der Hölle, vergleichen können. So muß es sein, und so wird es sein, Gordon Schreiber. Weder John Sinclair noch irgend jemand aus dem Club der Hexenjäger können uns etwas antun. Wir haben die Macht und kein anderer.«

Solche und ähnliche Worte hatten einen Mann wie Gordon Schreiber immer überzeugt. Heute jedoch, an diesem ereignisreichen Tag, war er voller Skepsis und böser Ahnungen.

Seltsam, sehr seltsam ...

Wir fuhren dorthin, wo sich unsere zweite Heimat befand. Zum Yard Building. Ein Fahrstuhl brachte uns hoch zum gemeinsamen Büro. Auf dem Weg dorthin zogen wir uns einen Automatenkaffee. Glenda war nicht mehr da, sie hatte sich einen halben Tag Urlaub genommen, um Weihnachtseinkäufe zu machen. Da wir Freitag hatten, würde sie sich wohl in das dickste Gewühl stürzen müssen. Als ich mir eine Zigarette anzündete, deutete der Chinese auf das Telefon. »Du wolltest eine gewisse Jane Collins anrufen, John.«

»Das mache ich auch.« Erst nahm ich noch einen Schluck vom dem miesen Kaffee und tippte dann Janes Nummer. Eigentlich

rechnete ich damit, daß sich Jane melden würde, doch es hob niemand ab. Allerdings hörte ich ihre Stimme aus dem Anrufbeantworter, und von ihm erfuhr ich, daß Jane einige Tage Urlaub machte.

Ich legte den Hörer auf.

»Was ist?« fragte Suko, der es wohl meinem Gesicht angesehen hatte, daß etwas nicht stimmte.

»Jane macht Urlaub.«

Auch Suko war erstaunt. »Ehrlich?«

»Ja.«

»Das hätte sie uns doch gesagt. Sie ist noch nie unangemeldet für einige Tage verreist.«

»Davon habe ich auch nichts gesagt.«

»Du meinst, daß sie in London geblieben ist?«

»Das ist anzunehmen.«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht. Wirklich. Daß Jane solche Dinge dreht, ist mir unverständlich. Es sei denn ...« Er stockte.

»Rede weiter«, forderte ich ihn auf.

»Es sei denn«, wiederholte Suko, »Gordon Schreiber hätte sich Jane Collins geschnappt.«

Genau daran hatte ich auch gedacht. Eine halbe Minute sprachen wir nicht. Ich brach schließlich das Schweigen. »Wir wissen leider nicht, wie lange sich Schreiber schon in London aufhält, und verdammt noch mal, wenn er bereits einige Tage hier ist, dann wird er auch Zeit und Gelegenheit gehabt haben, sich mit Jane Collins zu befassen. Er kann sie beobachten, er kann ...«

Das Telefon meldete sich. Ich hob ab und vernahm die Stimme meines Chefs. Sir James befand sich allerdings nicht im Büro, sondern im Club.

»Haben Sie eine Spur?«

»Eigentlich noch nicht, Sir.«

»Sehr mager, John.«

»Wir haben den Hebel an zwei Seiten angesetzt. Wir wissen von der Existenz einer gefährlichen Hexe und von Gordon Schreiber. Wahrscheinlich haben sich die beiden verbündet.«

»Haben Sie Schreiber schon gesehen?« fragte der Superintendent.

»Nein, Sir.«

»Dann nehmen Sie nur an, daß er sich in London befindet?«

»Das auch nicht. Wir haben die Aussage einer Hexe. Sie sprach von einer Hochzeit zwischen Wikka und Gordon Schreiber unter dem Schutz des Satans. Ich glaube nicht, daß die Hexe gelogen hat.«

»Wo soll die Hochzeit stattfinden?«

»Das müssen wir noch herausfinden.«

»Beeilen Sie sich, John. Und achten Sie auch auf die andere Seite. Diese Hexenjäger. Irgendwie hat es sich herumgesprochen, daß sie aktiv werden wollen. Man sprach mich sogar im Club darauf an. Ich habe allerdings nichts gesagt.«

»Um die kümmert sich Bill Conolly.«

»Ich hoffe nur, daß er erfolgreicher ist als Sie, Oberinspektor. Außerdem sind Sie zu zweit. Tun Sie etwas! Und zwar bald!« Das waren seine letzten Worte, denn er legte auf.

Suko grinste schief. Er hatte mitgehört. »Schlechte Laune, der Alte, wie?«

»Wahrscheinlich hat man ihn im Club geärgert.«

»Die sollten da mal ein paar Bunnies einstellen«, sagte Suko.

»Was meinst du, wie diese Häschen die alten Böcke auf Vordermann bringen würden.«

Ich lachte.

»Was du da sagst, wäre für Sir James ein Kündigungsgrund. Frauen in einem alten englischen Club? Nein, das geht nicht, wirklich nicht.«

»Aber mit Bill hatte er recht.«

»Sicher. Auch ich frage mich die ganze Zeit, wo unser Spezi im Augenblick steckt.«

»Weißt du eigentlich, wo er hinwollte?« fragte Suko.

»Nicht genau.«

»Wie hieß der Knabe denn noch, den Bill auf dieser Party kennengelernt hat?«

Ich legte die Stirn in Falten. Ein Zeichen, daß ich nachdachte.

»Boyle, Moyle oder ...«

»Doyle!« rief Suko.

»Richtig.« Ich schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch,

während sich Suko bereits eines der Telefonbücher hervorkramte und unter D nachschaute.

»Der ist Makler von Beruf«, informierte ich den Chinesen.

»Hier steht er auch. Harold Doyle. Makler, Geschäftsvermittler, Unternehmensberater. Ganz schön vielseitig, der Herr.«

»Und vielleicht auch Hexenjäger«, erwiderte ich und ließ mir von Suko die Nummer sagen.

Ich wählte. Diesmal hatte ich Glück. Es wurde abgehoben. Ich meldete mich offiziell und verlangte Mr. Doyle zu sprechen. Eine sehr nette Frauenstimme erklärte mir, daß Mr. Doyle leider nicht zu sprechen wäre.

»Kann ich Ihnen vielleicht helfen?« erkundigte sich die Dame danach.

»Möglich. Ein Bekannter von mir wollte Ihren Chef besuchen.

Ein Mr. Conolly. Ist er inzwischen bei Ihnen eingetroffen?«

»Bedaure, Sir, aber ein Gentleman dieses Namens ist mir leider nicht bekannt.«

»Das wissen Sie genau?«

»Natürlich, Sir.« Ihre Stimme klang leicht beleidigt.

»Okay, dann danke ich Ihnen.«

Wieder hatte Suko mitgehört. Er schüttelte den Kopf. »Der Telefonelfe glaube ich kein Wort.«

»Ich eigentlich auch nicht.«

»Und warum eigentlich?«

»Weil wir leider nicht genau über Bill Conollys Pläne informiert sind.«

»Welche Möglichkeiten haben wir?«

Ich schaute nach draußen. Es wurde langsam dunkel. Über London lag ein grauer Wolkenhimmel. Die Bewölkung war vorhergesagt worden. Vielleicht gab es auch Schnee. »Die einzige Spur zu den Hexenjägern und damit vielleicht auch zu Schreiber ist der Mann, den du angeschossen hast, Suko. Wir sollten mit ihm reden.«

»Hoffentlich ist er dazu in der Lage.«

Ich hatte mich schon erhoben und griff nach meinem Mantel.

»Das werden wir herausfinden.«

Die Fahrt durch London war das reine Grauen. Ich will Ihnen

eine lange Beschreibung ersparen. Als wir das Krankenhaus schließlich erreichten, waren wir beide froh.

An der Anmeldung verwies man uns an einen Dr. Rispoll. Der Arzt wurde auch gerufen. Es war ein noch junger Mann, der eine Brille mit schwarzem Gestell trug, das sich seinem Haar gut anpaßte.

Wir stellten uns vor und trugen unsere Wünsche vor.

Der Arzt verzog das Gesicht. »Das ist natürlich nicht leicht für mich zu entscheiden. Dem Patienten geht es noch nicht gut. Er ist zwar über den Berg, aber ...«

»Doc!« Meine Stimme klang beschwörend. »Wir müssen mit ihm reden. Es geht hier um Menschenleben. Ich rede bewußt im Plural, nicht um ein Leben, sondern um mehrere. Begreifen Sie das?«

»Sie werden mich ja nicht anlügen.«

»Genau.«

Der Arzt kaute an seiner Unterlippe. Schließlich nickte er und sagte: »Kommen Sie bitte mit.«

Wir fuhren hoch zur Intensivstation. Dort lag der Patient in einem Einzelzimmer.

Dr. Rispoll öffnete die Tür so behutsam und vorsichtig, als wäre er ein Dieb.

Im Zimmer brannte nur die Notbeleuchtung. Sie blendete den Patienten nicht, der an drei Tropfern angeschlossen war. Der junge Mann lag auf dem Rücken. Auch bei dieser Beleuchtung sah er noch bleich aus. Als wir auf sein Bett zutraten, öffnete er die Augen und schaute uns entgegen.

»Sie haben Besuch, Peter«, sagte der Arzt. »Fünf Minuten gebe ich den Herren. «

»Ja.« Eine schwache Antwort, aber immerhin.

Der Doc zog sich zurück. Er wartete neben der Tür.

Ich stellte mich neben das Bett und schaute auf den Patienten hinunter. »Peter heißen Sie?«

»Ja, Peter McCurtin.«

»Gut, Peter, und ich bin John Sinclair. Der Mann neben mir ist mein Kollege Suko. Jetzt wissen Sie, mit wem Sie es zu tun haben.«

»Sie sind von der Polizei, nicht?«

»Genau.«

»Ich habe schon mit Ihrem Besuch gerechnet, aber ich kann Ihnen gleich sagen, daß ich nichts weiß.«

»Warum lügen Sie?«

»Ich lüge nicht.«

»Aber Sie wollten ein Mädchen verbrennen.«

»Das eine Hexe war.«

»Es war keine Hexe, Peter. Dieses Mädchen war unschuldig. Wie Sie und wie ich.«

In seinem Gesicht zuckte es. Er schien zu merken, daß ich ihn nicht angelogen hatte. Ich hakte nicht sofort nach, sondern ließ ihm Zeit, sich mit den neuen Tatsachen abzufinden.

»Was wollen Sie wissen? «

»Es geht natürlich um die Hexen. Daß sie existieren, wissen wir ebenfalls, und sie sind auch unsere Feinde.«

»Meinen Sie die Hochzeit?«

»Davon wissen Sie auch?«

»Ja, wir hörten es. Wir haben mehrere Hexen gefangen genommen, die zur Hochzeit kommen sollten. Sie werden auch erscheinen, aber mit den Hexenjägern.«

»Wann soll die Hochzeit stattfinden?«

»Heute nacht.«

Nun lag mir die entscheidende Frage auf der Zunge. »Wo soll das geschehen?«

»Den genauen Ort weiß ich nicht. Aber ich hörte, daß es auf einem Hausboot sein soll.«

»Auf einem Boot?«

»Ja, es liegt an der Themse.«

Suko hatte mitgehört. Ich schaute meinen Partner an, der die Schultern hob.

»Und wie das Boot heißt, wissen Sie nicht?«

»Nein.«

»Wer weiß es denn?«

»Der oberste Hexenjäger.«

»Ist es Doyle?« Die Frage schoß ich so heraus.

»Doyle ist mein Onkel.« Peter McCurtin sagte nicht ja oder nein, sondern nur diesen einen Satz, in dem ich allerdings eine Bestätigung auf meine Frage erkannte.

Ich nickte. »Danke, Sie haben uns sehr geholfen. Und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen gute Besserung.«

»Ich schließe mich an«, sagte Suko.

»Sir?«

»Ja?«

»Ich habe noch eine Frage, Sir. Stimmt es wirklich, daß das Mädchen unschuldig war?«

»Bei diesen Dingen kenne ich keinen Spaß«, erwiderte ich sehr ernst. »Das Mädchen war unschuldig.«

»Und die anderen?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Samantha ist aber eine Hexe.«

»Wer ist Samantha?« hakte ich nach.

»Die Frau meines Onkels. Er hat es selbst herausgefunden. Deshalb sein Haß. Sie ist in den Bann der Wikka geraten und kein Mensch mehr. Das hat mein Onkel immer gesagt. Die einzige Möglichkeit, wie man sich von ihr befreien kann, ist, wenn man sie verbrennt.«

Peter McCurtin hatte die Worte lauter und mit so einer Bestimmtheit gesagt, daß ich ihm sogar glaubte. Es war durchaus möglich, daß es sich bei Samantha Doyle um eine Hexe handelte. In der Seelenburg waren die Frauen Hexendienerinnen gewesen. Gewissermaßen die Vorstufe zur Hexe. Hier jedoch sah die Sache schon wieder völlig anders aus. Gordon Schreiber hatte sich an der Seite von Wikka entwickelt. Er schlug nun wesentlich härter zu als zuvor.

Der Arzt meldete sich. »Sie müssen jetzt gehen, meine Herren. Es ist besser für den Patienten.«

»Natürlich.« Ich machte kehrt. Außerdem hielt uns nichts mehr. Durch die Aussage des jungen Mannes wußten wir, daß Doyle sehr tief in den Fall verstrickt war. Und er hatte sich verleugnen lassen, als ich anrief. Angeblich wußte man auch nichts über Bill Conolly. Lügen, nichts als Lügen. Ich rechnete stark damit, daß Bill in eine gemeine Falle gelockt worden war.

Auf dem Flur fragte uns der Arzt: »Ich will ja nicht als zu neugierig erscheinen, Gentlemen, und es ist auch nicht meine Art, Gespräche mit anzuhören, aber sie redeten so laut, daß es sich nicht

vermeiden ließ. Haben Sie wirklich von Hexen gesprochen, oder habe ich mich vielleicht verhört?«

»Nein, Doc, verhört haben Sie sich nicht.«

»Dann kämpfen Sie gegen Hexen.«

»Sehr richtig.« Vor der Fahrstuhltür blieben wir stehen.

»Aber es gibt doch keine Hexen!«

»Wenn Sie das meinen«, erwiderte ich und öffnete die Fahrstuhltür, um Suko vorbeizulassen.

Der junge Arzt schaute uns fassungslos nach. Er zweifelte wahrscheinlich an unserem Verstand. Diese Reaktionen Unbeteiligter kannte ich. Bisher jedoch haben wir noch immer zuletzt gelacht, und das am besten.

Das Lachen verging uns allerdings, als wir vor einem Haus in Mayfair stoppten und aus dem Wagen springen wollten. Suko war es, der den Porsche sah. Er verschwand gerade in einer Einfahrt zwischen zwei Häusern.

»Das war doch Bills Porsche!«

Leider mußte ich erst wenden. Auf der schmalen Straße und mit dem Bentley ist das keine angenehme Sache, aber ich bekam das schwere Fahrzeug herum. Wenig später rollten wir ebenfalls in die Einfahrt. Von Bills Wagen sahen wir nichts. Dafür jedoch eine blonde Frau, die soeben das Tor einer Garage schloß. Sie konnte den Wagen dort versteckt haben.

Im Zurückblicken sah sie den Bentley, stutzte für einen Moment und drückte das Tor hastig zu, um sich sofort mit raschen Schritten zu entfernen, als hätte sie ein schlechtes Gewissen.

Dagegen hatten wir beide etwas. Diese Frau brauchten wir noch. Suko war schneller aus dem Wagen als ich. Er schnitt der Frau mit ein paar gezielten Schritten den Weg ab, so daß sie nicht mehr weiterkonnte, weil der Chinese vor ihr stand und lächelte.

Sie regte sich sofort auf. Der Wind zerzauste ihr wohlfrisiertes Haar und zertrümmerte auch an dem eleganten Kostüm, das wie dunkelroter Wein schimmerte. »Was erlauben Sie sich eigentlich?« fuhr sie Suko an. »Geben Sie sofort den Weg frei und gehen Sie zu Ihresgleichen. Oder ich rufe die Polizei.«

Suko blieb stehen.

Ich jedoch kam näher. Die Stimme hatte ich schon gehört. Nur war sie mir verbindlicher in Erinnerung. Von selbst erhellten sich mehrere Lampen. Sie befanden sich an den Rückfassaden der Häuser und standen auch neben dem Garagenkomplex.

»Die Polizei ist bereits hier, Madam«, sagte ich mit ruhiger Stimme und hielt schon meinen Ausweis in der Hand. »Sie werden sich an mich erinnern. Ich bin Oberinspektor Sinclair. Wir beide hatten das Vergnügen, miteinander zu telefonieren.«

Sie wurde blaß, das sah ich deutlich. »Sie - Sie sind tatsächlich dieser ...«

»Ja.«

»Trotzdem ist es Ihnen nicht erlaubt, mich auf diese Art und Weise zu belästigen.«

Ich blieb weiterhin freundlich. »Hat Sie jemand angefaßt, Madam?«

»Nein.«

»Weshalb fühlen Sie sich dann belästigt?«

»Nun.« Die Frau räusperte sich. »Weil mich dieser - dieser Typ hier nicht vorbeiläßt.«

»Dieser Typ ist übrigens Inspektor und ein Kollege von mir«, klärte ich sie auf.

»Ein Chinese?«

»Ja. Haben Sie etwas gegen Chinesen?«

Sie wurde rot. »Natürlich - natürlich nicht. Aber ich habe es noch nie erlebt ...«

Ich winkte ab. »Schon gut, Madam, kommen wir zu etwas anderem. Sie halten den Schlüssel ja noch in der Hand, öffnen Sie bitte die Garage.«

»Was?«

Ich wurde ungeduldig. »Machen Sie schon. Wir wollen sehen, welcher Wagen darin steht.«

»Der Wagen gehört zu uns. Der ...«

»Ist es Ihnen peinlich, wenn wir uns selbst davon überzeugen?«

»Sie glauben mir nicht?« Ihre Stimme klang wieder frech.

Da war ich es leid. Hier ging es um Menschenleben, und ich hatte keine Lust, mich von dieser Person in meiner Arbeit stören und

aufhalten zu lassen. Mein Arm schnellte vor, und mit einem Griff hatte ich den Garagenschlüssel aus ihrer Hand genommen.

Die Frau war so überrascht, daß sie keinen Ton hervorbrachte. Sie starrte mir nach, und erst als ich die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatte, begann sie zu schimpfen. Das war übelster Hafenslang, den sie mir nachschleuderte.

Ich kippte das Tor hoch.

Ein Porsche stand in der Garage. Und nicht irgendeiner, sondern Bill Conollys Wagen. Für einen Moment schlug mein Herz schneller. Dann schaute ich durch die Scheiben, fand den Wagen aber leer. Suko kam mit der Frau. Sie hatte auch den Wagenschlüssel, den sie zähneknirschend herausrückte. Ich löste die Verriegelung für die Fronthaube und hob sie an. Bill lag nicht darin.

Hart schlug ich die Haube wieder zu. Der Wagen konnte hier stehenbleiben, er war nicht so wichtig. Dafür Bill Conolly. Denn ihn mußten wir finden.

Ich baute mich vor der Blondin auf. »Wo befindet sich Mr. Conolly?« fragte ich hart.

»Ich weiß nicht.«

»Reden Sie!«

»Soll ich Sie anlügen?« fauchte sie;

Auf eine lange Diskussion wollte ich mich nicht mit ihr einlassen. Bis zum Haus des Maklers waren es nur ein paar Schritte. Ich faßte die Frau am Arm und schob sie auf die Toreinfahrt zu.

»He«, protestierte sie. »Wo wollen Sie mit mir hin?«

»Wir werden Ihren Chef besuchen.«

»Der ist nicht da.«

»Davon möchten wir uns gern persönlich überzeugen.«

Da schwieg sie. Die Blonde sagte auch kein Wort, als ich die Haustür aufschloß. Nach einer überstürzten Flucht sah es hier wirklich nicht aus. Der Schreibtisch war aufgeräumt, auf dem Boden lagen die Teppiche, die Türen zu den einzelnen Büros waren geschlossen.

Der Reihe nach zog Suko sie auf und warf Blicke in die dahinterliegenden Räume.

Leer!

»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß sich Mr. Doyle hier nicht mehr

befindet.« Die Frau lächelte spöttisch und irgendwie siegessicher. Ich schaute sie nur an und machte weiter. Wir nahmen uns die oberen Etagen vor.

Auch hier befanden sich zum Teil Büroräume. Fernschreiber, Telefone, eine EDV-Anlage, und im zweiten Stock hatte der Makler sein privates Domizil.

Dort kamen wir nicht rein.

Wir brachen die Tür nicht auf, denn ich glaubte inzwischen daran, daß sich wirklich niemand mehr im Haus aufhielt. Blieb allerdings noch der Keller.

Er bot wirklich eine Überraschung. Als wir die erste feuerfeste Eisentür aufdrückten, stockte uns der Atem.

Hinter der nüchternen Bürofassade befand sich ein Refugium des Schreckens. Der Folterkeller einer mittelalterlichen Burg hätte nicht schlimmer eingerichtet sein können. Ich sah all die Folterinstrumente, die ein Führer im Tower den Touristen so gern zeigt und erklärt. Aber diese Geräte waren neu und aus besten Materialien gebaut. Man hatte sie auch benutzt, davon zeugten die dunklen Flecken, die ein makabres Muster auf den Geräten hinterlassen hatten.

Blut!

»Was ging hier vor?« Meine Augen wirkten kalt wie zwei Kieselsteine, als ich die Frau anschaute.

Sie senkte den Blick.

Ich faßte sie an der Schulter. Die Blonde verzog das Gesicht und atmete scharf durch die Nase, sprach aber kein Wort.

»Was ist hier geschehen?« fuhr ich sie an. »Hat man hier Menschen gefoltert?«

Sie schwieg.

Ich schüttelte sie durch. »Reden Sie!«

»Nein, man hat hier keine Menschen gefoltert.«

Eine faustdicke Lüge, die sie mir angesichts der Tatsachen noch ins Gesicht schleuderte. »Und warum gibt es dann diese Instrumente des Schreckens? Wofür waren oder sind sie bestimmt? Für Tiere etwa?«

»Nein, es waren keine Menschen.«

»Also wurde doch gefoltert?«

Die Blonde hob den Kopf. Ihren Mund hatte sie verzerrt, die Winkel zeigten nach unten. »Für die Hexen!« kreischte sie. »Man hat es für die Hexen getan. Und sie sind keine Menschen. Nein, sie sind es nicht. Sie müssen brennen!«

Jetzt endlich war es aus ihr herausgebrochen. Sie zeigte nun ihr wirkliches Gesicht, das andere war Fassade gewesen, und sie bewies, daß sie mit den Hexenjägern unter einer Decke steckte. Plötzlich begann sie zu lachen. Schaurig hörte es sich an, als es durch den Keller hallte. »Sie werden brennen, darauf könnt ihr euch verlassen, Bullen. In dieser Nacht räumen die Hexenjäger mit dem Spuk auf. Das Feuer wird sie fressen. Endgültig und für alle Zeiten. Und euer Freund, dieser verdammte Conolly, auf den ihr so scharf seid, der verbrennt mit ...«

Das Gefühl, aus einer Bewußtlosigkeit zu erwachen, war für Bill Conolly nicht neu. Im Prinzip war es immer das gleiche, nur variierte hin und wieder die Stärke der Schmerzen.

Der Kopf tat dem Reporter nicht einmal so weh, dafür aber der Nacken. Das starke Ziehen hatte hier seine Ursache und wanderte weiter über den Rücken bis hin zum letzten Wirbel, wo es sich sogar noch verstärkte. Die Erinnerung kam dem Reporter sofort. Er dachte an den Besuch bei Doyle, an die Szene im Keller, wo er Samantha, Doyles Ehefrau, gefesselt an einem Pfahl gesehen hatte, mit einer Schere in der Brust. Ein schreckliches Bild, das der Reporter nie in seinem Leben vergessen würde, und er fragte sich, was dies für Menschen waren, die so etwas fertigbrachten. Dann jedoch wurde er wieder an seine eigene Situation erinnert, und die sah wirklich nicht rosig aus.

Bill Conolly befand sich nicht mehr innerhalb des Kellers. Im Keller war es nicht kalt. Dort hatte er auch nicht in die Dunkelheit gestarrt wie hier, und da schmatzte und gluckerte auch kein Wasser.

Wo befand er sich dann?

Weit riß Bill die Augen auf. Er versuchte, die Dunkelheit zu durchdringen, etwas Helligkeit wahrzunehmen, um vielleicht herauszufinden, wohin man ihn geschleppt hatte.

Ja, da war etwas. Grau schimmerte es vor ihm. Allerdings war es nicht so hell, als daß Bill etwas hätte erkennen können. Ein nächtliches Zwielflicht, mehr nicht.

Und das Wasser! Deutlich hörte er das Klatschen der Wellen, und er merkte auch, daß er zwar auf festem Boden stand, allerdings auch hin und her wiegte.

Befand er sich auf einem Boot?

Bill wollte seine Arme bewegen, um sich voranzutasten. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß er sie nicht bewegen konnte. Ebenso wie die Beine. Man hatte ihn gefesselt.

Dabei lag er nicht auf dem Boden, sondern stand auf den Füßen. Trotzdem konnte er sich nicht rühren.

Was war das?

Eine Gänsehaut rann über Bills Rücken. Diese Lage war schlimm. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte, und zuckte zusammen, als er plötzlich das leise Lachen hörte.

Direkt hinter ihm.

Bill lauschte so lange, bis das Lachen verstummt war. Und es stammte von einer Frau.

»Wer - wer bist du?« fragte Bill, nachdem er sich ein Herz gefaßt hatte.

»Du kennst mich.«

»Nein.«

»O doch, mein Lieber. Du hast mich gesehen, als du in den Keller gekommen bist.«

Samantha!

Meine Güte, das mußte Samantha sein. Jetzt erst fiel es dem Reporter wieder ein. Hinter ihm stand die Frau, in deren Körper eine Schere steckte.

Samantha, die Hexe!

»Na, mein Kleiner? Bist du dir jetzt darüber im klaren, mit wem du es zu tun hast?«

»Ja.«

»Dann werden wir gemeinsam sterben.«

»Wieso sterben?« schrie Bill.

Die Hexe ließ sich mit ihrer Antwort Zeit. »Glaubst du denn, daß sie dich laufenlassen? Nein, für dich ist das gleiche Schicksal vor-

gesehen wie für uns. Du wirst brennen!«
Brennen! Brennen! Das Wort verdoppelte sich in Bills Gehirn und wurde zu einem schaurigen Echo.

Er sollte verbrannt werden!

»Das geht nicht!« flüsterte er. »Sie können mich doch nicht ...«
Bill verstummte, denn er wußte sehr wohl, was sie alles konnten. Natürlich konnten sie ihn anzünden. Er stand ja schon zusammen mit der Hexe gefesselt an einem Pfahl, und er spürte, wie die Stricke durch seine Kleidung in die Haut schnitten.

Sie hatten alles verdammt gut vorbereitet. Während er bewußtlos gewesen war, hatten sie ihn weggeschleppt. Wohin, das war die große Frage. Ihm war nur bekannt, daß sie ihn mit der Hexe an einen Pfahl gebunden hatten und daß er auf schwankendem Boden stand.

»Wo sind wir hier?« fragte er.

»In einem Bootshaus, das meinem lieben Gatten gehört.«

»Aber warum schwankt der Boden unter unseren Füßen?« .

Da lachte die Hexe. »Kannst du dir das nicht denken, Bill Conolly?«

»Nein.«

»Dann hör genau zu, denn sie haben sich etwas einfallen lassen, unsere lieben Freunde. Sie werden uns zwar anzünden, aber auf sehr spektakuläre Art und Weise. Wie du sicherlich weißt, findet heute die große Hochzeit zwischen Wikka und Gordon Schreiber statt. Der Satan persönlich wird den Trauzeugen spielen, und wir, Wikkas Freundinnen, waren zur Hochzeit eingeladen. Das haben die Hexenjäger herausgefunden. Es gelang ihnen tatsächlich, uns zu fangen. Einige von uns haben sie verbrannt. Wir sollen zwar auf die gleiche Art und Weise sterben, aber viel spektakulärer. Die Hochzeit zwischen Schreiber und Wikka findet auf einem Hausboot auf der Themse statt. Wir werden ebenfalls der Hochzeit einen Besuch abstatten, nur eben als brennende Personen. Du bist zwar an einem Pfahl gefesselt, aber du stehst hier nicht auf oder in einem Boot, sondern auf einem Floß. Wenn die Hochzeit nun beginnt, werden die Flöße auf das Boot zutreiben, und zwar brennend. So lautete der Plan der Hexenjäger. Um uns herum befindet sich schon das Reisig, sie brauchen es nur noch anzuzünden und

uns auf den Fluß zu schleppen. Weg aus diesem Bootsschuppen. Weißt du nun Bescheid?«

»Ja.« Dieses eine Wort, das Bill sprach, war kaum zu verstehen. Der Reporter war geschockt. Jedes einzelne Wort der Hexe hatte er genau verstanden, und er sah keinen Grund, ihr nicht zu glauben. Nein, die log ihn nicht an. Bill hatte zwar nicht viel von den Hexenjägern gesehen, aber was er wußte, das reichte ihm durchaus. Diese Männer kannten kein Erbarmen. Sie hatten sich die alten Hexenjäger der Inquisition als Vorbilder genommen, und die waren ebenso grausam gewesen.

»Du sagst ja nichts?« hörte er Samanthas Stimme.

»Das ist auch schwer zu fassen.«

»Ja, nicht?« Sie schien sich zu freuen, denn nach der Antwort folgte ein Kichern.

»Warum bist du eine Hexe?« fragte Bill und versuchte, seine Hände zu bewegen, denn noch hatte er Zeit. Er mußte versuchen, sich von den verdammten Fesseln zu befreien.

»Ich habe Wikka kennengelernt«, erwiderte sie. »Diese Frau hat mich fasziniert, und sie erzählte mir von der Herrlichkeit des Teufels. Von einem sagenhaften Liebhaber, wie es nur der Gehörnte sein kann. Und den wollte ich haben, denn meinen Mann kannst du abhaken. Er denkt nur an sein Geschäft. Seine Frau, die hatte er schon längst vergessen. So schloß ich mich Wikka an und wurde zu einer Hexe.«

»Wie?«

»Nicht so wie früher. Da riß man den Frauen das Herz aus dem Leib, und sie lebten trotzdem noch weiter. Nein, Wikkas Schlangen bissen mich. Sie pflanzten mir den magischen Hexenkeim ein und machten mich so unsterblich. Als mein Mann merkte, was mit mir geschehen war, drehte er durch. Zuerst peitschte er mich aus, dann folterte er mich, und schließlich stieß er mir die Schere durch die Brust, aber ich starb nicht, und das machte ihn rasend. Er gründete den Club der Hexenjäger und schaffte es, Gleichgesinnte um sich zu versammeln. Ich wußte inzwischen mehr über Wikka, und ich mußte es ihnen sagen, denn sie haben mich gequält. Im Zeichen des Kreuzes gab ich ihnen die Auskünfte und habe ihnen verraten, wer meine Mithexen waren und wo die Hochzeit stattfindet. Sie

haben alle gefangen und wollen der Hochzeit einen Besuch abstatten.« Sie lachte jetzt. »Aber Wikka ist stärker. Bestimmt hat sie den Schrein des Satans gefunden, denn er allein gibt ihr die Kraft, um weiterzumachen. Und auch Gordon Schreiber ist ein würdiger Mann. Der Teufel hat ihm geholfen, zu Macht, Einfluß und Geld zu gelangen. Jetzt verlangt er seinen Tribut, den Gordon Schreiber ihm gern zahlen wird, wie ich ihn kenne. Noch haben wir nicht verloren, Bill Conolly.«

Der Reporter mußte die Worte erst verdauen. Er hatte da Informationen und Neuigkeiten erhalten, womit er nie im Leben rechnete. Erst jetzt wurde ihm bewußt, welche Dimensionen dieser Hexenkult schon angenommen hatte.

Beide bildeten eine Gefahr. Die Hexen als auch die Hexenjäger. Und letztere wollten die alten Zeiten wieder auferstehen lassen. Wie früher sollten brennende Flöße über die Themse treiben und die Schreie der Hexen über das Wasser gellen.

Eine schaurige Vorstellung, aber bald eine Tatsache, die unbegreiflich war.

»Und wo sind die anderen?« fragte Bill.

»Hier bei uns.«

»Wie viele sind es?«

»Mit mir sind wir vier. Also vier Flöße, die die Themse hinabtreiben.« Sie lachte. »Und auf einem sind zwei Gefesselte. Du und ich, Bill Conolly.«

Der Reporter schwieg. Dafür arbeitete er verbissen an den Fesseln. Man hatte ihm die Hände nicht extra gefesselt, sondern die Stricke hart um beide Körper geschlungen.

Bill versuchte es. Er bewegte sich wie eine Schlange, doch die Männer verstanden ihr Fach. So hart und fest saßen die Stricke, daß Bill keine Chance hatte.

»Bemühe dich nicht, du kommst nicht los«, sagte Samantha. »Ich habe es auch schon versucht.«

Bill machte weiter.

Nach fünf Sekunden stoppte er.

Ein Geräusch was an seine Ohren gedrungen. Ein Summen wie von einem Motor. Dann wurde es plötzlich heller. Ein grauer Streifen erschien vor ihnen, der sich vergrößerte, und plötzlich sah

Bill eine dunkle, sich vor ihm bewegende Masse. Tanzende Reflexe auf der Oberfläche, Lichter in der Ferne, die wie helle Punkte funkelten. Kleine Sterne der Hoffnung, denn Bills Blick schweifte jetzt über die Wasserfläche der Themse.

Die Zufahrt zum Bootshaus war frei. Das Tor hatte sich automatisch zur Seite geschoben.

Lichterschein. Flackernd, geisterhaft anzusehen. Dazwischen das Tuckern eines Bootsmotors. Dann schob sich der spitze Bug des Schiffes langsam in das Bootshaus. Sie kamen.

Und sie hielten Fackeln in den Händen. Das Licht strich über sie und ließ die Vermummten noch schauriger erscheinen. Es erhellte auch den größten Teil des Bootshauses, so daß Bill die anderen drei Hexen erkennen konnte.

Wie er und Samantha standen sie ebenfalls gefesselt an auf den Flößen stehenden Pfählen.

Drei Hexen, die aus glänzenden Augen dem langsam hereinfahrenden Boot entgegenschauten.

Bill Conolly wußte, daß er zu lange gewartet hatte. Unter den Blicken dieser grausamen Mörder würde er es nie schaffen, sich zu befreien. Und Samantha sprach das aus, was der Reporter dachte.

»Pech für dich!«

Wikka küßte das Messer!

Sie hatte es in beide Hände genommen, berührte es an der Spitze und am Griff, hatte es verkantet und preßte ihre Lippen auf die Breitseite der Klinge.

Dies war das Messer des Teufels. Durch seine Klinge sollte Jane Collins sterben.

Die Detektivin lag vor der Hexe. Und über ihr befand sich der offene Schrein, in dem die Fratze des Satans auf dem schwarzen Samt leuchtete.

Jane lag apathisch auf dem Boden. Das Mittel, mit dem sie betäubt worden war, wirkte noch lange nach. Und so sollte es auch sein. Jane würde sterben, man opferte sie dem Teufel, und die Klinge, die Wikka geküßt hatte, sollte ihr den Tod bringen.

Schreiber stand hinter der knienden Wikka. Er überragte sie als

auch Jane mit seiner Gestalt. Wie die Hexe hatte auch er sich umgezogen. Gordon Schreiber trug einen Mantel aus pechschwarzem Samt, dessen Hälften unter seinem Hals von einer Spange gehalten wurden.

Wikka war ebenfalls bereit für die Hochzeit. Auch ihr Gewand war schwarz. Allerdings bestand es nicht aus Samt, sondern aus einem Material, das ihre Haut durchschimmern ließ. Es war durchsichtig wie eine Gardine, und der Stoff floß locker und in langen Wellen über den Körper der schönen Hexe.

Die Kerzen brannten ruhig. Aus den schwarzen Stäben stachen die Flammen und beleuchteten auch das Gesicht des Satans. Ein sattes Rot auf dunklem Samt.

Zwei Farben - zwei Symbole.

Rot für das Blut und schwarz für die Hölle. Für die ewige Verdammnis, für die unendliche Tiefe, in der das Höllenfeuer loderte und dem Teufel die Energien gab.

Wikka verneigte sich. Dabei blieben ihre Lippen auf der blanken Messerklinge, und plötzlich drehte sie den Stahl herum. Die Schneide schnitt in ihre Unterlippe.

Blut erschien - grünes Blut.

Hexenblut!

Auch die Haut der Hexe wurde grün. Von innen heraus schien sie zu leuchten. Für einen Moment wurde die Haut sogar durchsichtig, und man konnte hinter ihr das Schimmern der Knochen sehen, dann war sie wieder normal, aber mit dem grünen Schimmer behaftet.

Jane Collins trug auch nicht mehr ihren Umhang. Nackt lag sie vor der knienden Hexe, während das grüne Blut auf ihren Körper tropfte. Jane zuckte zwar zusammen, als sie die Berührung spürte, danach war es ihr angenehm, denn von diesen Tropfen ging eine warme und gleichzeitig belebende Wirkung aus.

Wikka schaute auf das Hexenblut. Es wirkte wie ein grüner Fleck auf ihrer weißen Haut. Dann drehte sie den Kopf und suchte den Blick ihres Bräutigams.

»Hast du es gesehen?« flüsterte sie.

Schreiber nickte.

»Das genau ist die Stelle, die sich der Satan ausgesucht hat.

Durch mein Blut habe ich ihn dazu aufgefordert, sich zu melden. Jetzt weiß ich, wo ich zuzustoßen habe.« Sie nickte und hob danach den Kopf, um den Teufel anzuschauen.

Noch immer drangen aus seinem Maul kleine Atemwolken. Sie schimmerten giftgrün und stanken penetrant nach Schwefel. Dieses Parfüm der Hölle machte Wikka und Schreiber nichts aus. Sie atmeten es ein wie köstlichen Sauerstoff.

»Bist du bereit, o Satan, das Opfer anzunehmen?« fragte die Oberhexe mit rauher Stimme.

Ein Funkeln in den Augen, heftige Atemstöße, dann eine Stimme aus dem Maul.

»Ja, ich bin bereit.«

Wikka lächelte. »Bist du auch bereit, sie als Opfertgabe für unsere Hochzeit anzunehmen?«

»Auch das!«

»Willst du unser Trauzeuge sein und uns deinen höllischen Segen geben?«

»Ich werde beides.«

»Willst du sie töten, oder soll ich ihr das Messer in den Leib stoßen?«

»Du mußt sie mir als Opfer geben«, erwiderte die heiser krächzende Stimme. »Deshalb wirst du sie töten, und ich nehme dein Opfer gern an, Wikka. Die Macht des Satans muß endlich gestärkt werden. Wir haben zuviel an Boden verloren, das hört nun auf. Hast du mich genau verstanden?«

»Das habe ich, Satan, und ich will, daß du uns unterstützt, denn unsere Feinde schlafen nicht. Sie sind uns bereits auf der Spur. Wir müssen kämpfen. Sie haben es geschafft, unsere Schwestern gefangenzunehmen.«

»Sie werden keine Chance haben«, erwiderte die Teufelsfratze.

»Feiert ihr die Hexenhochzeit so, wie es geplant war.«

»Das werden wir!« flüsterte Wikka. »Das werden wir bestimmt!« Sie stand auf und blickte ihren Bräutigam an. »Hast du gehört, was der Satan gesagt hat?«

»Ja.«

»Du hast durch meine Schlangen ein magisches Leben erhalten. Deshalb gehörst du endgültig zu uns. Um den Bund noch fester zu

schließen, werden wir die Hexenhochzeit feiern. Mit deinem und meinem Blut besiegeln wir das Bündnis für die Ewigkeit. Es fesselt dich ebenso, wie es mich fesselt, keiner kann aus dem Bündnis fliehen, es sei denn, der Tod.« Sie lachte. »Aber wer sollte uns schon töten? Da gibt es wohl keinen, dem dies gelingen könnte. Nein, wir sind zu mächtig, und wir werden noch mächtiger.« Sie hob das Messer an und hielt es so, daß es sich zwischen ihrem Gesicht und dem des Gordon Schreiber befand. Einige letzte grüne Schlieren liefen noch an der Klinge entlang, sammelten sich an der Spitze und tropften zu Boden.

Wieder legte die Hexe die Klinge gegen ihren Mund. In den Augen las Schreiber eine Aufforderung. Er beugte seinen Kopf vor, und die Lippen berührten den Stahl auf der anderen Seite.

Sie küßten die Klinge. Eine Messerklinge, durch die Jane Collins den Tod finden sollte.

Das Opfer selbst merkte davon nichts. Apathisch lag die Detektivin auf dem Boden. Im Rücken spürte sie die Kälte der Planken, obwohl sie mit Teppichboden bespannt waren, und über ihren nackten Körper rann ein Schauer.

Jane lag dort in starker Apathie. Sie merkte nicht, was um sie herum vorging, sie hatte sich dem fremden, magischen Zauber völlig ergeben und war ihm erlegen.

Sterben?

Daran dachte sie nicht. Als sie die Augen weit aufriß und nach oben schielte, da sah sie, daß die Hexe und Gordon Schreiber eine Art Brücke über ihr gebildet hatten. Wikka stand links, Schreiber rechts von Jane. Beide hatten sich vorgebeugt, so daß ihre Lippen die Seiten der Messerklinge berühren konnten.

Grüner Brodem wurde ihnen in die Gesichter geweht. Es war Nebel aus der Hölle, der durch den Mund des Teufels drang. Jane nahm den Geruch kaum wahr. Sie befand sich fast in einer anderen Welt.

Wikka hob den rechten Arm. Die Finger legten sich um den Messergriff. Dann zuckte sie zurück, hielt das Messer jedoch fest, so daß es sich weiterhin in einer Höhe mit ihrem Mund befand.

»Ich werde sie töten«, flüsterte Wikka. »Ihr Blut wird unseren Pakt besiegeln.«

Schreiber nickte.

Er war nervös. Auf seiner Stirn lag der Schweiß. Sein Brustkorb hob und senkte sich unter langen Atemzügen. Er spürte genau, daß die Entscheidung dicht bevorstand und daß er sie nicht mehr umgehen konnte.

Er wollte es auch nicht.

Wikka kniete wieder. Das Messer hielt sie jetzt mit beiden Händen fest. Ihre Haare waren nach vorn gefallen. Die Spitzen ruhten auf den Schultern, dessen weiße Haut unter dem schwarzen dünnen Gewand schimmerte.

Gleich war es soweit.

»Satan«, flüsterte die Hexe, »der du das Teuflische erschaffen hast und der du in der Lage bist, es deinem Diener wieder zu nehmen, gib uns nun die Kraft, das zu tun, was für dich wichtig ist. Was dir beweist, daß wir uns voll und ganz in deine Hände geben und unter deinen Schutz stellen. Beschütze uns vor den Feinden des Tages, laß zu uns kommen die Gestalten der Nacht, die Boten der Finsternis, die Diener des Grauens und der Verdammnis. So flehen wir dich an, und sei bereit, dein Opfer anzunehmen«
Plötzlich fuhr ein Sturm durch die Kabine. Er drang aus dem Maul der Teufelsfratze. Es wurde kalt und gleichzeitig heiß. Asmodis hatte sich gemeldet und sein Einverständnis erklärt. Wikka hielt die Augen geschlossen, während Gordon Schreiber den Kopf in den Nacken gelehnt hatte. Sein Mund stand halboffen. Er lauschte den Klängen der Hölle und hörte auch etwas anderes dazwischen.

Schreie!

Sie waren weit entfernt, schienen sogar aus dem Höllenfeuer zu stammen, wo die Seelen der Dämonen und Dämonendiener qualvoll jammerten und weinten.

So jedenfalls glaubte er.

Er senkte den Blick.

Wikka kniete vor Jane Collins. Die Arme hatte sie erhoben, die Finger umklammerten den Griff des Messers. Sie selbst starrte auf den vor ihr liegenden nackten Körper, und die Spitze der Waffe wies dorthin, wo das grüne Hexenblut einen Fleck hinterlassen hatte.

Die Kerzenflammen flackerten, als würde sich jemand im Raum befinden und stark atmen. Licht und Schatten wechselten sich in einem dämonischen Spiel ab, umwandelten die Gesichter der Anwesenden in Fratzen, die Ähnlichkeit mit der des Teufel aufwiesen. Sie wurden Satan immer gleicher, und Wikkas Gesicht verzerrte sich.

Sie stand dicht vor dem Mord!

Da hörten sie die Schreie.

Für Sekunden war die Hexe irritiert. Sie wandte den Kopf, ihre Stirn legte sich in Falten, und sie schaute zu Gordon Schreiber hin, der leicht vornübergebeugt und wie erstarrt auf dem Fleck stand.

»Was war das?« flüsterte die Hexe.

Schreiber hob die Schultern.

Wikkas Lippen zogen sich in die Breite. Ihre Augen leuchteten.

»Schreie«, sagte sie rauh. »Das waren Schreie, und ich habe die Stimmen erkannt. Sieh nach, Gordon Schreiber!«

Auf diesen Befehl hatte Schreiber gewartet. Schon in den letzten Minuten hatte ihn eine übergroße Nervosität gepackt. Jetzt eilte er zu den vernagelten Bullaugen, packte das dünne Holz an einer Seite und riß es herunter.

Noch einmal mußte er zugreifen, um ein kleines Fenster freizulegen, damit er nach draußen sehen konnte.

Sein Blick glitt über die Themse. Dunkel lag der Strom vor ihm.

Aber nur so lange, wie er geradeaus schaute. Als er nach links sah, da wurden seine Augen groß.

Denn was sich ihnen bot, konnte man als nahezu unwahrscheinlich bezeichnen ...

Bill Conolly und die mit ihm an den Pfahl gebundene Samantha Doyle kippten nach links weg, als einer der Vermummten auf das Floß sprang. Er hielt eine Fackel in der Hand, deren Flammenschein geisterhaft über die Gesichter irrte.

Bill atmete durch den Mund. Er spürte die Hitze des Feuers und hörte das Reisig knacken, als sich der Vermummte bewegte und mit seinen Füßen darauf trat.

»Dieses Feuer«, flüsterte er und bewegte die Fackel, »dieses

Feuer ist die Flamme der Reinheit. Sie löscht das Böse in der Welt aus und wird es zu Asche verbrennen.«

Der Reporter hatte die Stimme sehr wohl erkannt. Sie gehörte dem Anführer Harold Doyle. Er ließ es sich nicht nehmen, seinen Feinden einen letzten Besuch abzustatten.

Und er würde es sein, der das Reisig anzündete, damit seine Flammen die eigene Ehefrau erfaßten.

»Doyle, Sie machen einen Fehler!« Bill versuchte ein letztes Mal an das Gewissen des Mannes zu appellieren. »Geben Sie auf.

Lassen Sie ab von dem Wahnsinn! Noch ist es Zeit, verdammt!

Kehren Sie um!«

Doyle zuckte. Dabei bewegte er seinen rechten Arm zu heftig. Bill spürte, wie das Feuer über seine Haut strich und einen glühenden Schmerz auf seinem Gesicht verteilte. »Du wagst es?« zischte Doyle. »Du wagst es wirklich angesichts des Todes noch so zu reden? Ich werde zusehen, wie der Wind deine Asche in die Themse weht, um sie dann dem Meer entgegenzutreiben. So und nicht anders wird es sein. Der Tod kennt kein Mitleid, und der Tod ist mein Freund, deshalb wirst auch du sterben, verdammter Bastard! «

Lachen.

Grell, kichernd.

Die Hexe hatte es ausgestoßen. »Da siehst du es, Bill Conolly. Mit dem kannst du nicht reden, der ist verrückt, er ist wahnsinnig ...«

Doyle zischte einen Fluch. »Willst du schon jetzt brennen?«

schrie er. »Soll ich dich jetzt schon anzünden, du Satansweib, du verdammtes?«

Er redete sich in Rage. Die Augen hinter den Schlitzten funkelten düster, so daß Bill Conolly wirklich das Gefühl hatte, er würde es tun. Aber Doyle beherrschte sich. Er trat zurück.

»Komm endlich, Harold!« rief ihm einer der Vermummten vom Boot her zu. »Wir haben nicht mehr viel Zeit!«

»Ja, das stimmt.« Doyle nickte zu seinen eigenen Worten. Er warf den Gefangenen noch einen letzten Blick zu und sprang wieder in das Boot, wo seine Kumpane auf ihn warteten.

»Da hast du's«, sagte die Hexe und lachte leise. »Er ist nicht zu belehren. Er will nicht nur mich brennen sehen, sondern auch dich!

Stimmt es, meine Schwestern?«

Die anderen Hexen begannen zu lachen. Von vier Flößen erschallte nun das Kichern.

In diese kreischenden Laute mischte sich das Tuckern des Bootsmotors.

Der Fahrer hatte ihn angelassen.

»Jetzt rettet uns nichts mehr«, sagte Samantha. »Höchstens noch der Teufel!«

»Du vertraust auf ihn?« fragte Bill keuchend. Er hatte nicht aufgegeben, an seinen Fesseln zu arbeiten.

»Ja, auf wen sonst?«

Das war eine gute Frage. Auf wen sollte sie wohl sonst vertrauen? Bill spürte den Ruck, als sich das Floß plötzlich in Bewegung setzte. Es wurde weitergezogen, und der Reporter sah erst jetzt, daß auch die anderen Flöße aus dem Bootshaus glitten. Sie waren miteinander verbunden. Durch ein Tau, das im Wasser gehangen hatte und von Bill zuvor nicht bemerkt worden war.

Bills Floß befand sich direkt hinter dem Boot. Allerdings schaute Bill in die entgegengesetzte Richtung, während Samantha das Heck des ziehenden Bootes ansehen konnte.

Sie verließen das schützende Haus am Ufer. Sofort wurde das Wasser unruhiger. Es schwappte über, näßte auch einen Teil des Reisigs, und in Bill keimte die verzweifelte Hoffnung auf, daß das Zeug zu naß werden würde, um brennen zu können. Aber das waren wohl Illusionen, denn es wurde nur ein geringer Teil des Reisigs in Mitleidenschaft gezogen. Das meiste blieb pulvertrocken und gut brennbar.

Schon bald konnte der Reporter über das Wasser schauen. Eine dunkle, sich bewegende Fläche. Kleine, kabbelnde Wellen, auf deren Kämmen manchmal ein Lichtreflex wie ein Strahl der Hoffnung tanzte. Der Bootspropeller wühlte das Wasser zu blasigem Schaum auf.

Samantha rief den Satan an. Die Hexe sprach ununterbrochen, rief Beschwörungen und bat um Hilfe. Der Teufel sollte sich zeigen und sie aus der Klemme befreien.

Sie schwammen jetzt auf die Mitte des Flusses zu, als das Führerboot nach rechts abdrehte.

Langsam schwangen die Flöße mit. Sie lagen nicht ruhig im Wasser, sondern schwankten, aber sie waren so konstruiert worden, daß sie nicht umkippten.

Bill Conolly gab nicht auf. Er gehörte nicht zu den Männern, die sich in ihr Schicksal ergaben, er wollte kämpfen und die verdammten Stricke lösen.

Der Reporter zerrte und riß an den Fesseln. Er atmete keuchend, sein Atem stand als Dampf Wolke vor den Lippen.

Trotz der winterlichen Kälte schwitzte Bill. Es war das Gefühl der Angst, das jetzt in ihm hochstieg.

»Es hat keinen Sinn!« lachte Samantha. »Du schaffst es nicht.«

Bill enthielt sich einer Antwort. Er wollte seinen Atem sparen, denn er brauchte ihn noch.

Hinter ihm glitten die anderen Flöße durch das Wasser. Auch sie lagen nicht ruhig, sondern bewegten sich im Wellengang. Die Ufer glitten vorbei.

Rechts befand sich eine dunkle Wand, durch die nur vereinzelt helle Flecken schimmerten.

Lichter, die so weit entfernt wirkten wie die Sterne. Dort mußte ein Park liegen, und da die Wand sehr groß war, nahm Bill an, daß es sich dabei um den Battersea Park handelte.

Die Vermummten in ihren dunkelroten Kutten unterhielten sich. Bill konnte nicht genau verstehen, was sie sagten, aber einiges von dem Klang nach Befehl.

War es jetzt soweit?

Der Reporter verdoppelte seine Anstrengungen. Hin und her warf er seinen Körper, um die Stricke zu lockern. »Verdammt!« keuchte er. »Hilf auch mit!«

Damit war Samantha gemeint, doch sie tat nichts. Sie schrie nur nach dem Satan. Vergebens.

Und Bill machte weiter. Verbissen, verzweifelt, er bemühte sich, setzte all seine Kraft ein. Die Stricke mußten sich doch lockern! Sie konnten einfach nicht fest bleiben wie zuvor.

Er schüttelte seinen Körper, drehte die Hände, spannte die Schultern und glaubte, einen Erfolg errungen zu haben.

Ja, er konnte sich besser bewegen.

Die Fesselung hatte sich gelockert!

Zwei Sekunden holte Bill Luft. Danach setzte er seine Bemühungen mit dem doppelten Eifer fort.

»Jetzt!«

Eine gellende Stimme hallte über das Wasser. Doyle hatte gerufen, und zwei Hexenjäger reagierten.

Vom Boot bis zum ersten Floß war es nicht weit. Die Distanz konnte übersprungen werden.

Das tat der erste Hexenjäger. Die Fackel hielt er in der rechten Hand, kletterte auf den Bootsrand, knickte noch einmal in den Knien ein und sprang. Sein Kumpan blieb abwartend stehen. Als er sich in der Luft befand, wurde die Flamme vom Wind bewegt und erinnerte für eine kurze Zeitspanne an den hellen Schweif eines Kometen.

Der Mann landete. Das Floß schwankte. Wasser schäumte auf die rauhen Holzplanken, der Vermummte hatte mit dem Gleichgewicht zu kämpfen. Es sah so aus, als würde er fallen, doch er fing sich. Dabei wandte er den Kopf, schaute Bill an, und dem Reporter stockte der Atem. Wenn der Typ jetzt seine Fesseln kontrollierte, dann war alles verloren. Doch das tat er nicht, sondern sprang auf das nächste Floß, das nur wenige Yards entfernt hinterher schwamm.

Wieder landete er sicher. Er sprang auch weiter, und Bill wurde klar, was er vorhatte.

Mit seiner brennenden Fackel wollte er das Reisig auf den Flößen der Reihe nach anzünden.

Es dauerte nicht lange, da hatte er das letzte Floß in der Reihe erreicht.

Eine kurze Bewegung mit der Fackel, ein Schrei dazwischen, und schon fing das Reisig Feuer.

Hell leckten die langen Zungen durch den trägen Qualm. Funken sprühten. Bill hörte das Knistern, als trockenes Reisig brach, und sah im Widerschein des Feuers die Gestalt auf das nächste Floß springen, damit sich dort der Vorgang wiederholte.

Wieder leckte die Flamme der Fackel über das trockene Holz. Da half auch nichts, daß das Reisig an einigen Stellen feucht geworden war. Es brannte trotzdem wie Zunder.

Bill hörte das Fluchen der Hexen, ihre gellenden Schreie, und er

arbeitete verbissen weiter. Aufgeben wollte er nicht. Er mußte es einfach schaffen, er mußte es, sonst würde er hier jämmerlich verbrennen.

Die anderen schauten zu. Die Hexenjäger standen am Heck des Bootes. Sie lachten und hatten ihren Spaß. Das war die Stunde, auf die sie schon lange gewartet hatten.

Endlich würde sich ihre Rache lohnen.

Schon brannte das nächste Floß. Es war ein schauriges Bild, als das Boot die drei brennenden Flöße über die nächtliche Themse zog. Hell loderte das Feuer, ein Fanal des Schreckens und für die Hexenjäger ein Fanal des Sieges.

Ein Floß brannte noch nicht. Es war das, auf dem sich Bill Conolly und Samantha Doyle befanden.

Aber der Maskierte war schon bereit. Er brauchte nur noch zu springen. Und er tat es.

Bill sah ihn dicht vor sich auftauchen. Er lachte ihn an. »So, du brennst mit!« keuchte er und schwang seine Fackel, wobei der Gluthauch wieder dicht vor Conollys Gesicht vorbeistrich.

»Spürst du es? Spürst du das Feuer, du verfluchter Schnüffler?«

»Mach schon!« gellte ein Befehl.

Der Vermummte gehorchte. Er senkte den Arm und hielt die Fackel in das Reisig.

Es puffte förmlich auf, ein Knistern und Knacken, dann kam Wind auf und fuhr in das aufgeschichtete Holz.

Im Nu stand es in Flammen.

»Angenehme Höllenfahrt!« brüllte der Vermummte noch und stieß sich wieder ab.

Uns stockte der Atem!

Was wir sahen, war wirklich ungeheuerlich. Eine gespenstische Szene, die mehr in das auslaufende Mittelalter paßte als in die Gegenwart.

Vor uns lag die Themse. Ein breiter, dunkler Strom, der seine Fluten durch die Strömung träge in Richtung Meer wälzte. Nachts fuhr kaum jemand, nur die Boote der River Police, und auf einem dieser Boote standen wir.

Vor uns geschah etwas, das schaurig und gleichzeitig irgendwie schön aussah.

Das Wasser brannte.

Jedenfalls sah es so aus. Eine regelrechte Feuerkette glitt über die Oberfläche. Brennendes Reisig, Flammen, die aus dem Wasser zu schlagen schienen und einen dicken Rauchschleier über ihren Spitzen mitzogen.

Aber da schlug nichts aus dem Wasser. Es waren Flöße, die über den Fluß glitten und von einem Motorboot gezogen wurden, wie wir durch die Nachtbläser erkannten.

»Die brennen wirklich!« flüsterte Suko, und ich nickte.

Zeit durften wir jetzt nicht mehr verlieren, denn es hatte sowieso schon zu lange gedauert. Für mich war es jetzt noch ein Wunder, daß wir es überhaupt geschafft hatten. Zum Großteil hatten wir dies Sir James Powell zu verdanken. Der Alte hatte sich mal wieder als wahrer Meister erwiesen, war aus seinem Club geflüchtet, hatte sich in sein Büro verkrochen und von dort die gesamte Flußpolizei mobil gemacht.

Alarmstufe Rot!

Aber ein Alarm, der kein Aufsehen erregte. Alles blieb versteckt, im Hintergrund und im geheimen. Die Besatzungen erhielten genaue Befehle, bevor sie ausliefen und sich in Ufernähe förmlich weiterschlichen.

Es hatte uns Zeit gekostet, herauszufinden, welches Bootshaus in Frage kam. Daß Doyle eines besaß, das wußten wir. Und wir hatten uns nicht getäuscht. Aus diesem Haus liefen die Flöße aus, die mit den Hexen besetzt waren.

Neben mir stand nicht nur Suko, sondern auch der Commander des Polizeibootes, ein Captain, den ich von früheren Einsätzen her gut kannte.

Er hieß Pickering und ließ langsam das Glas sinken. Erstaunen zeichnete sich auf seinem Gesicht ab.

»Was machen wir?«

Ich gab keine Antwort, sondern blickte fünf Sekunden lang weiter durch das Glas. Ich wollte Personen erkennen, doch der Rauch und die tanzenden Flammen waren einfach zu dicht. Dabei dachte ich an Bill Conolly. Obwohl ich meinen Freund

nicht sah, war mir klar, daß er sich auf einem der Flöße befinden mußte. Und zwar gefesselt - wie die Hexen.

Ich ließ das Glas sinken. Suko und ich befanden uns nicht umsonst auf dem schnellsten Boot, das der River Police zur Verfügung stand. Zwei Rolls-Royce-Motoren trieben es an.

»Volle Kraft, Captain!« flüsterte ich.

Kaum hatte ich den Satz ausgesprochen, als Pickering schon reagierte. Er gab die Anordnung weiter, und sein Steuermann zögerte keine Sekunde.

Die Motoren dröhnten auf. Sogar die Planken zitterten, als die geballte Kraft das Boot voranschob. Mit dem Bug stieg es aus dem Wasser, das aufschäumte und als lange Streifen rechts und links der Bordwand vorbeieilte.

Gischtwolken umsprühten uns. Es kümmerte uns nicht. Das Finale war eingeläutet worden ...

Gordon Schreiber stöhnte. Dazwischen stieß er einen Laut aus, der an das Fiepen einer Ratte erinnerte.

»Nein!« schrie er. »Nein und verdammt!«

»Was ist denn?«

Seine Reaktion hatte auch Wikka aufgeschreckt. In ihrer knienden Stellung drehte sie sich und schaute auf Gordon Schreibers breiten Rücken.

»Sieh selbst, verdammt!«

»Nein, ich muß sie töten.« Noch immer hielt sie das Messer mit der langen Klinge fest.

»Sie kommen!«

Schreiber brauchte nicht zu sagen, wer da kam. Wikka wußte es auch so. Doch sie wollte sich genau überzeugen. Deshalb schob sie ihr Mordvorhaben auf, stand auf, drehte sich um und lief zu ihrem Geliebten, der Platz machte, damit Wikka durch das Bullauge schauen konnte. Schreiber blieb mit bleichem Gesicht neben der Hexe stehen.

Wikka schlängelte sich an ihrem Bräutigam vorbei, stellte sich auf die Zehenspitzen und blickte durch das Fenster.

»Dreh den Kopf nach links!«

Auch das tat die Hexe.

Und da sah sie die Flöße. Brennend trieben sie über den breiten Strom, wurden von der Strömung erfaßt und weitergeleitet. Wikka zischte durch die Zähne wie eine Schlange. Ihre Haut verfärbte sich noch mehr. Das geisterhafte Grün schimmerte selbst im rötlichen Licht der Kerzen, deren Flammen vom durch das Bullauge wehenden Wind tanzten und zuckten.

»Was sagst du?« fragte Schreiber.

Wikka lachte nur grell. »Laß sie doch brennen. Sie kommen uns besuchen, sie haben ihr Versprechen gehalten. Sie werden bei uns sein, auch als Brennende.«

Schreiber fuhr zurück. »Bist du wahnsinnig? Die sind nicht allein. Die Flöße werden von einem Boot gezogen, und auf dem befinden sich die verdammten Hexenjäger.«

»Was sagst du?« Wikka duckte sich, schaute Schreiber an, und ihre Augen funkelten.

»Ja, sieh nach. Das ist tatsächlich ein Boot, das die Flöße zieht. Wir müssen weg!«

Wikka blickte wieder durch das Fenster. Ihr Bräutigam hatte nicht gelogen. Jetzt, da sich die Flöße noch mehr genähert hatten, sah sie ebenfalls das Motorboot. Und es war gar nicht mehr weit entfernt. Der Widerschein des Feuers warf nicht nur bizarre dunkle Schattenrisse auf das Boot, sondern auch über die Wasserfläche.

»Flieh!« schrie Schreiber.

Wikka hörte nicht, sie wollte nicht hören. Ihre Augen leuchteten. Sie starrte auf das heranfahrende Boot und sah die Gestalten in den langen Kutten auf Deck.

Vermummte. Bewaffnet mit einem großen Holzkreuz, mit Äxten, Pistolen und langen Messern.

Sie wollten Wikka!

Schreiber hielt es unter Deck nicht mehr aus. Er stand schon bereit, wollte weg. »Komm endlich! Noch haben wir eine Chance!« Für einen Moment drehte Wikka den Kopf. »Nein, Gordon Schreiber. Ich bleibe hier. Ich werde das Boot vernichten. Nicht umsonst hat mich der Satan mit einer ungeheuren Macht ausgestattet. Er wird mir helfen. Sie sollen ebenso sterben wie unsere Schwestern auf den Flößen. Ich werde sie töten!«

Schreiber hielt nichts mehr. Er rannte weg.

Wikka aber reagierte. Sie setzte all die Kraft ein, die die Hölle ihr gegeben hatte ...

Die Flammenwand zuckte vor dem Reporter in die Höhe. Eine wabernde, sich bewegende breite Lohe, die wie ein gewaltiger Vorhang wirkte, der von den tanzenden Flammen und vom Wind als heißer Gruß aus der Hölle gegen Bill Conolly wehte.

Der Reporter hielt es nicht mehr aus. Er hatte den Mund aufgerissen und brüllte aus Leibeskräften. Noch hatten ihn die Flammen nicht erfaßt, nur der fette dunkle Rauch hüllte ihn ein und machte ein Atmen so gut wie unmöglich.

Samantha lachte irr. Es war ein Gelächter, das aus ihrer Angst geboren wurde, und jetzt erst merkte Bill, daß auch sie an den Fesseln zerrte.

Das Floß schwankte. Wieder rollten Wellen heran, liefen über. Es zischte, wenn das Wasser mit dem glühenden Holz in Berührung kam und weiße Wolken in die Höhe stiegen und vom Wind erfaßt und zerfasert wurden.

Auch Bill kämpfte noch, obwohl er das Gefühl hatte, seine Haut würde in Streifen vom Körper gezogen. Er warf sich von einer Seite auf die andere, geriet zufällig in den gleichen Rhythmus wie auch Samantha, und das machten die Fesseln nicht mehr mit.

Sie fielen zwar nicht, aber sie lockerten sich.

Wieder ein wenig Hoffnung für den Reporter. Auf einmal brüllte er, denn die erste Flammenzunge hatte sein Hosenbein erreicht undleckte gierig daran hoch.

Bill riß und zerrte.

Frei!

Oder fast, denn er konnte um den Pfahl herum, obwohl die Stricke noch um seinen Körper lagen, wenn auch jetzt nicht mehr so straff. Von den anderen Flößen vernahm der Reporter die gellenden Schreie. Dort loderten die Hexen bereits, und wenn der Wind das Feuer einmal zur Seite trieb, waren die an Pfähle gebundenen Gestalten deutlich zu erkennen.

Die Hexen krümmten sich unter den Feuerzungen. Eine stand

schon in Flammen. Die Haare wurden hochgetrieben und brannten knisternd.

Bill kämpfte.

An seinem Bein hatte das Feuer bereits den Stoff verkohlt und wanderte weiter.

Jetzt schrie auch Samantha. Sie mußte ebenfalls von den Flammen erfaßt worden sein. Atmen konnte der Reporter kaum noch. Der dicke Qualm nahm ihm die Luft. Tränen schossen aus seinen Augen. Längst waren seine Haare verkohlt, die Haut auf seinem Gesicht glühte, und wenn in den nächsten Sekunden nichts geschah, dann war auch er verloren.

Bill Conolly schrie, als er sich mit seinem gesamten Gewicht nach vorn warf, ein letzter, verzweifelter Kraftakt. Hielt das Seil, riß es? Es hielt!

»Nein!« Vor Enttäuschung schrie der Reporter, denn er wußte, daß er sich allein nicht mehr helfen konnte, Die Rechnung der Hexenjäger schien voll aufzugehen ...

Vor uns sprühte ein gewaltiger Regen. Die Bugwelle wurde hochgeschleudert, und der Vorhang aus heller Gischt senkte sich auf uns nieder. Die Flöße rückten näher. Deutlich schälten sie sich aus der Dunkelheit hervor.

Das Führerboot hatte seinen Kurs ein wenig geändert. Es hielt jetzt auf das Ufer der Themse zu, wo sich ein gewaltiger Schatten abhob. Das mußte das Boot sein, in dem die Hochzeit gefeiert werden sollte. Zwischen Gordon Schreiber und Wikka, dieser gefährlichen Hexe. Schreiber kannte ich, Wikka hatte ich noch nie gesehen. Die Hände, in denen ich das Nachtglas hielt, zitterten. Meine Augen tränten vom langen Starren in die tanzenden Feuerwände. Ich sah die Gestalten an den Pfählen, ich sah, wie langes Haar brannte, und bemerkte erst jetzt, daß sich auf dem ersten Floß hinter dem ziehenden Motorboot zwei Menschen befanden.

Ein Mann und eine Frau.

Der Mann war Bill.

Ich schrie seinen Namen, so daß auch Suko aufmerksam wurde.

Im selben Moment blitzte es vom Motorboot her auf. Man hatte uns

entdeckt und schoß. Eine Kugel traf den Bootsrand und sirrte als böser Querschläger davon.

»Deckung!« schrie Pickering. Er lag als erster flach und fingerte nach seiner Waffe.

»Schießen Sie zurück!« brüllte ich. »Und halbe Kraft, wenn es geht. Wir müssen von Bord!«

»Sie wollen wirklich?«

»Ja, verdammt!«

Suko und ich lagen ebenfalls lang. »Ich kümmere mich um Bill«, sagte der Chineser, und bevor ich etwas erwidern konnte, war er zur Seite gerutscht, kam halbhoch und hechtete über die Reling. Und das bei fast voller Fahrt des Bootes. Wenn Suko auf die Oberfläche schlug, war sie hart wie Stein, aber mein Partner und Freund ging das Risiko ein, um einen anderen Freund zu retten. Hoffentlich schaffte er es.

Ich wartete. Nicht aus Feigheit, sondern weil ich näher an das am Ufer liegende Boot herankommen wollte. Wir hielten jetzt darauf zu.

Die Bugwelle war ineinander gesunken, längst spritzte die Gischt nicht mehr so hoch, und ich konnte es riskieren.

»Achtung!« rief ich Pickering zu, dann hechtete ich über die Bordwand. Eiskalt war das Wasser. Ich tauchte ein und hatte das Gefühl, jemand würde mir meine Lungen aus dem Leib reißen wollen. Ein Ring aus Eisen schien sich um meine Brust gelegt zu haben, die Kleidung saugte sich im Nu voll. Trotzdem schwamm ich dicht unter der Oberfläche weiter und tauchte erst auf, als ich wirklich Luft holen mußte.

Mein Kopf stieß aus dem Wasser. Nicht weit entfernt sah ich das Motorboot der Hexenjäger. Rechts vor mir lag das Hausboot, aus dessen Bordwand plötzlich etwas herausschoß.

Ein giftgrüner Strahl.

Für Sekunden schien die Zeit einzufrieren. Dann sah ich, wie der Strahl das Boot der Hexenjäger traf, es im nächsten Augenblick auseinanderriß und eine glühende Feuersäule in den Himmel stieg.

Ich tauchte unter und schwamm um mein Leben ...

Wikka konzentrierte sich.

Sie sah das Boot, nur das Boot, denn da hatte sie ihre Feinde zusammen.

Plötzlich erschienen wieder die Schlangen aus ihrem Kopf, und Wikka zischte ihnen einige Befehle zu. Dabei konzentrierte sie sich, sammelte Kräfte der Schwarzen Magie, und einen Augenblick später lösten sich die Schlangen von ihrem Kopf, um auf das Boot zuzurasen. Unterwegs trafen sie sich, wurden zu einer Einheit und bildeten einen grünen Strahl, der scharf gebündelt die Wirkung einer Laserlanze hatte.

Er traf.

Plötzlich erbebt das Boot. Es wurde aus dem Wasser gehoben. Die Vermummten ahnten das Verhängnis, wollten noch von Bord, doch da explodierte das Boot bereits.

Feuer, Rauch und Trümmer bildeten ein Inferno, das keiner überstehen konnte.

Wikka hatte sich furchtbar gerächt.

Ein böses Lächeln lag auf ihrem Gesicht, als sie sich umdrehte, das Messer nahm und Jane anschaute.

»So, meine Kleine, nun zu dir«, flüsterte sie ...

»Bill!«

Der Reporter hörte den Schrei und konnte es kaum fassen, weil er bereits dicht vor der Bewußtlosigkeit stand. Erkennen konnte er nichts mehr, aber er spürte, wie ihm jemand kaltes Wasser in sein heißes Gesicht schleuderte. Bill glaubte es sogar auf seiner Haut zischen zu hören.

Das Boot schwankte stark, als Suko hinaufkletterte. Er hatte sofort erfaßt, wie es um Bill Conolly stand, und der Chinese zögerte nicht einen Atemzug.

Naß wie er war, so warf er sich gegen den Reporter, umklammerte ihn mit beiden Armen und drückte Bill an sich, wobei es ihm gelang, die Flammen zu ersticken. Er wollte den Reporter wegzerren, doch die Fesseln saßen noch zu stramm. Es hätte Zeit gekostet, sie erst umständlich zu lösen.

Bill, der sich mit Gewalt wach hielt und erfolgreich gegen eine

Ohnmacht angekämpft hatte, keuchte: »Die Schere! In der Brust der Hexe. Nimm sie!«

Suko verstand. Er flirrte herum, sah die brennende Samantha und fand dicht unter dem bereits verkohlten Gesicht der Hexe die Schere. Sukos Arm stieß in die Feuerwand, und die Finger faßten das heiße Metall an. Auf ein paar Brandflecken kam es ihm nicht an.

Er riß die Schere mit einem Ruck aus der Brust der Hexe, schleuderte dabei mit den Füßen brennendes Reisig über den Floßbrand und kümmerte sich um Bill.

Einen Schenkel der Schere setzte er an, säbelte verbissen an den Stricken, und er schaffte es tatsächlich, daß sie auseinanderfielen. In mehreren Stücken rutschten sie zu Boden und blieben dort liegen.

Bill fiel ihm entgegen. Der Chinese fing ihn auf, ließ sich weiter mit Bill fallen und klatschte ins Wasser.

Sie tauchten unter.

Genau in dem Augenblick, als das Boot mit den Hexenjägern explodierte ...

Ich paddelte wie eine Schildkröte, um möglichst tief zu kommen. Denn wenn die glühenden Bootsteile aufs Wasser prallten, würden sie wie Steine versinken und konnten mich dabei noch verletzen oder auch töten.

Fast berührten meine Hände schon den dicken Schlamm, als ich die Richtung änderte und mit langen Zügen dorthin schwamm, wo ich das Hausboot vermutete.

Um mich herum wurde das Wasser aufgewühlt. Zum Glück geschah das meiste hinter mir. Die trübe Brühe machte es mir unmöglich, etwas zu erkennen. Wenn ich sehen wollte, mußte ich auftauchen, was natürlich gefährlich war.

Ich ging das Risiko ein.

Als mein Kopf die Wasserfläche durchstieß, hingen mir die Haare bis in die Augen. Ich spürte sofort die Hitze des Feuers, denn brennende Bootstrümmer und auch entflammtes Benzin trieben noch auf dem Wasser.

Sofort schwamm ich weiter, schleuderte die Haare zur Seite und sah fast zum Greifen nahe die Bootswand. Auf dem am Ufer liegenden Schiff rührte sich nichts. Ich blickte mich um und sah an der Backbordseite eine in die Außenwand eingelassene Leiter. Zwei Schwimmstöße brachten mich in die Nähe. Ich streckte meinen rechten Arm aus, bekam die erste Sprosse zu fassen und kletterte die Leiter hoch. Meine Knie zitterten dabei, aus meiner Kleidung tropfte das Wasser, ich fror wie ein Schneider, doch auf solche Gefühle durfte ich nun keine Rücksicht mehr nehmen. Ich wußte nicht genau, wer sich alles an Bord befand, rechnete allerdings zumindest mit Gordon Schreiber und Wikka. Zwei harte Gegner, die es mir nicht leichtmachen würden, falls es zum Kampf kam.

Ich erreichte das Deck.

Leider brannte auf dem Wasser das Feuer noch immer, so daß ich mich in seinem Widerschein als gute Zielscheibe abheben würde. Es war so hell, daß ich den Schmutz erkennen konnte, der auf dem Deck lag.

Und die Gestalt!

Sie drehte mir halb den Rücken zu und hatte mich noch nicht gesehen. Ich erkannte Gordon Schreiber an der Figur. Er trug einen langen Umhang, der vom Wind aufgebauscht wurde.

Danach bewegte ich mich vorsichtiger. Hatte ich es vorhin eilig gehabt, so ließ ich mir jetzt Zeit. Ich wollte keine unnötigen Geräusche verursachen und hatte trotzdem Pech. Schreiber schien einen sechsten Sinn zu besitzen, denn blitzschnell drehte er sich um und sah mich.

Nie werde ich diese Sekunde vergessen. Die Überraschung auf seinem Gesicht, das Entsetzen, die Furcht, die Angst, nun doch alles verloren zu haben.

Da sprang ich ihn an.

Er wollte noch zur Seite ausweichen, doch er schaffte es nicht. Die Hände meiner ausgestreckten Arme packten ihn, sie krallten sich in seinem Umhang fest, und ich riß Gordon Schreiber zu Boden. Es dröhnte, als er auf die Planken fiel.

Wie eine Katze krümmte er sich, er zog die Beine an und stieß sie vor.

Ich wich aus. Mit der Handkante hämmerte ich zu, traf ihn irgendwo und hörte sein Stöhnen. Er gab nicht auf, rollte sich von mir weg, tauchte nach unten und stemmte plötzlich einen kleinen Eisenanker hoch, den er mir sofort entgegenschleuderte.

Ich kam nicht dazu, meine Waffe zu ziehen, sondern flog nach rechts zu Boden, um nur nicht von diesem verdammten Anker getroffen zu werden.

Er traf mich auch nicht, doch sein Aufprall war so wuchtig, daß sein Gewicht sogar die Deckplanken aufriß.

Ich hatte damit gerechnet, daß Schreiber mir folgen würde, doch das erwies sich als Irrtum. Er griff mich nicht an, sondern floh. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich ihn auf der Reling stehen, dann verschwand er. Gordon Schreiber war in die Themse gesprungen.

Verdammt, in der Schweiz war er mir schon entkommen.

Diesmal wollte ich ihn packen. Und wenn ich bis zur Mündung schwimmen mußte, was natürlich Unsinn war, aber ich steckte so voller Wut.

Nicht einmal die Hälfte der Strecke bis zur Bordwand schaffte ich, denn ich hörte den Schrei.

Aus dem Schiffsbauch.

Schreiber ade!

Unter mir befand sich jemand in großer Not.

Daß ich den Niedergang so rasch fand, war reines Glück, da ich mich direkt in seiner Nähe aufhielt. Ich stolperte und fiel mehr die Stufen hinab, als daß ich überhaupt ging. Unterwegs riß ich noch mein Kreuz hervor, denn wahrscheinlich würde Wikka mich erwarten.

Die Tür stand offen. Schreiber hatte sie nicht ins Schloß gedrückt. Ich sprang in den dahinter liegenden Raum und sah zum erstenmal die Oberhexe Wikka.

Aber nicht sie allein, sondern auch Jane Collins.

Nackt und wehrlos lag sie vor einem Teufelsschrein. Wikka stand neben ihr, hatte ihre Arme hoch erhoben und hielt mit beiden Händen den Griff eines Opfermessers umfaßt.

Sie wollte die Klinge Jane Collins in den Leib stoßen!

Die Beretta konnte ich nicht mehr ziehen, diese Zeit blieb mir nicht mehr.

Vielleicht rettete Jane ein Schrei.

»Neiiinnn!« brüllte ich.

Die Hexe zuckte zusammen, dabei rasten beide Arme nach unten, ich erstarrte vor Angst, doch die Klinge schlug einen Bogen und wies plötzlich auf mich.

Zwei Sekunden vergingen.

Eine Zeit, die ich nutzte. Mit beiden Händen packte ich die Kette, an der mein Kreuz hing, riß sie über den Kopf, und das Gesicht der Oberhexe verzerrte sich, als sie das Kruzifix sah.

Sie wollte das Messer noch werfen, als ich bereits mein wertvolles Kleinod schleuderte.

Selten zuvor in meinem Leben habe ich, jemanden gesehen, der so schnell war wie Wikka. Sie huschte zur Seite, als wäre sie nur noch ein Schatten, und das Kreuz traf nicht sie, sondern hieb in den offenen Schrein mit der Teufelsfratze.

Volltreffer!

Auf einmal packten mich unsichtbare Hände, wirbelten mich herum, ich krachte irgendwo gegen die Wand, hörte ein gewaltiges Heulen, und ein greller Blitzstrahl blendete mich.

»Sinclair, du Hund!« Die Stimme donnerte, und sie gehörte Asmodis, meinem Erzfeind. Sein Geist steckte in dem Bildnis, das durch die Macht des Guten, die Kraft des Kreuzes, rigoros zerstört wurde. Dann fuhr etwas über mein Gesicht, ich riß die Arme hoch, spürte einen Schlag, sah ein glühendes Augenpaar und erkannte in einem grünen Schatten Wikkas Gesicht.

»Wir sehen uns wieder!« schrie sie. »Von nun an stehst auch du auf meiner Liste!«

Dann war sie weg.

Brandgeruch kitzelte meine Nase. Dagegen war ich verdammt allergisch.

Ich kam wieder auf die Füße und konnte mit ansehen, wie der Teufelsschrein verkohlte.

Mein Kreuz war stärker gewesen als die Magie der Hölle. Rasch hob ich es auf und hängte es mir wieder um den Hals. Dann kümmerte ich mich um die völlig apathische Jane Collins und nahm sie

auf meine Arme. Ich hätte nie gedacht, daß sie so schwer sein würde, vielleicht war ich aber auch zu kraftlos. Als ich schließlich das Deck erreichte, da taumelte ich auch mehr als ich ging. Jane war gerettet, doch Wikka und Gordon hatten die Flucht ergreifen können.

Von ihnen würde ich sicherlich noch hören, und ich sollte mich auch nicht getäuscht haben ...

Die großangelegte Suchaktion blieb ohne Erfolg. Wir fanden Gordon Schreiber nicht. Er war ebenso verschwunden wie auch die Oberhexe Wikka.

Das Ufer der Themse und auch der Teil des Flusses hier am Battersea Park waren hell erleuchtet. Polizeiboote hatten einen Ring gezogen, und am Ufer standen mehrere Krankenwagen sowie ein Leichentransporter. Denn Tote hatte es leider gegeben.

Von den vier Hexenjägern auf dem Boot war niemand mit dem Leben davongekommen. Zu stark war die Explosion gewesen, und die Hexen waren verbrannt.

Man hatte Suko und mich in wärmende Decken gepackt, und sogar der Chinese trank Rum. Wir saßen in einem Einsatzwagen. Jane befand sich nicht bei uns. Ein Arzt kümmerte sich um die völlig apathische Frau. Die Mediziner mußten erst einmal herausfinden, welches Mittel man ihr gegeben hatte.

Bill Conolly ging es am schlechtesten. Er hatte schwere Verbrennungen und mußte wohl für zwei Wochen im Krankenhaus bleiben. Sheila wußte schon Bescheid.

Als die Tür des Wagens aufgerissen wurde und Sir James, unser Chef, auftauchte, machten wir nicht gerade glückliche Gesichter. Der Superintendent hörte sich unseren Bericht an und schüttelte ein paarmal den Kopf.

Seine Antwort überraschte mich. Ich hatte eine Schimpfkanonade erwartet oder zumindest bissige Vorwürfe, doch Sir James baute uns mit der Erwiderung auf: »Was wollen Sie, meine Herren? Sie haben gegen zwei Parteien gekämpft. Gegen Menschen und Wesen, die in der Überzahl waren. Sie haben eine Hochzeit verhindern können und eine Hinterlassenschaft des Teufels zerstört.

Gordon Schreiber und Wikka laufen Ihnen nicht davon. Sie gieren doch nach Rache.«

Suko schaute mich an, ich ihn. Dann nickten wir gemeinsam und sagten fast synchron: »Sie haben recht, Sir. Wie immer.«

Noch nie habe ich Sir James bei einem Fall, der für uns nicht gerade ein Ruhmesblatt gewesen ist, strahlen sehen. An diesem Tage tat er es, was für mich ein kleines Wunder war.

Aber die soll es ja hin und wieder auch geben - oder nicht?

IM JENSEITS VERURTEILT

Das Schwert mit der goldenen Klinge fuhr schräg von oben nach unten. Ein pfeifendes Geräusch entstand, als es durch die Luft schnitt. Der Schatten versuchte zwar noch auszuweichen, doch die Klinge war schneller.

In einem Lichtreflex sah man das Funkeln ihrer Schneide, dann traf sie mit tödlicher Sicherheit ins Ziel. Der Schatten wurde buchstäblich an die Wand genagelt. Ein Schrei ertönte. Ein Schrei aus der Schwärze, der in einem Röcheln endete.

Sofort wirbelte die Frau herum. Sie wußte, daß noch ein zweiter in der Nähe lauerte, und sie sah sich nicht getäuscht. Dieser Schatten befand sich dicht an der Tür, und er wurde von einer kleinen Person mit grüner Haut in Schach gehalten.

Von Myxin, dem Magier!

Er stand vor dem Gebilde, hatte die Arme ausgestreckt und seine Finger gespreizt. Aus den Kuppen stießen zehn blasse Strahlen, die an der Wand die bizarre Form des Schattens genau nachzeichneten und der dadurch heller wirkte, als er in Wirklichkeit war.

Der Schatten kam nicht weg. Myxins magische Kraft hatte ihn gebannt. Die Frau mit dem Schwert trat näher. Wieder blinkte das Restlicht auf der Klinge und ließ erkennen, wie wertvoll diese Waffe war. Leicht gebogen präsentierte sich das edle Metall, dessen Alter fast unschätzbar war, denn schon in vorchristlicher Zeit hatte dieses Schwert existiert. Die Frau mit den langen schwarzen Haaren, dem schmalen Gesicht und den großen Augen war nur der Erbe des Schwerts. Ihr Vater hatte es ihr vermacht.

Sie hieß Kara, war die Schöne aus dem Totenreich und immer auf der Suche nach dem Trank des Vergessens, den sie irgendwann zu finden hoffte, wobei ihr Myxin, der kleine Magier, half, mit dem sie vor 10000 Jahren verfeindet gewesen war.

»Du hast ihn sicher, nicht?« Es war mehr eine Feststellung als eine Frage, und Myxin bewegte den Kopf.

»Soll ich ihn lassen?«

»Nein«, erwiderte Kara und trat noch näher, damit die Spitze des goldenen Schwerts den Schatten berühren konnte, wenn sie den Arm ausstreckte.

Der Schatten war ein Wesen aus dem Reich des Spuks. Es kam nicht oft vor, daß der Spuk einen seiner Diener entließ. Wenn dies

eintrat, mußte es einen besonderen Grund haben.

Den wollten Kara und Myxin erfahren!

Der Schatten oder vielmehr beide waren in ihre magische Falle gelaufen. Es gab auf der Welt gewisse Punkte, wo sich die Dimensionen überlappten. Und an solchen Punkten hatten Kara und Myxin ihre Fallen aufgestellt. Manche Dämonen umgingen sie, doch die Schatten waren unvorsichtig gewesen und voll hineingetaucht.

Einer existierte nicht mehr. Kara hatte ihn bewußt vor den Augen des anderen getötet, damit dieser merkte, was ihm bevorstand, wenn er sich weigerte zu reden.

Und er würde reden, dessen waren sich Kara und Myxin sicher. Denn Dämonen sind im Grunde ihres höllischen Daseins feige und hinterlistig. Wenn Stärkere kamen, zogen sie sich meist zurück, wimmerten um Gnade und taten alles, was man von ihnen wollte. Schatten können nicht sprechen, und Schatten konnte man auch nicht töten. Im Normalfall nicht, doch wer eine Waffe wie Kara besaß, der schaffte auch dies.

Ein penetranter Schwefelgeruch durchzog das schmale Verlies. Er stammte von dem erledigten Schatten, der sich aufgeöst hatte und nicht mehr dazu gekommen war, seine Zweitgestalt anzunehmen, die eines echsenköpfigen Wesens.

Nur wenn die Schatten Gestalt angenommen hatten, dann konnte man auch mit ihnen reden.

Das wußte Kara. Deshalb wollte sie ihren Gegner zwingen, sich zu verwandeln.

»Du siehst mein Schwert«, sagte sie. »Du kannst es dir genau anschauen. Es riecht noch nach dem Tod deines Artgenossen. Und dir wird es ebenso ergehen, falls du nicht genau das tust, was ich von dir verlange, Dämon!«

Reden konnte der Schatten nicht, aber er vibrierte innerlich stärker. Ein Zeichen, daß er verstanden hatte.

Kara drehte den Kopf und nickte Myxin zu.

Der verstand. Seine Hände ballten sich zur Faust, und im selben Augenblick waren auch die Strahlen verschwunden. Natürlich trauten weder Kara noch Myxin dem Schatten. Damit er nicht in seine Dimension fliehen konnte, drehte die Schöne aus dem

Totenreich die Klinge gedankenschnell herum, so daß die flache Seite den Schatten berührte und ihn weiterhin bannte.

Kara zog die Klinge von oben nach unten. Dabei murmelte sie eine uralte Beschwörung, die ihr Vater sie gelehrt hatte. Sie hoffte, daß sie damit etwas erreichte, und hatte tatsächlich Erfolg.

Der Schatten veränderte seine Gestalt.

Zuerst plusterte er sich auf, nahm einen grünlichen Schimmer an, dann zog er sich zusammen und wurde wenig später in die Länge gezogen, als würden unsichtbare Hände an ihm reißen und ihm seine Form geben, die Kara wollte.

Neue Dimensionen entstanden.

Drei insgesamt.

Länge, Breite und Höhe.

Ja, der Schatten wurde dreidimensional, und er nahm die Gestalt eines echsenköpfigen Monsters an. Allerdings war der Schädel nicht so flach, er sah mehr nach einer Kreuzung zwischen Feuersalamander und dem Kopf eines Sauriers aus.

Kara trat einen Schritt zurück. Sie und Myxin mußten die Köpfe in den Nacken legen, denn das echsenköpfige, grünlich schimmernde, schuppige Wesen überragte sie beide.

Es hatte lange Beine und gleichfalls lange Arme. Mit Fingern, die in Krallen endeten. In seinem Maul steckten scharfe Zähne, und normalerweise, im Reiche des Spuks, waren diese Wesen mit langen Lanzen bewaffnet.

Jetzt aber nicht. Er hatte sich auf die Erde gewagt und war in die Falle gelaufen.

Myxin hatte sich zur Seite bewegt und eine kleine Lampe angezündet. In ihrem Licht wurde ein etwas groteskes Bild sichtbar. Da war einmal das große Ungeheuer mit dem Echsenkopf, und davor standen Kara und Myxin, zwei wesentlich kleinere Personen, vor denen sich der andere jedoch fürchtete, denn in seinen schmalen Augen funkelte es. Die Blicke waren auf das Schwert gerichtet. Der Dämon hatte Angst vor der Waffe. Dies zu recht, denn Kara sagte es ihm auch noch einmal: »Du wirst Ärger bekommen, wenn du uns nicht verrätst, was dich in diese Welt getrieben hat. Wer hat dich geschickt? «

»Der Spuk.«

Die Worte waren zu verstehen, denn Dämonen, die in die normale Welt gelangten, redeten automatisch auch die Sprache der Menschen. Das mußte so sein.

»Und was will der Spuk?«

»Ich weiß es nicht.«

Kara verzog die vollen Lippen. Sie faßte diese Antwort als eine Lüge auf und reagierte entsprechend. Wieder schwang sie die Waffe herum, so daß die Spitze des Schwerts auf den Hals des echsenköpfigen Ungeheuers zeigte. »Noch eine falsche Antwort, und ich werde dich vernichten. Verlaß dich drauf.«

Der Dämon wand sich. »Ich weiß es einfach nicht. Es geht um eine große Sache.«

»Um welche?«

»Der - der Spuk und Asmodina haben sich verbündet. Sie - sie wollen endlich herausfinden, wo sich Dr. Tod und seine Mordliga aufhalten. Es muß was geschehen ...«

»Und warum kommt der Spuk nicht selbst?«

»Keine Ahnung.«

»Wo wolltet ihr den Hebel ansetzen? Wen solltet ihr fragen? Und warum das alles?«

»Man hat uns nicht eingeweiht.«

»Lüg nicht. Was braut sich in eurem Reich zusammen? Was wollen der Spuk und Asmodina? Wie sieht es mit der Mordliga aus? Ist sie euch zu mächtig geworden?«

»Ich kann nichts sagen! «

Kara war fast geneigt, dem Echsenwesen zu glauben, denn normalerweise weihten die oberen Dämonen ihre Diener nicht in die großen Pläne ein. Sie bekamen nur immer Bruchstücke zu hören, die wie ein Puzzle zusammengesetzt werden mußten, um ein Ganzes zu werden. Und dieser Dämon mußte einfach wissen, wo er den Hebel ansetzen sollte. Denn ohne einen fest umrissenen Auftrag schickte man ihn nie auf die normale Welt.

»Wen solltest du fragen? Und über was?«

»Costello! «

»Aha, jetzt kommen wir der Sache schon näher.« Kara wußte natürlich, daß der große Londoner Unterweltsboß Logan Costello in Wirklichkeit für Solo Morasso, alias Dr. Tod arbeitete. Vielleicht

sollte er gezwungen werden, seine Verbindungen zu Dr. Tod bekanntzugeben, denn Costello mußte wissen, wie man Solo Morasso erreichte.

»Und was genau solltest du diesem Logan Costello bestellen?« fragte Kara.

»Ich - ich sollte ihn warnen ...«

»Gut. Und wovor?«

»Er - er soll sich - seine Männer müssen die ...« Der ehemalige Schatten sprach nicht mehr weiter, dafür riß er sein Maul auf und brüllte so laut, daß Kara und Myxin erschreckt zurückwichen.

Da sahen sie, was geschehen war.

Hinter ihm war die Wand zu einer glühenden Hölle geworden. Sie schimmerte dunkelrot, und aus ihr stießen zwei lange, tentakelartige Arme hervor, die die Echse umklammerten. Sie drückten so hart zu, daß die grüne Haut brach und der Körper in der Mitte geteilt wurde.

Myxin und Kara wollten dem Wesen noch zu Hilfe eilen, es war bereits zu spät.

Die Strahlen des kleinen Magiers umschwirrten schon einen Toten, und als Kara mit ihrem Schwert gegen den linken Tentakelarm schlagen wollte, war dieser bereits wieder verschwunden. Blitzschnell hatte er sich zurückgezogen, die Klinge klirrte gegen die Wand.

Diese Wand war auch eine Verbindung in eine andere Welt, in eine fremde Dimension.

Leer lag sie vor Myxin und Kara.

Nein, doch nicht.

Ein Schatten war darin zu sehen. Er steckte tief im Gestein, und sie hörten auch eine Stimme. »Ihr funkt mir nicht dazwischen. Wer unsere Pläne stört, ist verloren ...«

Sie hatten die Stimme erkannt. Sie gehörte einem der mächtigsten Herrscher im Dämonenreich, dem Herrn über die toten Seelen - genauer gesagt, dem Spuk!

Die Worte waren kaum verklungen, als sich der Schatten auch schon zurückzog. Er hinterließ eine völlig normale Wand, auf der nichts an das geheimnisvolle Tor zu einer Jenseitswelt erinnerte. Sekundenlang stand das Schweigen zwischen Myxin und Kara

wie eine Mauer. Schließlich meinte der kleine Magier: »Sie haben etwas Großes vor, das wissen wir inzwischen.«

»Ja, aber was?« Kara hatte den Blick gesenkt. Sie schritt auf und ab. Das Schwert hielt sie noch immer fest.

»Es muß mit Costello zusammenhängen.«

Die Schöne aus dem Totenreich blieb stehen. »Nicht nur das, mein Lieber. Diese Sache zieht Kreise, weite Kreise. Sie ist bestimmt

von langer Hand vorbereitet. Der Spuk und Asmodina stecken dahinter. Sie wollen zum großen Schlag ausholen. Gegen Costello und damit auch gegen Dr. Tod?«

»Warum haben sie dann nur die Diener geschickt?« fragte Myxin.

»Stimmt auch wieder.« Kara ballte die linke Hand. »Das Spiel ist sehr verworren.«

»Dann entwirren wir es.«

»Aber wie?«

»Zuerst einmal müßten wir John Sinclair Bescheid geben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er in diesen großen Plänen keine Rolle spielt. Vielleicht suchten die anderen nach einer besonderen Art und Weise, ihn zu töten.«

Kara schaute den kleinen Magier an. »Ja, das kann durchaus möglich sein.«

Beide ahnten nicht, wie sehr sie sich irrten. Denn diesmal hatten sich die Mächte der Finsternis etwas völlig anderes ausgedacht, und es war in seiner Raffinesse undurchschaubar ...

In der Londoner Unterwelt nannten sie ihn Bonzo. Das war auch der richtige Name für den kleiderschrankbreiten Typ mit den fettigen schwarzen Haaren. Bonzo hatte nicht mehr Gefühl als eine ausrangierte Dampflokomotive, und als er vor zwei Jahren versuchte, ins Zuhältergeschäft einzusteigen, wurde er von seinen eigenen Kollegen so fertiggemacht, daß er nie mehr einen Gedanken an den Job verschwendete. Die Mädchen, die für ihn liefen, waren ihr Leben lang gezeichnet.

Mit diesen einfachen Worten war Bonzo zu charakterisieren. Daß er trotzdem der Unterwelt von London treu blieb, lag nicht zuletzt an Logan Costello. Der Mafioso stellte Bonzo in seine Dienste.

Dieser Killer und Totschläger war für Jobs gut, für die sich andere zu schade waren. Zumeist arbeitete er für einen Kredithai und trieb Geld bei zahlungsunwilligen oder armen Ausländern ein. Schon oft hatte es Tote gegeben, aber um Einwanderer kümmerte sich niemand hier in London. Sie fanden immer einen Platz in der Themse. Bonzo einen Mann zur Seite zu stellen hatte keinen Sinn. Das wäre nicht einen Tag gutgegangen, Bonzo hätte den anderen sicherlich erschlagen.

Und nun hatte er einen neuen Job. Sogar einen ziemlich attraktiven. Er sollte jemanden beobachten, dann festnehmen und mit dieser Person zu einem bestimmten Platz fahren. Was er dort mit ihr anstellte, war egal. Da es sich um eine Frau handelte, lief bei Bonzo so etwas immer auf eine Vergewaltigung hinaus.

Er hatte sein Opfer bereits im Auge. Nur gut, daß es sich zu Fuß durch die Straßen bewegte, eine Verfolgung mit dem Wagen wäre im dichten Verkehr der Vorweihnachtszeit ziemlich schwer gewesen.

Passanten, die Bonzo entgegenkamen und ihn anschauten, traten zur Seite. Mit dem wollte niemand Ärger bekommen. Der sah nicht nur brutal aus, der war es auch.

Die schwarzen, fettigen Haare hatte er in der Mitte gescheitelt. Sie fielen rechts und links bis auf die Ohren. Die hohe Stirn allerdings wollte nicht so recht zu seiner kleinen Nase passen, bei der besonders die großen Nasenlöcher auffielen. Darunter lag der Mund mit den dicken Lippen, und das harte Kinn sprang vor wie ein kleiner Felsbrocken.

Es kam ja selten vor, daß Bonzo schlechte Laune hatte, aber bei diesem Wetter näherte sich seine Laune bereits dem absoluten Tiefpunkt. Da konnte das Opfer noch so hübsch sein, das er verfolgte und nicht aus den Augen ließ. Im Sommer machte der Job wesentlich mehr Spaß. Da schlug einem kein feuchter Schneeregen ins Gesicht, wenn man durch die Straßen von Soho ging.

In Soho befand er sich. In einer Straße, die ziemlich eng und zudem überfüllt war. Alle Welt schien auf den Beinen zu sein, um Weihnachtsgeschenke zu kaufen.

Auch sein Opfer, denn es trug bereits zwei Einkaufstüten mit weihnachtlichem Aufdruck mit sich.

Die kleinen Geschäfte in dieser Straße hatten die Schaufenster vorweihnachtlich dekoriert, und nicht nur die Glocken der Ladentüren klingelten, sondern auch die Kassen der Besitzer. Die Käufer schienen doch mehr Geld zu haben, als es die offizielle Statistik behauptete.

Wieder blieb sein Opfer stehen. Bonzo drückte sich an die Hauswand. Das Geschäft, vor dem sein Opfer stand, kannte Bonzo ganz gut. Hier hatte er mal abkassiert, und der Sohn des Besitzers verdankte ihm einen gebrochenen Arm.

Würde die Frau das Geschäft betreten?

Sie zögerte noch. Dann gab sie sich einen Ruck, ging zwei Schritte vor und stieß die Ladentür auf.

Über Bonzos Lippen huschte ein gemeines, teuflisches Grinsen. Leichter hätte es ihm sein Opfer wirklich nicht machen können. Jetzt saß es in der Falle.

Gemächlich setzte sich der Killer in Bewegung ...

Es war einfach nicht zu schaffen, nach Feierabend loszuziehen und Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Wer in Ruhe aussuchen wollte, mußte sich als berufstätige Frau Urlaub nehmen.

Das hatte Glenda Perkins getan. Sie arbeitete bei Scotland Yard als Sekretärin des Geisterjägers John Sinclair und seit kurzer Zeit auch für den Chinesen Suko, der ebenfalls beim Yard angestellt war. Und zwar im Range eines Inspektors.

Glenda wollte für ihre Mutter ein passendes Geschenk suchen.

Der Vater lebte nicht mehr, und Glenda wußte, daß die Mutter altes Zinn sammelte.

In London gab es genug Trödlerläden. Im Winter, wenn die Flohmärkte kaum belegt waren, dann fand man die entsprechenden Händler in Soho, wo sie ihre kleinen Geschäfte hatten, manchmal nicht größer als eine Wohnstube.

Nicht jeder Laden hatte auch ein Schaufenster. Oft genug wiesen Schilder an den Hauswänden daraufhin, wer alles in dem entsprechenden Gebäude verkaufte.

Selbst Soho war weihnachtlich eingestimmt. Wenigstens dort, wo sich die Läden befanden. Jeder Besitzer grüßte seine Käufer mit

einem »Merry Christmas« und wünschte ihm nur das beste. Vor allem aber sich selbst und seiner Kasse, aber das sprach er nicht aus.

Es herrschte ein unwahrscheinlicher Betrieb. Nicht nur Einheimische wälzten durch die schmalen Straßen, auch Touristen, die zum vorweihnachtlichen Shopping nach London gekommen waren.

Trotz des Menschengewühls war Glenda Perkins schon zweimal der gleiche Typ aufgefallen.

Ein Kerl, den sie nicht mochte.

Mit schwarzen, fettigen Haaren und einem Gesicht, das unsympathisch wirkte. So stellte man sich die Schläger und Killer der Londoner Unterwelt vor.

Glenda arbeitete nicht umsonst bei der Polizei. Als sie den Kerl ein drittes Mal sah und auch bemerkte, daß er sie anstarrte, da beschloß sie, von nun an auf der Hut zu sein.

Sie achtete jetzt bewußt auf eine Verfolgung.

Glenda hatte Pech oder Glück, das kam auf die Auslegung an.

Von dem Mann war nichts zu sehen. Er hatte sich entweder abgesetzt oder verfolgte Glenda so raffiniert weiter, daß sie nichts davon bemerkte. Möglich war alles.

Eine halbe Stunde später hatte sie ihn wieder vergessen, denn bei diesem Trubel war es so gut wie unmöglich, sich zu konzentrieren. Zudem wollte sie noch Geschenke aussuchen. An mehreren Läden, die Zinngeschirr anboten, war sie bereits vorbeigekommen. Es war nie das Richtige.

In einer Seitenstraße, wo über die Fahrbahn ein paar Girlanden hingen und bunte Glühbirnen in Glockenform einen zuckenden Tanz aufführten, entdeckte sie dann in einem Geschäft, was sie suchte. Auf einem alten Holzstuhl stand eine wunderschöne Zinnkanne.

Glenda preßte die Nase an die leicht beschlagene Schaufensterscheibe, aber trotz intensiver Suche konnte sie kein Preisschild entdecken.

Wahrscheinlich war die Kanne ziemlich teuer, so daß sich der Verkäufer geschämt hatte, sie auszuzeichnen.

Glenda gefiel die Kanne so gut, daß sie trotzdem nachfragen

wollte. Vielleicht ließ der Mann auch mit sich handeln. Das wäre nicht unüblich in solchen Geschäften gewesen.

Sie ging die zwei Stufen zur Tür hoch, stieß sie auf und hörte eine Glocke bimmeln. Soeben verließ ein Kunde den Laden. Der Mann nickte Glenda zu und verschwand.

Der Verkäufer, ein Mann um die Sechzig, lächelte, als sich Glenda ein wenig umschaute und dabei unschlüssig stehenblieb.

»Sehr nette und ausgefallene Dinge habe ich hier, junge Frau.

Sehen Sie sich ruhig ein wenig um.«

»Danke.«

Glendas Blick schweifte in die Runde. Hier wurde nicht nur Zinn verkauft, sondern auch anderes Geschirr, sei es aus Ton oder Metall.

Alles sah ziemlich alt aus, doch Glenda fragte sich, ob es auch wirklich alt war oder nur nachgemacht.

»Die Kanne dort«, sagte Glenda.

»Ein wunderschönes Stück, wirklich.« Der Verkäufer geriet ins Schwärmen. »Wenn nicht sogar mein Lieblingsstück.« Seine Augen glänzten. Hätte nur noch gefehlt, daß er in Tränen ausgebrochen wäre, aber er sagte nur den Preis. »Vierzig Pfund, meine Dame. Nicht ganz billig, aber sie ist es wert.«

Glenda zuckte zusammen. »Wieviel?«

»Vierzig Pfund.«

»Finden Sie das nicht unverschämt?«

»Ich bitte Sie.« Der Mann hob die Schultern. »Es ist ein wirklich altes Stück, zudem noch sehr gut erhalten, und ich selbst hänge daran, weil ich es ...«

Glenda winkte ab. »Hören Sie auf. Diese und ähnliche Sprüche kenne ich. Die erzählt mir jeder Trödler.«

»Um Himmels willen, ich bin kein Trödler. Ich arbeite hier als Antiquitätenhändler.«

»Wie auch immer, Mister. Vierzig Pfund sind mir zuviel. Das müssen Sie verstehen.«

»Ja, das verstehe ich. Man könnte über den Preis ja noch einmal verhandeln.«

Innerlich lächelte Glenda. Genau das hatte sie erreichen wollen.

»Dann machen Sie ein Angebot.«

»Siebenunddreißig.«

Glenda lachte. »Das ist für mich kein Angebot, sondern einfach zum Lachen.«

Der Antiquitätenhändler schaute Glenda an. Was er sah, schien ihm zu gefallen, und nicht nur ihm, denn Glenda war wirklich eine Augenweide. Sie hatte dunkles, volles Haar, ein hübsches Gesicht und große Augen. Viele verglichen sie mit der jungen Liz Taylor, was gar nicht so weit hergeholt war. Auch der blaue Mantel konnte nicht verbergen, daß sie eine gute Figur hatte.

»Was würden Sie denn zahlen?« fragte der Mann.

»Dreißig.«

»Was?«

»Ja, dreißig Pfund.«

»Um Himmels willen, wollen Sie mich an den Rand des Ruins bringen, Miss?«

»Nein, da machen Sie noch immer ein gutes Geschäft, glauben Sie mir.«

Der Verkäufer schüttelte den Kopf und schaute dabei auf die Schrift, die allen Käufern ein Frohes Fest wünschte. »Nein, das kann ich nicht. Ich würde sie unter meinem Einkaufspreis abgeben. Und das ist kein Geschäftsgebaren.«

»Dann tut es mir leid«, lächelte Glenda. Sie blieb gleichbleibend freundlich, aber hart in der Sache.

»Was soll ich dazu sagen?«

Er brauchte nicht weiterzusprechen, denn die Tür wurde ziemlich hart aufgestoßen. Am Glockenklang zu erkennen, denn er hörte sich ziemlich hektisch an.

Glenda wandte den Kopf.

Ein Mann hatte den Laden betreten.

Genau der Kerl, den sie schon zweimal gesehen hatte und vor dem sie sich fürchtete.

»Mein Gott.« Glenda hörte genau die Worte des Besitzers und sah, wie er blaß wurde.

Wie fortgewischt war die weihnachtliche Stimmung. Dafür hatte die Angst ihren Einzug gehalten.

Der Kerl blieb dicht hinter der Tür stehen und grinste breit. Seine rechte Hand steckte in der Jackentasche. Sie wurde dadurch ziem-

lich kantig ausgebeult, und Glenda konnte sich gut vorstellen, was der Typ dort umklammerte.

»Was wollen Sie denn noch?« rief der Besitzer. »Ich habe doch meine Schulden bezahlt. Bitte, verschwinden Sie. Reicht es Ihnen denn nicht, daß Sie meinen Sohn ...«

»Halt's Maul, Alter. Von dir will ich nichts, sondern von der Kleinen hier.«

Glenda hatte das Gefühl, als wäre ein Eissplitter in ihr Herz gefahren. Sie schluckte und wurde blaß. Schlagartig strömte das Blut aus ihrem Gesicht. Im ersten Moment war sie unfähig, etwas zu sagen. Sie hatte sich schon des öfteren in gefährlichen Situationen befunden, aber diesmal fürchtete sie sich besonders. Sie wußte selbst nicht, wieso. Dieser Mann war kein Dämon oder ein Abgesandter der Hölle, aber er strömte eine Aura von Gewalt aus.

»Du kommst mit«, sagte er zu Glenda.

»Sind Sie wahnsinnig?« Glendas Stimme zitterte, als sie diese Worte hervorpreßte.

»Nein«, sagte der Mann und zog seine Hand aus der Tasche. Jetzt richtete er die Mündung einer Waffe auf Glenda Perkins. Nun wußte Glenda genau, daß dies kein Spaß war.

Auch der Besitzer begann zu zittern. Er bewegte seinen Mund, doch nicht ein Wort drang über seine Lippen. Er war ebenso bleich im Gesicht wie Glenda.

Der Eindringling bewegte sich einen Schritt zu Seite, so daß er neben einem Regal stand. Dort lagen alte Kissen in den einzelnen Fächern. Eins davon schnappte er sich und preßte es blitzschnell vor die Mündung, um den Abschlußknall der Waffe zu dämpfen. Glenda kannte die Spielregeln. Sie wußte genau, was dieser Kerl vorhatte.

»Nein!« schrie sie.

Da drückte der Mann ab.

Das Kissen dämpfte den Abschlußknall des Revolvers tatsächlich. Aber es hinderte die Kugel nicht daran, ihr Ziel zu finden. Der Antiquitätenhändler warf beide Arme hoch, und auf seiner Brust breitete sich plötzlich ein roter Fleck aus. Er torkelte bis gegen den Verkaufstresen, und da gaben seine Beine nach.

Schwer fiel er zu Boden. Auf der Seite blieb er liegen und rührte sich nicht mehr.

Das brutale Verbrechen hatte Glenda Perkins geschockt. Vor ihren Augen war es geschehen, und sie hatte den Mord nicht verhindern können, zudem der Mann seinen rechten Arm schwenkte, so daß die Mündung des Revolvers nun auf Glenda Perkins wies.

»Du siehst, daß ich nicht spaße, Süße. Also sei vernünftig.«

Glenda schluckte. Die Angst hatte sich in ihrem Körper regelrecht festgefressen. Es dauerte eine Weile, bis sie fähig war, eine Frage zu formulieren. »Was wollen Sie von mir?«

»Du kommst mit.«

»Und wohin?«

»Wirst du schon sehen.« Der Mann ließ die Waffe wieder in seiner rechten Jackentasche verschwinden, aber die Mündung zeigte weiter auf Glenda.

»Geh raus!«

Mit zitternden Knien verließ Glenda den Laden, in dem ein Toter zurück blieb. Allein das bewies der jungen Frau, wie gnadenlos und kalt dieser Eindringling war. Er wußte genau, was er zu tun hatte. Eiskalt ging er vor. Er hinterließ keine Zeugen. Für Glenda ein Beweis, daß er auch sie nicht am Leben lassen würde, wenn er das bekommen hatte, was er wollte.

Sie traten auf die Straße. Draußen fielen erste Schneeflocken, die nach wenigen Sekunden so stark zunahmen, daß die Straße aussah, als wäre sie in einen weißen, tanzenden Vorhang getaucht. Genau das richtige Wetter für Bonzo und seinen Plan, denn bei diesem Schneefall achtete niemand auf den anderen.

Er hielt sich dicht bei Glenda. Einen halben Schritt ging er hinter ihr, wobei er allerdings so auf Tuchfühlung blieb, daß Glenda immer den Druck der Waffenmündung spüren konnte.

Sie schritten gemeinsam über den Gehsteig und auf die nächste kreuzende Straße zu, wo das Vergnügungsviertel begann.

Kurz vor der Einmündung erreichten sie ein Haus, dessen Fassade jemand gelb gestrichen hatte. Vier Stockwerke hatte der Bau, und rechts neben dem Eingang führte ein schmaler Weg zu einem Hinterhof und zur Rückseite des Gebäudes. Allerdings war der Weg durch eine Holztür versperrt. Bonzo dirigierte Glenda so,

daß sie vor der Tür stehenblieb. Er selbst blies ihr seinen warmen Atem in den Nacken. Mit der linken Hand holte er einen Schlüssel hervor und drückte ihn Glenda zwischen die Finger. »Los, aufschließen! «

»Und dann?«

»Mach schon, verdammt! Du bist hier nicht in der Lage, Fragen zu stellen!«

Glenda nickte. Dieser Kerl hatte recht. Sie befand sich wirklich nicht in der Situation, Fragen zu stellen. Sie mußte froh sein, wenn sie mit dem Leben davankam. Der Schlüsselbart fuhr über das Holz, bevor er seinen Weg ins Schloß fand.

Die Passanten kümmerten sich nicht um die beiden. Sie hasteten vorbei. Jeder war mit sich selbst und seinen eigenen Problemen beschäftigt.

Glenda hatte natürlich daran gedacht, um Hilfe zu rufen. Es hätte nichts geholfen. Sie schätzte den Typ hinter sich so ein, daß er eiskalt abdrücken würde.

»Offen?«

»Ja.«

»Dann geh vor!«

Noch zögerte Glenda. Wenn sie jetzt in dieser düsteren schmalen Einfahrt verschwand, dann war sie verloren, das wußte sie genau. Deshalb versteifte sie sich, doch der Mann mit der Waffe ließ ihr keine Chance.

Er verstärkte den Druck, und Glenda blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen.

Der dunkle Schlauch nahm sie auf. Im ersten Augenblick konnte sie nichts erkennen. Als dann die Tür hinter ihr mit einem Fußtritt des Mannes wieder zgedrückt wurde, da war ihr, als hätte sie eine andere Welt betreten, denn die Geräusche um sie herum verstummten. Meilenweit schien der Weihnachtstrubel entfernt zu sein.

Ihre Angst steigerte sich.

Ja, sie hatte Furcht, und sie spürte den Druck im Magen, der sich immer stärker ausbreitete und bis hoch zum Herzen kroch, als wäre er eine Hand und würde dort alles zusammenpressen.

»Geh schneller! «

Glenda stolperte voran. Der Boden unter ihr war mit Unrat bedeckt. Mehr als einmal stieß sie mit der Schuhspitze gegen leere Konservendosen oder alte Kartons, die nach vorn schlitterten und wenige Schritte weiter durch einen erneuten Stoß der Schuhspitzen vorwärts getrieben wurden. Vereinzelte Schneeflocken verirrt sich in den düsteren Schlauch, tupften gegen Glendas erhitztes Gesicht und kühlten die Haut. Sie hielt die Lippen fest zusammengepreßt und atmete nur durch die Nase. Inzwischen hatten sich ihre Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt, und weiter vorn erkannte sie, daß der Gang auf einen Hof endete, genau dort, wo das Haus mit seiner Rückseite die Abtrennung zum Hof bildete.

Vereinzelte Lichter, die nie so recht das Schneetreiben durchdringen konnten, erinnerten Glenda daran, daß es noch eine andere Welt gab als diese hier. Nur schien sie so weit entfernt wie der Mond zu sein.

Sie erreichten den Hinterhof. Eingehüllt in einen Flockenwirbel und schrecklich allein.

»Geh links rüber!«

Das hatte Bonzo nicht umsonst gesagt, denn dort sah Glenda die Umrisse eines Schuppens. Der Schnee hatte bereits eine dünne weiße Haube auf sein Dach gelegt. An den Scheiben schmolzen die Flocken und rannen als Wasserstreifen nach unten.

Die Schuppentür war nicht verschlossen. Glenda brauchte sie nur aufzuziehen. Kaum hatte sie das getan, als sie einen Stoß in den Rücken erhielt, der sie über die Schwelle beförderte.

Sie stolperte in einen dunklen Raum, in dem es feucht und nach faulem Holz oder Papier stank. Als sie sich gefangen hatte und umdrehte, hörte sie hinter sich ein klackendes Geräusch.

Augenblicklich wurde es heller, denn unter der hölzernen Decke flammte eine Lampe auf.

Bonzo grinste schief. Er hatte seine Hand aus der Tasche genommen. Die Revolvermündung zeigte auf Glenda.

»Zuvor möchte ich etwas klarstellen«, sagte der Verbrecher, »du kannst schreien, du kannst dich aufführen wie eine Furie, aber es hilft dir nichts. Dein Schreien wird niemand hören.«

Glenda nickte. Sie war bleich vor Angst geworden. Es kostete sie

Mühe, die nächsten Worte zu formulieren. »Was wollen Sie eigentlich von mir, Mister?«

»Einiges.«

»Und warum haben Sie mich entführt?«

»Weil man mir den Auftrag gab.«

Glenda wunderte sich, wie gesprächig sich dieser Mann zeigte, deshalb wollte sie den Dialog auch nicht abbrechen und dadurch Zeit gewinnen. »Und wer hat Ihnen den Auftrag gegeben?«

»Einer, der dich nicht leiden kann, Süße. Ich habe freie Hand. Vorerst. Ich habe mir auch schon einen Plan ausgedacht, Süße.« Er leckte über seine dicken Lippen, zog die Nase hoch, und ein gewisses Funkeln trat in seine Augen. »Kannst du es dir nicht denken?«

Doch, Glenda konnte sich vorstellen, was dieser Typ von ihr wollte. Sie wagte jedoch nicht, es auszusprechen.

Dafür aber Bonzo. »Zieh dich aus!« verlangte er.

»Dieses Parfüm hat einen Duft, der einmalig ist, mein Herr. Wenn Sie es der Dame Ihres Herzens schenken, wird sie es Ihnen sehr danken. Sie wissen schon, was ich damit meine.«

Ich grinste. Klar, wußte ich es. Meine Antwort mußte einfach kommen. »Und wenn ich es Ihnen schenke, danken Sie es mir dann auch auf diese Art und Weise?«

Die Frau mit dem künstlichen blonden Haar und dem weinroten Kostüm schnappte nach Luft. »Also - also ...«

»Sorry«, sagte ich, »aber Sie haben mich erst durch Ihre Worte auf diesen Gedanken gebracht. Oder stimmt das nicht, was Sie mir da unter die Weste jubeln wollten?«

»Nein - ja ...«

»Was denn nun?«

Sie holte tief Luft. Natürlich mit allen möglichen Düften angereichert, denn in einer Parfümerie riecht es nun mal komisch. »Der Name, Sir, müßte Ihnen eigentlich genug sagen. Nuit noir. Schwarze Nacht. Das ist doch etwas.«

»Ja, da fällt der Vorhang«, erwiderte ich. »Was soll der Spaß denn kosten?«

»Die kleine Flasche elf Pfund, die größere zwanzig.«

Ich kniff ein Auge zu. »Billiger haben Sie es nicht?«
»Sir, das ist eine Kreation eines wirklich bekannten Pariser Modeschöpfers. Sie bekommen diesen Duft nirgendwo billiger und ...«
»Schon gut.« Ich winkte ab. »Packen Sie es ein.«
»Die große oder die kleine Flasche, Sir?«
»Weil Sie es sind, die große.«
»Ich darf mich bedanken, Sir, und gleich links dort ist die Kasse. Dort können Sie die Rechnung begleichen. Soll ich es Ihnen ein wenig weihnachtlich einpacken lassen?«
»Ja. Aber in Duftpapier. Fichtennadeln, wissen Sie. Das riecht so schön nach Wald.«
Sie erlitt fast einen Herzanfall.
»Fichtennadeln«, hörte ich sie im Weggehen murmeln. »Wer kauft denn so etwas. Das ist ja unmöglich.«
Ich hatte auf jeden Fall ein Weihnachtsgeschenk für Jane Collins. Ich marschierte zur Kasse, stieß zwei Frauen an, die es besonders eilig hatten und sich vordrängelten, und dachte daran, daß ich jetzt noch Geschenke für Suko, Shao, Bill, Sheila und auch Glenda Perkins kaufen mußte.
Aber nicht an diesem Abend. Ich war jetzt schon sauer, denn der Trubel ging mir gewaltig auf den Wecker.
Suko hatte mal von einem Sturzhelm gesprochen. Sein alter war ziemlich verbeult. Ich wollte ihm einen neuen schenken. Und Shao sollte etwas für ihre Wohnung bekommen. Sie sammelte Gefäße aus sehr dünnem Glas, handgeblasen. Für Bill hatte ich eine Flasche Whisky ausgesucht, Sheila bekam ein Buch, in dem viel über alte Kunst stand. Für Glenda wußte ich noch nichts.
Als ich an der Kasse stand, fiel mir noch etwas ein. Ich hatte mein Patenkind vergessen, den kleinen Johnny.
Für ihn wollte ich an diesem Abend noch etwas aussuchen. Ein Spielwarenladen befand sich ganz in der Nähe, Unwillkürlich mußte ich grinsen. Ein Geisterjäger kauft Spielwaren. Warum nicht? Irgendwann mußte man ja Mensch sein.
Ich zahlte. An der Tür stand die blonde Verkäuferin und lächelte.
»Beehren Sie uns bald wieder, Sir.«
»Nicht vor dem nächsten Weihnachtsfest. Bis dahin muß das Parfüm nämlich reichen.«

»Das wird es, Sir. Es ist nämlich sehr duftintensiv.«

»Hoffentlich.« Ich verließ den Laden und stellte sofort den Kragen des Burberry hoch, da dicke Schneeflocken durch die Luft tanzten und sich auf meine Kleidung setzten.

Ich mußte nach rechts. Im Strom der zahlreichen Passanten ließ ich mich treiben. Es war mal wieder Hochbetrieb, und ich kam mir vor wie in einem Bienenschwarm.

Auch der Spielzeugladen war brechend voll. Bis zu den einzelnen Regalen und Verkaufsständen mußte ich mich regelrecht vor-kämpfen, und das Personal lief mit schweißbedeckten, verbissenen Gesichtern umher, während aus unter der Decke angebrachten Lautsprechern Weihnachtsmusik rieselte.

Das war nichts für mich. Ich nahm mir vor, im nächsten Jahr mit der Schenkerei aufzuhören. Dann bekam nur noch der kleine Johnny etwas, und damit hatte es sich.

Bill und Sheila hatte Johnny den Grundkasten einer Autorennbahn gekauft, das wußte ich. Deshalb kaufte ich noch Zubehör, mußte mich an der Kasse anstellen und verließ mit einem großen Paket den Laden.

Raus, nur raus aus dem Trubel. Sich freiwillig da hineinzustürzen grenzte schon an Wahnsinn. Auch Glenda Perkins war an diesem Abend unterwegs, um einzukaufen. Meine Sekretärin hatte sich sogar frei genommen.

Ich tigerte zur nächsten Subway-Haltestelle, brauchte nicht lange zu warten und bekam schnell einen Zug, der mich zum Yard Building brachte, wo mein Wagen stand.

Ich war nicht der einzige, der die großen Pakete schleppte. Alle Passagiere waren mehr oder minder bepackt, und sie sahen auch dementsprechend erschöpft aus.

Ins Büro zurückzukehren hatte ich keine Lust mehr. Ich warf die Pakete auf den Rücksitz, klemmte mich hinter das Lenkrad, startete und rollte durch das Verkehrsgewühl. Tanken mußte ich auch noch, und da sich in der Nähe ein Schnellimbüß befand, aß ich noch schnell einen Hamburger. Das Abendessen eines Jungesellen. Zu Hause wollte ich mir mit einer Flasche Bier die Kehle spülen.

Es schneite noch immer. Ein dicker Vorhang aus weißem Stoff

schien in der Luft zu hängen. Auf den Gehsteigen glänzte die Nässe, und dicht neben den Häusern lag der erste Matsch. Die zahlreichen bunten Lichter wirkten seltsam verwaschen, und das monotone Geräusch der beiden Wischer machte mich schläfrig. Ich sehnte mich danach, endlich zu Hause zu sein.

Ein paarmal schon hatte ich gegähnt. So ein Einkaufsbummel schaffte mich mehr als ein harter Tag im Büro oder an der Dämonenfront. Nein, so machte Weihnachten keinen Spaß.

Als ich den Wagen in die Tiefgarage fuhr, atmete ich auf. Endlich ging es mir besser. Und noch besser ging es mir, als ich vor meiner Wohnungstür stand und den Schlüssel aus der Tasche fummelte.

Da schwang die Tür nach innen.

Sofort stand ich sprungbereit. Die Tüten fielen mir aus der Hand, meine Rechte zuckte zur Waffe - und fiel im nächsten Moment wieder nach unten.

Myxin stand vor mir.

»Mußtest du mich so erschrecken?« begrüßte ich den kleinen Magier und hob die Tüten auf.

»Nein.«

»Na eben. Laß mich wenigstens in meine Wohnung, du alter Giftzwerg.« Den Giftzwerg nahm er mir übel. Ich sah plötzlich ein huschendes Etwas, und schon klatschte ein Schlag gegen meine Wangen. Als ich hingriff, war da nichts mehr.

Myxin grinste.

Ich drohte mit dem Zeigefinger. »Mir scheint, daß deine Kräfte wieder normal werden - oder?«

»Ja, so ist es.«

»Wenn du solche Scherze treibst, paßt mir das aber überhaupt nicht.«

»Das sag mal Kara.«

»Ist sie auch hier?« Ich schälte mich aus dem Mantel.

»Ja.«

»Endlich ein Lichtblick an diesem trüben Tag.«

»Du hast eingekauft?« fragte mich Myxin.

»Ja«, erwiderte ich und zog meine Schuhe aus. In gebückter Haltung schaute ich zu ihm hoch, jetzt war er größer als ich. »Aber sag nur nicht, daß du auch etwas zu Weihnachten haben willst.«

»Weihnachten? Was ist das?«

Ich kam wieder hoch. »Das frage ich mich manchmal auch.«
Zuerst ging ich in die Küche und holte eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank. Dann betrat ich den Wohnraum.

Dort saß Kara. Sie hatte auf einer Sessellehne Platz genommen und lächelte mich an, wobei sie ihr schwarzes Haar zurückwarf. Wir begrüßten uns, ich nahm Platz und schenkte mir erst einmal ein Glas ein. Herrlich, wie der Schaum hochstieg. Das war ein regelrechter Vorgenuß. Kara und Myxin ließen mich einen Schluck nehmen, bevor sie zur Sache kamen, denn daß sie irgend etwas auf dem Herzen hatten, war klar, sonst hätten sie mich nicht aufgesucht.

In die Wohnung hineinzukommen, das bedeutete für sie keinerlei Schwierigkeiten. Dank ihrer Magie gehörte das zu ihren leichtesten Übungen.

»Wo drückt denn der Schuh?« fragte ich.

»Spuk und Asmodina.«

Das war natürlich ein Thema. Ich fragte nach, ob ich Suko herholen sollte, und die beiden nickten.

Wenig später kam Suko. Er hatte Shao in der Wohnung gelassen, weil sie sich um das Essen kümmerte.

»Der Spuk und Asmodina haben sich verbündet«, begann Myxin noch einmal.

Ich nickte. »Das wissen wir.«

»Natürlich, aber jetzt wird es wohl eine besondere Allianz, denn Asmodina will endlich den Aufenthaltsort der Mordliga erfahren, John Sinclair.«

»Oho.« Ich schaute Suko an. Der Chinese verstand den Blick, denn er nickte.

Da lag etwas in der Luft. Asmodina und Dr. Tod, seine Mordliga dabei eingeschlossen, hatten sowieso ein nicht sehr freundschaftliches Verhältnis, obwohl Asmodina eigentlich die Chefin des Dr. Tod war. Sie hatte dafür gesorgt, daß der Spuk seine Seele freiließ, die Platz im Körper des Super-Mafioso Solo Morasso gefunden hatte.

Asmodina rechnete mit Morassos Ergebenheit. Das war am Anfang auch der Fall gewesen, doch dann hatte Dr. Tod seine

Mordliga gegründet, er wurde stark, und er sorgte dafür, daß sich seine Macht vergrößerte. Dr. Tod baute sie aus.

Wie es im Leben so ist, will der Lehrling oft von dem Meister nichts mehr wissen. Dabei möchte er die Macht an sich reißen, was Dr. Tod bisher noch nicht gelungen war, denn Asmodina war ungeheuer stark. Sie befahl in ihrer Dimension Dämonenheere, und sie besaß die Unterstützung des Teufels.

Asmodis hatte sie schließlich in ihrer jetzigen Gestalt geschaffen. Aus der Schlange wurde eine Frau, obwohl sich Asmodina noch immer in die Schlange verwandeln konnte.

Zu Dr. Tod. Er hatte sich tatsächlich abgesetzt. Es war ihm gelungen, irgendwo auf der Welt ein Versteck zu finden, das Asmodina trotz intensiver Suche noch nicht gefunden hatte. Und Solo Morasso stärkte seine Macht. Er holte sich Helfer. Zuletzt war es ihm gelungen, Xorron zu erwecken.

Xorron verstärkte die Mordliga also. Leider wußten wir zu wenig über ihn, aber er sollte der Herr der Ghouls und Untoten, sprich Zombies, sein. Nach der Erweckung Xorrorns erlebte Morasso allerdings auch eine Niederlage. Durch einen Zufall wurde Lady X, die ehemalige Terroristin, zum Vampir. Eigentlich hätte ich in einen dieser Blutsauger verwandelt werden sollen, aber es traf die Scott. Ihr Pech.

Das war ein Rückschlag für Dr. Tod. Ich nahm an, daß er schwer daran zu knacken hatte.

Und nun gab es neue Aktivitäten innerhalb der Dämonenhierarchie, wie Myxin andeutete.

»Was weißt du denn genau?« fragte ich.

Er und Kara berichteten von dem Diener des Spuks, der ihnen einiges erzählt hatte.

Ich wunderte mich, daß Costello eingeschaltet wurde. »So direkt hat er doch nie mitgemischt.«

»Doch.«

Ich schüttelte den Kopf. »Du hast mich falsch verstanden, Myxin. Ich meine natürlich, er hat wohl mitgemacht, aber nicht auf der Seite des Spuks. Bisher stand er doch mehr Dr. Tod zur Verfügung.«

»Aber er wird Informationen haben«, meinte Suko.

»Und zwar über Dr. Tod«, fügte Kara hinzu.

Ich nahm einen Schmuck Bier. »Wenn man den Faden weiter-
spinnt, wird er vielleicht wissen, wo sich Morasso aufhält.«

»Und Asmodina nicht.« Kara lächelte.

»Das wäre eine Möglichkeit.«

Suko legte die Stirn in Falten. Ich merkte, daß es in seinem Kopf arbeitete, und fragte: »Was stört dich?«

»Alles.«

Wir schauten uns an. »Das mußt du genauer erklären.«

»Ja, John, es ist schwer und trotzdem einfach. Mir kommt das ganze Spiel verdammt kompliziert vor. Da ist irgend etwas im Busch, da sitzt ein Regisseur hinter den Kulissen und zieht seine Fäden. Ich weiß nur nicht, in welche Richtung sie eigentlich laufen. Und das macht mich ein bißchen unruhig.«

»Uns auch«, gab Myxin zu.

»Vielleicht sollten wir Costello auf den Zahn fühlen«, schlug ich vor.

»Wäre nicht das schlechteste.« Myxin nickte.

»Nur haben wir nichts in der Hand«, sagte der Chineser.

Ich verzog die Lippen zu einem Grinsen. »Du bist noch nicht lange beim Yard«, sagte ich. »Wie wäre es denn, wenn wir beide in die Nähe von Costellos Burg gingen und die Augen ein wenig offenhielten?«

Suko schaute zum Fenster. Seine Mimik zeigte keine Freude.

»Wenn es nicht anders geht, all right.«

»Dann hol mal deine Handschuhe.«

»Hinterher sind wir Schneemänner.«

Gutes Wetter, um etwas zu observieren, war es sicherlich nicht. Aber ich sah im Augenblick keine andere Möglichkeit und fragte sicherheitshalber noch Myxin.

»Wir halten natürlich die Augen offen, aber wir müssen erst einmal abwarten.«

Es war schon schlecht. Da hockte man hier, wußte, daß etwas in der Luft lag, und konnte trotzdem nichts unternehmen, weil die andere Seite zu sehr im Hintergrund arbeitete. Wir mußten uns wirklich etwas einfallen lassen.

»Und wo wollt ihr den Hebel ansetzen?« fragte ich.

Die Antwort gab Kara. »Vielleicht bei den flaming stones. Wir

müßten Beschwörungen versuchen.«

Das war nicht schlecht, denn die Flammenden Steine grenzten ein Quadrat ein, in dem es vor Magie nur so knisterte.

Ich trank den Rest. »Sobald einer von uns eine Information hat, läßt er sie dem anderen zukommen.«

Damit waren alle einverstanden. Ich hoffte nur, daß wir richtig reagiert hatten. Von dem eigentlichen Spiel ahnten weder Kara, Myxin noch Suko oder ich etwas.

Es war viel zu kompliziert und raffiniert. Und irgendwie auch unverdächtig.

Jetzt war es heraus.

Obwohl Glenda im Innern damit gerechnet hatte, zeigte sie sich doch überrascht und geschockt. Gleichzeitig stiegen Trotz und Wut in ihr hoch. Nein, so einfach wollte sie es dem Kerl nicht machen. Sie war zwar nicht bewaffnet, aber sie hatte es gelernt, sich zu wehren. Der würde sich wunden.

»Na, Süße, wie gefällt dir das?«

»Überhaupt nicht.«

Bonzo kicherte. »Kann ich mir denken, aber man hat mir gesagt, daß ich viel mit dir machen kann.«

»Wer?«

»Das brauchst du nicht zu wissen, Süße.«

Trotz ihrer schlechten Karten dachte Glenda noch scharf nach. In solchen Extremsituationen mußte man auf jedes Wort des Gegners achten. Und Glenda hatte einen Vorteil für sich aus all den Reden des Entführers herausgehört.

Der Mann hatte zwar den Auftrag, sie zu entführen, aber er sollte sie nicht töten. Jemand brauchte sie noch. Wahrscheinlich als Druckmittel. Und da kam eigentlich nur John Sinclair in Frage, denn ihn konnte man auf diese Art und Weise erpressen. Wer steckte also hinter dem Kerl?

Die andere, die dämonische Seite!

Es war natürlich ein sehr dünner und gläserner Boden, auf dem sich Glenda bewegte. Sie kannte den Typ schließlich nicht. Sie wußte nicht, ob er durchdrehte oder ihr wer weiß was antat, wenn

ihn einmal die Wut gepackt hatte, weil sich Glenda wehrte. Dann konnte er unter Umständen seinen eigentlichen Auftrag vergessen und vollends durchdrehen. Deshalb war ihr gar nicht wohl zumute. »Hast du nicht gehört?« fuhr Bonzo sie an.

»Ja, ja, natürlich.«

»Dann mach schon, oder ich jage dir eine Kugel ins Bein!« Glendas Herz klopfte schneller. Sie spürte einen säuerlichen Geschmack auf der Zunge. Eine Folge der Angst, die sie mit ihren gewaltigen Krallen umfasst hielt.

Die Beine zitterten, die Hände auch, das sah sie, als sie den Mantel aufknöpfte.

Bonzo wollte etwas sagen, verschluckte die Worte jedoch, als er bemerkte, daß Glenda damit anfang, sich zu entkleiden.

Sie streifte den Mantel über ihre Schultern und ließ ihn einfach zu Boden rutschen. Darunter trug sie einen gelben Pullover und einen grüngrauen Rock, der ziemlich eng geschnitten war. Die dunkelroten Stiefel hörten dicht unter dem Knie auf, und die Strumpfhose glänzte matt auf ihrer Haut.

Bonzo trat einen Schritt zur Seite und nickte. »Gut siehst du aus, verdammt gut. Mit dir hätte ich früher ein kleines Vermögen verdienen können.«

Den Worten entnahm Glenda, daß sie es bei diesem Kerl mit einem ehemaligen Zuhälter zu tun hatte.

Diese Typen waren gefährlich.

Sie stand vor ihm, wobei ihre Arme an beiden Seiten des Körpers herabhingen.

»Los, weiter!«

Glenda schüttelte den Kopf.

»Du willst nicht?« Die Frage klang erstaunt, als könnte der Mann nicht begreifen, daß sich sein Opfer angesichts der Waffe noch widersetzte.

Glenda schwieg.

Da hob Bonzo den rechten Arm. Seine Hand hielt den Revolver umklammert, und Glenda schaute genau in die Mündung, die sich ihr als ein schwarzes Loch präsentierte, aus dem jeden Augenblick Tod und Verderben herausplatzen konnten.

»Wollen Sie mich erschießen?« fragte Glenda leise.

»Erst ins Bein, wie ich dir versprochen hatte«, gab der Kerl flüsternd zurück und wedelte mit seiner Waffe, als wollte er böse Geister vertreiben, die sich zwischen ihm und Glenda aufgebaut hatten.

»Dann schießen Sie!« Glenda wußte selbst nicht, woher sie den Mut nahm, dies zu sagen. Schon im nächsten Augenblick bereute sie die Worte, doch da war es zu spät.

Der ehemalige Zuhälter drückte ab!

Glenda zuckte zusammen. Sie sah das Mündungslicht, hörte den krachenden Knall und sogar das Pfeifen der Kugel, so dicht fuhr das Geschoß an ihrem Kopf vorbei und hieb irgendwo in die Holzwand hinter ihr.

»Die nächste sitzt«, sagte Bonzo gelassen.

Da wußte Glenda Bescheid, und ein krächzendes »Okay« entrang sich ihrer Kehle.

Ihr Mund war trocken, ihr Hals ebenfalls. Die Angst wurde von Minute zu Minute stärker, und sie bewegte vorsichtig die Arme, wobei ihre Finger den unteren Saum des gelben Pullovers umfaßten, um das Kleidungsstück hochzuziehen.

Bonzo lächelte, was Glenda nicht sehen konnte, weil sie ihr Kleidungsstück über den Kopf streifte.

Darunter trug sie einen knappen BH aus weißem Stoff. Er war wirklich knapp, denn von Glendas Anatomie war ein großer Teil zu sehen.

Bonzo atmete schneller. Er hatte als Zuhälter gearbeitet und schon zahlreiche Frauen unbekleidet gesehen, aber das waren Dirnen gewesen, da achtete man zwar auch auf den Körper, nur sah man diesen mehr geschäftlich. Hier war das etwas völlig anderes. Hier stand eine Frau vor ihm, die einiges zu bieten hatte, das er sich holen wollte.

»Gut«, sagte er rauh, »du siehst verdammt gut aus, Kleine. Und jetzt noch den Rock.«

Glendas Finger fanden den Reißverschluß an der Seite und zogen ihn nach unten. Das helle Weiß eines Slips blitzte in dem Stoffspalt. Der Rock rutschte an den Beinen entlang nach unten, und Glenda mußte zuerst den rechten, dann den linken Fuß hochheben, um aus dem Kleidungsstück zu steigen.

Sie fror. Nicht nur wegen der kühlen Temperatur, die hier herrschte, sondern auch vor Angst. Unter dem Blick des Mannes schien ihre Haut zu brennen und auch zu frösteln.

»Die Stiefel!«

Glenda mußte sich bücken. Dabei bekam Bonzo noch größere Einblicke in den Ausschnitt des Büstenhalters. Seine untere Gesichtspartie bewegte sich. Manchmal stieß die Zungenspitze zuckend aus dem Lippenspalt hervor, dann fuhr sie wieder zurück, und der Mann begann zu grinsen, wobei in seinen Pupillen regelrechte kleine Funken tanzten. Er war äußerst erregt.

»Gut«, sagte er, »du bist gut.« Gleitend kam er näher, und Glenda schleuderte soeben den linken Stiefel zur Seite, so daß er neben der Wand liegenblieb.

»Komm zu mir!« zischte Bonzo.

»Nein!« Glenda hatte die Arme erhoben und vor der Brust verschränkt. Kalkweiß war sie im Gesicht. Über ihren Körper lief eine Gänsehaut, und sie wich zurück.

Wie oft hatte sie von Vergewaltigungen gehört und gelesen. Durch Aussagen der Opfer wußte sie, welche Hölle die Frauen durchlebt hatten. Eine schreckliche, grausame Hölle der Erniedrigung, und viele trugen seelische Schäden davon, die irreparabel waren.

Sie wollte dem Kerl nicht zwischen die Finger geraten.

Zwei Schritte trennten ihn von ihr. Die Waffe in seiner rechten Hand zitterte. Der linke Arm stieß plötzlich vor. So schnell, daß Glenda auch mit einem Reflex nicht mehr richtig wegkam. Die Hand des Mannes klatschte auf ihre Schulter.

Kalt fühlte sie sich an. Kalt und trotzdem heiß. Ein Schweißfilm befand sich in der inneren Handfläche, der eine glänzende Spur hinterließ, als die Pranke über Glendas Schulter wanderte und sich ein Finger am Träger des BHs festhakte.

Glenda zuckte zusammen. Das hatte seinen Grund, denn sie spürte das kalte Loch der Mündung dicht über ihren Bauchnabel. Wenn der Mann jetzt den Finger krümmte, dann war es aus.

»Ja«, keuchte er, »ja, so wollte ich dich haben, Kleine! Den Rest erledige ich selbst ...« Er grinste und sprühte Glenda Speichel ins Gesicht, so daß die junge Frau von einem selten erlebten Ekel erfaßt

wurde. Sie roch diesen Mann, nahm seinen säuerlichen Schweiß wahr und auch das Fett in seinen halblangen, lackschwarzen Haaren. Dieser Typ war schon kein Mensch mehr, er war ... Ihre Gedanken stockten, weil Bonzo den Träger des Büstenhalters langsam zur Seite schob. Er rutschte über die Schulterrundung und blieb in Höhe des Oberarms hängen.

»Gut«, sagte Bonzo. »Und jetzt ...«

Da wich Glenda zurück. Plötzlich war der Revolverdruck auf ihrem Bauch fort, aber sie spürte noch die Pranke. Und die hielt eisern fest. Mit rohem Griff zwang der Mann Glenda Perkins in die Knie. Ihn störte auch nicht der Aufschrei seines Opfers, im Gegenteil, er machte ihn sogar noch an.

»Dir hilft nichts, Süße!« keuchte er. »Gar nichts. Ich werde mir das holen, was mir zusteht ...«

Dann schleuderte er Glenda auf den kalten Boden ...

Für Menschen war das Reich tödlich!

Wer einen Fuß hinein setzte, tat dies nie freiwillig. Er war immer ein Entführter, ein Geknechteter, den die andere Seite, die Dämonenbrut, zu sich geholt hatte.

In diesem Reich konnte sich niemand wohl fühlen, es sei denn, er gehörte zu ihnen, zu den Vasallen des Spuks.

Innerhalb der wallenden grauen Nebelwolken waren die Schatten kaum zu erkennen. Nur hin und wieder entstand eine huschende Bewegung, die den grauen Nebel durchdrang. Denn die Schatten waren überall. Sie hüteten das Reich des Spuks, wo die durch Maddox, den Dämonenrichter, verurteilten Schwarzbliuteseelen bis in allen Ewigkeiten die Schrecken der Bestrafung erlitten. Hier war er zu Hause. Hier befand sich sein Domizil. Hier redete ihm niemand rein.

Denn er war ein Mächtiger, auf den zahlreiche Dämonen hörten. Er war der Spuk!

Innerhalb des Nebels fühlte er sich pudelwohl. Er bewegte sich selbst wie ein Schatten, weil er völlig konturenlos war. Nur eine schwarze Gestalt, nicht viel mehr als ein Nebelstreif und doch existent.

Irgendwo jammerte der Höllenwind. Es war ein Geräusch, das an das Wehklagen eines Menschen erinnerte und in dieses Reich paßte. Schreien, Klagen, Jammern - Dämonenseelen, die für alle Ewigkeiten gefangengehalten wurden.

Der Spuk war unantastbar. Wenigstens bildete er sich das ein. Er nahm eine Position ein, die ihm niemand streitig machen konnte und auch würde. Das wußten Asmodina ebenso wie andere ranghohe Dämonen, und deshalb gaben sie sich vor ihm nie eine Blöße und zeigten das, was sie wirklich von ihm dachten.

Sie hatten Angst vor ihm und haßten ihn gleichzeitig. Sie mußten mit ihm leben, und manchmal versuchten sie, sich mit ihm zu arrangieren. Wie auch Asmodina.

Sie hatte es als einzige geschafft, den Spuk dazu zu überreden, daß er eine Seele freiließ.

Die von Dr. Tod!

Aus diesem Grunde glaubte sie, in dem Spuk einen Verbündeten gefunden zu haben, was irgendwie auch stimmte, denn dem nächsten Spuk ging es im Prinzip um eine Ausweitung des Dämonenreiches. Er wußte, daß die Schwarzblüter irgendwie zusammenhalten mußten.

Jetzt wartete der Spuk auf Asmodina. Es war nicht ihr erster Besuch beim Herrscher im Reich der geknechteten Dämonenseelen. Immer wenn sie erschien, gab es Probleme, und meistens ging es dabei um einen Mann.

John Sinclair, den Geisterjäger!

Ihn haßte Asmodina besonders. Und sie hätte ihn vielleicht auch schon vernichtet, wenn sie ihre gesamte Kraft auf ihn hätte konzentrieren können. Aber da gab es noch Dr. Tod und die Mordliga. Zuerst standen sie auf ihrer Seite, dann aber hatte er sich selbständig gemacht, weil er in einen regelrechten Machtrausch geraten war, und nun wollte er Asmodina den Platz streitig machen. Das wußte die Teufelstochter haargenau, und sie richtete sich danach. Sie griff Morasso und seine Mordliga nicht frontal an, nein, sie spannte ein Netz von Intrigen und Fallen. Äußerlich blieb alles ruhig, eine Ruhe vor dem Sturm allerdings, der irgendwann in der nächsten Zeit losbrechen konnte und würde.

Ja, der Sturm würde kommen. Und er würde alles hinwegfegen,

wenn ihr Plan gelang. Zu lange schon hatte sie sich von Dr. Tod und seiner Mordliga auf der Nase herumtanzen lassen, nun war endgültig Schluß. Eine Abrechnung war unausweichlich, das hatte auch Asmodis gefordert, dessen Thron irgendwie wackelte, denn andere wollten es auf einmal nicht mehr hinnehmen, daß er sich als oberster Herrscher aufspielte.

Es mußte etwas geschehen. Und dieser Besuch beim Spuk sollte die Ouvertüre werden.

Asmodina kam nicht allein, zwei ihrer Todesengel begleiteten sie. Dämonische Frauen mit Flügeln auf dem Rücken. Zwischen ihnen steckte der Köcher, in dem sich die Pfeile für die Bogen befanden, denn die grausamen Engel mit den langen, roten Haaren und der pechschwarzen Kleidung waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Damit konnten sie ausgezeichnet umgehen.

Die drei tauchten ein in den wallenden Nebel, der das Reich des Spuks umgab. Hin und wieder erschienen die Wächter. Mal nicht als Schatten, sondern als echsenköpfige Wesen, die lange Lanzen in ihren Klauen hielten.

Sie ließen Asmodina und die beiden Todesengel passieren.

Asmodina sah aus wie immer. Kalt und hart das Gesicht.

Grausam die Augen, und aus ihrer Stirn stachen zwei Hörner, die in der Mitte mit einer kleinen Kette verbunden waren, die sich aus lauter Totenköpfen zusammensetzte.

Der Nebel lichtete sich ein wenig. Asmodina sah das grauschwarze Gestein der Wände. Es war ein vulkanartiges, poröses Material, und aus seinen Poren drang der ätzende Dampf.

Sie stand vor dem Spuk.

Innerhalb der Nebelschleier bildete er ein schwarzes, sich bewegendes Etwas, eine lange Kutte, die nicht gefüllt zu sein schien, denn einen Körper hatte der Spuk nicht.

Seine Stimme kam irgendwo aus der Schwärze, und sie traf

Asmodina. »Du bist pünktlich.«

»Ja, ich muß mit dir reden.«

Das Gelächter des Spuks drang irgendwo aus dem schwarzen Schatten und erfüllte die nähere Umgebung. Es war sogar so laut, daß es das Jammern und Wehklagen der gemarterten Seelenüber-tönte, die irgendwo in dieser Welt ihre Bestrafung absaßen.

»Soll ich dir wieder einen Gefallen erweisen?«
 »Nein, nicht nur mir, sondern auch dir.«
 »Oh, du siehst mich in Gefahr?«
 »Noch nicht, aber es könnte so weit kommen, wenn Dr. Tod allzu mächtig wird.«
 »Darüber haben wir gesprochen.«
 »Sicher, aber gibt es schon einen Erfolg?«
 »Nein.«
 »Dann haben deine Diener nichts erreicht?«
 »Zum Teil. Sie sind in eine Falle gelaufen.«
 »Sinclair?«
 »Nicht er, sondern Myxin und Kara. Einen haben sie sofort getötet, den anderen wollten sie zum Reden bringen. Bevor es dazu kam, habe ich einen Diener geschickt, der den Schatten ötete.«
 »Diese beiden wissen also Bescheid.«
 »Kaum.«
 »Aber sie können sich etwas zusammenreimen«, stellte Asmodina mit knirschender Stimme fest.
 Der Spuk lachte verächtlich. »Wenn schon. Was sollten Sie denn unternehmen?«
 »Du scheinst dir deiner Stärke sehr sicher zu sein«, bemerkte die Teufelstochter.
 »Das muß ich auch. Sonst hätte man mich in meinem eigenen Reich längst gestürzt.« Nach dieser Antwort entstand eine kleine Pause. »Vielleicht hättest du es sogar versucht.«
 »Rede keinen Unsinn.«
 Der Spuk lachte dröhnend. »Das ist kein Unsinn. Ich kenne deinen Machthunger. Du wirfst Solo Morasso, deinem Gezücht, das gleiche vor, das in dir sitzt. Aggression und Machthunger. Aber hüte dich, Asmodina, gegen mich kommst du nicht an. Du wirst die gefangenen Seelen nicht bekommen.«
 »Schon gut, schon gut. Wir wollen uns nicht streiten. Schließlich sind wir Partner.«
 »Möglich.«
 »Also, du hast eine Niederlage erlitten.«
 »Nein, keine Niederlage. Es läuft alles genau nach Plan. Sinclair wird nicht anders können, als für uns zu arbeiten. Wir stellen ihn

in unsere Dienste, und dein Plan, Asmodina wird voll und ganz aufgehen, das verspreche ich.«

Die Teufelstochter zögerte mit einer Zustimmung. Sie hatte schlechte Erfahrungen gesammelt und erinnerte sich nur zu gut daran, als sie hier mit dem Spuk zusammengesessen hatte und über Pläne redete. Alle waren irgendwie fehlgeschlagen, denn der Geisterjäger hatte einen gewissen Riecher, und er war mutig und geschickt. Zudem konnte er auf eine wahre Fundgrube an Erfahrungen zurückgreifen, aus der er immer wieder neue Ideen holte.

»Was ist?« fragte der Spuk. »Gefällt dir das nicht?«

»Doch.«

»Aber?«

»Ich weiß nicht. Sinclair kann man nicht so leicht überlisten. Er wird uns nicht folgen, sondern sein eigenes Süppchen kochen. Davon bin ich überzeugt.«

»Es hört sich an, als hättest du Angst.«

»Nein, das nicht, aber ich bin ein gebranntes Kind. Ich selbst hatte ihn bereits in meinem Reich. Er ist aus der Schädelwelt entkommen, und auch bei den Flammenden Steinen ist er uns entwischt.«

»Das habe ich nicht vergessen«, erwiderte der Spuk, und eine heranwogende Nebelwand verschluckte seine Worte. »Deshalb sind wir auch diesmal vorsichtiger. Die anderen Attacken waren zu direkt. Sie brachten nichts, weil sie zu durchsichtig waren. Diesmal schlagen wir echt und hart zu.«

»Ich verlasse mich auf dich«, sagte Asmodina.

»Das kannst du auch.«

»Wie weit bist du jetzt?«

»Komm mit.« Ohne eine Reaktion der Teufelstochter abzuwarten, drehte sich der Spuk um und verschwand. Sein dunkler Schatten wurde von der Nebelwand aufgesaugt und war schon bald nicht mehr zu sehen, weil alles ineinanderfloß.

Asmodina gab ihren beiden Todesengeln einen Wink. Diese blieben bei ihr und rahmten sie ein, als sie dem Spuk folgten. Er verschwand irgendwo in seinem Reich. Wände öffneten sich, wurden zu nebelhaften Gebilden, so daß sie niemanden aufhalten

konnten. Und die Seelen der Geknechteten schrien weiter. Irgendwo im Niemandsland der Dimensionen erklang ihr schauriges Jammern als Begleitmusik für den Spuk und Asmodina. Dann jedoch blieb der Spuk stehen. Seine nebelhafte Gestalt beugte sich nach unten, und er schaute auf eine pechschwarze, glänzende Platte, die acht Ecken hatte.

»Schau hinein!« befahl er Asmodina.

Die Teufelstochter kam der Aufforderung nach. Was sie sah, erzeugte in ihrem Innern ein Triumphgefühl.

Irgendwo in London lag ein kaum bekleidetes schwarzhaariges Girl vor einem gewalttätig aussehenden Mann, der sich über sie gebeugt hatte.

Glenda Perkins!

»Du siehst«, hörte die Teufelstochter die Stimme des Spuks.

»Alles läuft genau nach Plan ...«

In diesem Augenblick flog die Tür auf!

Glenda Perkins hörte es nicht. Sie vernahm nur einen Knall, wie die Türklinke gegen die Wand prallte und das laute Geräusch durch den Schuppen hallte.

Bonzo wirbelte herum. Dieses Geräusch hatte ihn aus all seinen Träumen gerissen. Vergessen war die Frau, denn jemand hatte es gewagt, ihn zu stören.

Der Mann stand auf der Schwelle. Leicht geduckt, in Combat-Haltung, in der rechten Hand hielt er einen schweren Revolver, und er stützte sein Gelenk durch die Linke ab.

»Weg mit der Kanone!« peitschte seine Stimme.

Bonzo sprang zur Seite. Sein Gesicht verzerrte sich. Haß flammte in seinem Innern auf. Haß und Zorn. Noch nie hatte er aufgegeben, immer war er der Gewinner gewesen, und so sollte es auch diesmal bleiben, verdammt.

Er schoß.

Laut wummerte die schwere Waffe. Der Revolver in seiner Rechten schien förmlich zu explodieren, das heiße Blei fauchte dem Eindringling entgegen.

Für einen winzigen Augenblick sah es so aus, als hätte die Kugel

getroffen. Der Mann zuckte nämlich zusammen, doch dann glitt ein kaltes Grinsen über sein Gesicht, und er schoß zurück.

Zweimal!

Die Kugeln hämmerten aus dem Lauf, sie pfißen dem ehemaligen Zuhälter entgegen, der nicht von der Stelle wegkam und das Blei voll mit seinem Körper auffing.

Bonzo wurde durchgeschüttelt. Dicht nebeneinander befanden sich die beiden Einschußlöcher auf seiner Brust, dazu in Herzhöhe. Keine Chance für diesen brutalen Typen.

Er sackte in die Knie. Die Waffe rutschte aus seinen Fingern. Über die Lippen drang ein fürchterliches Röcheln, ein letztes, tiefes Luftholen, dann fiel er zu Boden und war schon tot, als er ihn berührte. Seine gebrochenen Augen starrten Glenda Perkins an, irgendwie anklagend, als trüge sie die Schuld.

Glenda stand wie unter Strom. Die Eskalation der Gewalt hatte sie innerlich zerrissen. Fieber schüttelte sie durch. Entsetzen wurde in ihr hochgetrieben, und sie empfand die nach den Schüssen eingetretene Stille als brutal und nervtötend.

Erst als sie Schritte hörte, hob sie den Kopf, wobei ihr Blick noch flackerte.

Glendas Retter tauchte in den von der Decke fallenden Lichtschein. Sein Lächeln wirkte irgendwie jungenhaft, das Gesicht war keine Maske der Anspannung mehr, sondern präsentierte sich gelöst. Glenda sah, daß dieser Mann grünlich schillernde Augen hatte, dazu dunkelblondes Haar und ein schmales Gesicht. In Seinen Bewegungen erinnerte er irgendwie an John Sinclair, und Glenda, die ihm entgegenblickte, sah die Hand, die der Mann ihr hinhielt.

»Möchten Sie nicht aufstehen?« Seine Stimme war beruhigend, zudem hatte sie einen vollen Klang.

»Ja, ja.« Glenda ergriff die Hand.

Mit einem kraftvollen Ruck zog der Mann sie auf die Beine. Jetzt erst erfolgte bei Glenda die Reaktion. Von den Zehen bis zum Hals peitschte Schüttelfrost ihren Körper. Sie riß den Mund auf, und ein befreiendes Schluchzen drang über ihre Lippen. Sie warf sich an die Brust des Mannes und weinte hemmungslos.

Der Retter ließ sie. Er wußte, was ihr guttat. Diese junge Frau

hatte Schlimmes hinter sich, obwohl es nicht zum Allerschlimmsten gekommen war, woran sie hätte unter Umständen zerbrechen können. Jetzt sollte sie erst einmal weinen und sehen, daß sie den Schock verkraftete.

Die grünen Augen des Mannes waren auf den Toten gerichtet. Er empfand kein Mitleid mit dem Mann, denn der hatte es nicht anders verdient. Seiner Meinung nach.

Es dauerte wirklich Minuten, bis sich Glenda beruhigt hatte, und auch nur auf Drängen des Retters hin, der ihr nahelegte, sich etwas überzuziehen, denn es war ihr inzwischen sicherlich kalt geworden.

»Ja, natürlich«, schluchzte Glenda. »Ich ziehe mir etwas über. Aber ich mußte

»Mein Verständnis haben Sie«, sagte der Mann.

Glenda ging zur Seite.

Sie zitterte noch immer. Zudem vermied sie es, den Toten anzuschauen. Sie wollte ihn einfach nicht mehr sehen, das Erlebnis war zu schrecklich.

Langsam streifte sie die Sachen über, die ihr Retter ihr sogar reichte. Mittlerweile war auch etwas Farbe in ihr Gesicht zurückgekehrt, und sie schaute dem Mann voll ins Gesicht.

»Danke«, flüsterte sie. »Danke.«

Ihr Retter hob die Schultern. »Ach was. Jeder andere an meiner Stelle hätte das gleiche getan.«

»Kaum, Mister.« Glenda hob den Kopf und warf ihr langes Haar zurück. Die Augen waren ebenso vom Weinen gerötet wie die Wangen. »Dabei weiß ich nicht einmal Ihren Namen.«

»Ich heiße Rick Hunter.«

»Und mein Name ist Glenda Perkins.«

Hunter lächelte. »Er paßt zu Ihnen.«

»Wieso?«

»Nur so.«

»Hören Sie auf. Wenn ich daran denke, was dieser Kerl mit mir angestellt hätte ...« Glenda schluckte, bevor sie flüsternd hinzufügte: »Furchtbar ...«

»Ja, das stimmt.«

Glenda Perkins schlüpfte noch in ihren linken Stiefel und zog ihn

an der Wade hoch. »Wir - wir müssen die Polizei benachrichtigen, Mr. Hunter.«

Rick nickte. »Natürlich, Miss Perkins. Nur machen wir das später.«

»Außerdem kann ich bezeugen, daß Sie in Notwehr gehandelt haben«, erklärte Glenda.

»Sie denken auch an alles.«

»Das bringt der Beruf mit sich.«

»Sind Sie bei der Polizei?«

»Ja, ich arbeite als Sekretärin.«

»Ach so. Und ich bin auch im Staatsdienst tätig. Deshalb trage ich auch eine Waffe.«

»Geheimdienst?« fragte Glenda.

»Möglich ...«

»Ich verstehe. Kommen Sie, wir wollen diesen Schuppen verlassen.« Sie schüttelte sich.

Vor der Tür traf der nasse Schnee ihre Gesichter. Noch immer fielen die hellen Flocken sehr dicht und bedeckten den Boden mit einem weißen Teppich. Auch in dem engen Schlauch der Einfahrt lag jetzt der Schnee. Er taute zum Teil weg, so daß sich auf dem Boden eine glitschige Fläche gebildet hatte.

Der Mann ging hinter Glenda und hörte sie fragen: »Wie haben Sie mich eigentlich gefunden?«

»Durch Beobachtung. Ich habe gesehen, wie dicht der Mann neben Ihnen ging, und Ihrem Gesicht war abzulesen, daß Sie nicht eben von großer Freude beherrscht wurden. In meinem Beruf muß man auf Kleinigkeiten achten, eben diese fielen mir bei Ihnen auf. Leider hat es ein wenig gedauert, bis ich das Versteck fand, sonst wäre ich sicherlich früher gekommen, das können Sie mir glauben.«

Die beiden hatten die schmale Einfahrt hinter sich gelassen und standen nun auf der Straße. Rick Hunter legte seinen Arm um die Schultern der schwarzhaarigen Glenda, die sich die Berührung gern gefallen ließ, denn bei diesem Mann fühlte sie sich sicher.

»Mein Wagen parkt nicht weit von hier. Wenn Sie möchten, kann ich Sie nach Hause fahren.«

»Aber wir müssen erst die Polizei benachrichtigen.«

»Sicher, das tun wir auch noch. Der Fall liegt ja klar. Da wird wohl kaum eine Mordkommission Spuren finden. Außerdem muß ich das noch mit meiner Dienststelle regeln, und das möchte ich gern vor dem Eintreffen der Polizei.«

Dafür hatte Glenda Verständnis, und so schloß sie sich weiterhin dem Retter an, der sie die Straße hinunterführte und sie zu seinem Wagen brachte.

Der kleine Ford Escort stand in einer schmalen Parklücke halb auf dem Gehsteig. Eine weiße Haube lag auf ihm.

Hunter reinigte die Scheiben vom ärgsten Schnee. Er öffnete Glenda die Beifahrertür und ließ sie einsteigen. Erst dann nahm er hinter dem Lenkrad Platz. »Jetzt müssen Sie mir nur noch verraten, wo Sie wohnen, dann ist alles klar.«

Glenda nannte die Adresse. Es war für Rick Hunter gar nicht einfach, aus der schmalen Lücke zu scheren. Er mußte ein paarmal rangieren, zudem rutschten die Reifen auf dem Matsch. Schließlich schaffte er es doch und reihte sich in den Verkehr ein.

Glenda hatte sich zurückgelehnt. Die Heizung begann zu arbeiten. Warme Luft strömte aus den Düsen. Angenehm fuhr sie über Glenda Perkins' Haut, und die junge Frau schloß die Augen. Ruhig konnte sie nicht sein, denn immer wieder erschienen vor ihrem geistigen Auge die schrecklichen Bilder.

Sie sah sich selbst am Boden liegen und den Mann neben sich stehen. Ein schreckliches Bild, so demütigend und grausam, einfach furchtbar. Es war sicherlich nicht einfach, diese schrecklichen Minuten aus der Erinnerung zu streichen.

Sie stoppten an einer Ampel. Hunter hatte Glenda das Gesicht zugewandt. Er lächelte.

Auch Glenda schaute den Mann an. Er gefiel ihr. Wirklich. Rick machte einen äußerst sympathischen Eindruck, er war ein Typ, zu dem man Vertrauen haben konnte.

Vor ihnen standen die Wagen. Noch immer fiel Schnee. Dicke, nasse Flocken tupften gegen die Scheibe, wo sie sofort als Wasserstreifen verliefen.

»Geht's wieder?« fragte Hunter.

»So einigermaßen.«

»Wenn Sie erst einmal geschlafen haben, wird die Sache ganz

anders aussehen«, versprach der dunkelblonde Rick Hunter.

»Ich hoffe es.«

Er fuhr wieder an. Dabei bewegte er sich etwas nach vorn, und Glenda sah an seiner linken Seite, genau dort, wo die Hüfte anfang, ein Einschußloch.

Sie versteifte sich und wurde blaß.

»Was ist mit Ihnen?« Rick Hunter hatte trotz der Fahrerei bemerkt, daß mit Glenda etwas nicht stimmte.

»Sie - Sie sind ja angeschossen, Mister.«

Hunter mußte wieder halten, weil eine nächste Ampel den roten Kreis zeigte. »Na und?«

»Mehr sagen Sie nicht dazu?«

»Nein, warum? Was ist schon ein kleines Kugelloch, liebe Glenda?«

Wir rasten nach Soho!

Rasen ist wirklich der richtige Ausdruck, denn eine Meldung aus der Zentrale hatte mich alarmiert.

Ein Kunde hatte den Mord an einem Antiquitätenhändler entdeckt und sofort die Polizei benachrichtigt. Als die Beamten eintrafen, sahen sie nicht nur die Leiche, sondern entdeckten auch eine am Boden liegende dunkelrote Handtasche. Natürlich wurde die Tasche sofort durchsucht. Man fand einen Ausweis auf den Namen Glenda Perkins.

Einer der Beamten erinnerte sich. Er hatte einmal mit einer Glenda Perkins zu tun gehabt. Es lag schon einige Monate zurück, doch er dachte an den Briefwechsel, der zwischen seinem Revier und Scotland Yard geführt worden war.

Der Mann schaltete schnell und telefonierte mit dem Yard. Dort wurde auch keine Sekunde gezögert, Superintendent Sir James Powell, mein Chef, wurde informiert, und der alarmierte mich natürlich.

Costello mußte warten. Jetzt ging es um Glenda Perkins. Suko saß neben mir. Das Fahren in diesem Verkehr war wirklich kein Vergnügen. Hinzu kam der nasse Schnee, und als wir Soho erreichten, da war der Verkehr noch dichter.

Es ging nur ruckartig voran. Ich versuchte alles, sprang in Lücken und orderte schließlich einen Polizisten auf einem Motorrad herbei, der vorausfahren und uns Platz, schaffen sollte. Es ging etwas besser.

Die Zeit, bis wir unser Ziel erreichten, kam mir wie eine halbe Ewigkeit vor. Am Geschäft fand ich natürlich keinen Parkplatz und stellte den Bentley schräg auf den Gehsteig.

Auf den Stufen zum Geschäft lag Schnee. Wir mußten achtgeben, daß wir nicht ausrutschten. Leiter der Mordkommission war ein alter Bekannter. Chieffinspektor Tanner. Wie immer trug er seinen alten Filz, den sein Großvater wahrscheinlich schon aufgehabt hatte, und diesmal sah der Hut noch schlimmer aus, weil er vor Nässe triefte. Im Mundwinkel hatte Tanner eine Pfeife stecken, und als er uns sah, verzog sich sein zerknittertes Gesicht zu einem schiefen Grinsen.

»Wenn ihr dabei seid, habe ich immer Angst.«

»Warum?« fragte ich.

»Weil ich dann das Gefühl habe, von Geistern umgeben zu sein.«
Dann wandte er sich an Suko und reichte ihm die Hand.

»Gratuliere zu Ihrem neuen Beruf, Suko.«

»Ach, das ist nicht so tragisch.«

»Jetzt werden Sie sich an die Launen des alten Powell gewöhnen müssen, mein Lieber.«

Ich unterbrach das Gespräch. »Wo ist die Tasche?«

Tanner deutete zu seinen Mitarbeitern, die das Beweismaterial auf den Verkaufstresen gelegt hatten. Dort befand sich auch die weinrote Handtasche.

Kein Zweifel, sie gehörte Glenda. Oft hatte ich sie bei ihr gesehen. Verpackt war sie in eine durchsichtige Plastiktüte, wie alles, was an Spuren gesichert wurde.

»Und?« Tanner war zu mir getreten. Er schaute mich von der Seite fragend an.

»Kein Zweifel, das ist die Tasche.«

»Sie gehört also Glenda Perkins.«

»Ja.«

»Frage ist: Was hat man mit ihr gemacht?«

Ich drehte mich um und warf einen Blick auf den am Boden

liegenden Mann. Er konnte uns keine Antwort mehr geben. Eine Kugel hatte seinem Leben ein Ende bereitet. Chiefinspektor Tanner schickte zwei Leute, um nach Zeugen zu suchen. Wie auch ich wußte er, daß dies kaum Erfolg haben würde, denn das Spiel war bekannt. Niemand hatte etwas gesehen, und wenn, dann konnte er sich kaum erinnern.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Innerlich war ich schrecklich nervös. Ich machte mir Sorgen um Glenda. War sie nun einem normalen Verbrechen zum Opfer gefallen, oder steckte hinter dem Ganzen ein dämonisches System?

Diese Frage quälte mich und würde mich auch weiterhin quälen, denn so leicht würde ich keine Antwort finden. Ein jüngerer Mann traf ein. Als er den am Boden Liegenden sah, begann er zu weinen. Er stand mitten im Laden, stützte eine Hand auf den Verkaufstresen und schluchzte fast lautlos. Es war regelrecht gespenstisch, ihm so zuzusehen.

»Der Sohn«, sagte Tanner leise.

Ich nickte. Vielleicht wußte er mehr. Ein Arzt wollte sich um ihn kümmern, doch der Junior schüttelte den Kopf. Er drehte sich um und schaute uns an.

»Können Sie uns einige Fragen beantworten?« erkundigte sich der Chiefinspektor.

Nicken.

Klar und präzise stellte Tanner seine Fragen. Er erhielt auch Antworten,

So erfuhren wir, daß Vater und Sohn unter einer erpresserischen Bande gelitten hatten, Die Gangster kassierten hier die Geschäftsleute ab. Der Vater hatte sich erst geweigert zu zahlen, bis man dem Sohn den linken Arm brach. Da gab der alte Newman, so hieß der Tote, nach.

Es war schon hart, was wir da zu hören bekamen, und wieder einmal wurden wir mit dem Teufelskreis des Verbrechens konfrontiert. Diese verfluchten Killer ahnten nicht, wieviel Leid und Trauer sie hinterließen.

Ein Name fiel.

Bonzo!

Tanner reagierte sofort. Er gab seinen Leuten Bescheid, und auf

telefonischem Wege setzte man sich mit der Zentrale in Verbindung. Die Computer bekamen Arbeit. Sie erledigten das in einer kurzen Zeitspanne, und schon bald hatten wir das Ergebnis.

Bonzo war in der Unterwelt kein unbeschriebenes Blatt. Er hatte mehrere Jahre gesessen, war als Zuhälter bekannt und sollte für einen gewissen Logan Costello arbeiten.

Ich zuckte zusammen, als ich das hörte.

»Da haben wir ja die Verbindung«, sagte Suko.

»Ihr Fall?« fragte Tanner.

»Möglich.«

Der Chieffinspektor nickte. »Na, dann können wir ja zusammenpacken, wenn das so ist.«

Ich winkte ab. »Moment noch. Wir werden zuerst einmal Logan Costello auf den Zahn fühlen. Das hatten wir sowieso heute vor. Danach sehen wir weiter.«

Tanners Gesicht wurde noch faltiger und verkniffener. »Freunde, das schafft ihr nicht.«

»Was schaffen wir nicht?«

»Costello zu kriegen.«

Ich widersprach nicht einmal. Wie oft hatten wir es versucht, aber diesem Kerl war nichts nachzuweisen. Der war so schlüpfrig, daß er uns immer entwischte. Wir konnten machen, was wir wollten, wir kamen einfach nicht an ihn heran. Zudem haßte er mich besonders, denn er gab mir die Schuld am Tod seines Bruders, obwohl sich der Kerl selbst erschossen hatte.

»Costello wird doch nicht so dumm sein und Glenda Perkins entführen«, sagte Suko.

»Er nicht, aber er wird einen Auftrag erhalten haben.«

»Von wem?«

Ich grinste. »Soll ich dir aufzählen, wer dafür alles in Frage kommt, mein Lieber?«

»Nein, das brauchst du nicht.«

Suko und ich hatten das Gefühl, daß über unseren Köpfen eine Schlinge lag, die sich langsam aber sicher zuzog. Und ich wußte nicht, wo ich die Schlinge hätte packen sollen. Das war ja das Schlimme. Man fühlte sich irgendwie in der Luft hängend.

»Jetzt haben wir erst recht einen Grund, Costello auf den Zahn zu fühlen«, meinte Suko.

»Ich weiß nicht ...«

»Was ist?«

»Vielleicht sollten wir ihn noch im unklaren darüber, lassen, daß wir schon Bescheid wissen.«

»Das wäre auch eine Möglichkeit«, gab der Chinese zu.

Nur - wo bestand jetzt die Verbindung zwischen dem Auftauchen der beiden Spukdiener und Glendas Entführung? Das wollte mir nicht aus dem Kopf, und ich suchte verzweifelt den Faden.

»Du gehst also davon aus, daß es eine Verbindung geben muß?« fragte der Chinese.

»Ja.«

Mein Partner schwieg. So ganz hatte ich ihn nicht überzeugen können, das war seinem Gesicht anzusehen. Und doch sollte ich recht behalten.

Einer der Beamten, die draußen Neugierige abhielten, erschien im Geschäft. Auf seinem Helm schmolzen die letzten Schneeflocken. »Sir«, meldete er. »In Ihrem Wagen meldet sich das Telefon. Es scheint dringend zu sein, der Anrufer läßt nicht locker.«

Ich ging.

Suko blieb zurück und hörte zu, wie Chieffinspektor Tanner den jungen Newman vernahm.

Viel konnte er auch nicht sagen, und ob der Zuhälter namens Bonzo den Mord begangen hatte, war ebenfalls nicht sicher, obwohl Suko daran glaubte.

John Sinclair kehrte zurück. Der Chinese sah mir sofort an, daß etwas passiert war. Mein Gesichtsausdruck sagte ihm genug.

»Was ist geschehen, John?«

Ich holte erst einmal tief Luft. »Costello hat bei Sir James angerufen.«

»Was?«

»Ja, und er hat dem Superintendenten bestellen lassen, daß er mich sprechen will. Und zwar allein.«

Schweigen entstand nach meinen Worten. Auch Tanner vergaß vor Überraschung, an seiner Pfeife zu ziehen.

»Weißt du, worum es geht?« wollte Suko wissen.
»Das können wir uns wohl denken, nicht wahr?«
Suko nickte. Er brauchte den Namen Glenda Perkins wirklich nicht auszusprechen ...

In den nächsten Sekunden wurde Glenda einiges klar. Sie war wirklich kein heuriger Hase, sie arbeitete für den Geisterjäger John Sinclair und wußte, daß es Dämonen und Wesen aus anderen Dimensionen gab. Da kannte sie sich aus. Sie wußte ferner, daß normale Bleigeschosse einem Dämon nichts ausmachten. Der Mann neben ihr, der Retter, war von einem Bleigeschoß getroffen worden, und es hatte ihm nichts getan. Das mußte Glenda erst einmal verdauen und auch das Wissen, vom Regen in die Traufe geraten zu sein. Sie fuhren wieder an. Glenda hoffte, daß der andere nichts bemerkt hatte, und sie schaute geradeaus in den tanzenden, wirbelnden Flockensturm.

»Woran denken Sie jetzt?« fragte ihr Retter.

»An nichts.«

Der Mann lachte. »Sie lügen schlecht, kleine Glenda. Und zwar sehr schlecht.«

»Wieso?«

»Sie denken über meine Verletzung nach und wieso es kommt, daß ich nicht entkräftet und vielleicht auch schwerverletzt daliege. Stimmt es?«

»Möglich.«

»Also ja«, sagte der Mann und schaltete einen Gang höher, weil die Straße freier wurde. »Sind Sie schon zu einem Ergebnis gelangt, meine Liebe?«

»Natürlich.«

»Und das wäre?«

»Lassen Sie mich aussteigen!«

Lachen. Irgendwie boshaft klingend und auch hämisch. »Nein, das können Sie mir nicht antun. Sie wollen doch Ihren Retter nicht vor den Kopf stoßen.«

»Retter? «

»Genau.«

»Ich glaube kaum, daß Sie ein Retter sind, Mr. Hunter oder wie Sie sonst heißen. Ich bin in Ihre Falle gelaufen. Alles war ein abgekartetes Spiel. Wahrscheinlich ist dieser Kerl gar nicht tot. Sie haben nur so getan, um mich in Sicherheit zu wiegen«

»Nein, ich habe ihn wirklich erschossen.«

Glenda schwieg. Schon längst suchte ihre linke Hand nach dem Griff der Tür. Sie wollte raus, und die Chance bot sich, denn eine Ampel leuchtete wieder rot.

Hunter mußte langsamer fahren. Er schaltete zurück und senkte die Geschwindigkeit. Vor ihnen glühten Bremsleuchten auf.

Jetzt stoppte auch der Ford.

Und da probierte Glenda es. Sie riß am Türriegel, drängte ihr Körpergewicht schon nach links, um sich aus dem Ford zu werfen. Doch das war nicht möglich.

Hunter hatte die Tür versperrt. Glenda hieb gegen die Innenverkleidung, mehr schaffte sie nicht. Die Tür blieb zu.

Hunter lachte. »Nein, Glenda, so haben wir wirklich nicht gewettet. Sie bleiben hier.«

Die junge Frau sank zusammen. Wieder stieg Angst in ihr hoch, dann riß sie den Mund auf, um zu schreien. Andere mußten sie doch hören! Sie wollte sich auch auf den Mann stürzen, sich wehren, die Passanten aufmerksam machen, sie wollte soviel und schaffte nichts, denn nun spielte Hunter seine Macht aus, und Glendas Vorhaben blieben bereits im Ansatz stecken.

Ihr Sitz veränderte sich. Er wurde weicher, dann regelrecht schwammig. Glenda stellte fest, daß sie nicht mehr hochkam. Schrecken breitete sich auf ihrem Gesicht aus. Als sie nach unten schaute, sah sie, daß sich der Sitz verändert hatte. Er war grünlich geworden, und sie bemerkte, wie sich zwei tentakelartige Arme links und rechts ihrer Beine aus dem Sitz schoben.

Glenda erstarrte vor Entsetzen.

Es gab ein klatschendes Geräusch, und die Arme preßten sich fest auf ihre Oberschenkel. Dann spürte sie den Druck, der sie immer tiefer in den schwammigen Sitz schob, und öffnete den Mund, wobei ein Schrei aus ihrer Kehle stieg.

»Schrei nur!« lachte Hunter. »Dich hört keiner. Und im Jenseits wird nur geschrien!«

Dampf drangen die Worte an ihre Ohren. Während sie weiter-schrie und um sich schlug, veränderte sich auch die Umgebung. Sie sah die roten Rückleuchten nicht mehr. Wie Luftballons, die platzen, so lösten sie sich auf und verschwanden. Plötzlich waren sie nicht mehr da. Dafür umwallte den Wagen eine grüngraue Wand. Beißender, ätzender Nebelqualm, wie er nur in den Dimensionen des Schreckens zu Hause war.

Der Wagen und mit ihr Glenda Perkins sowie Hunter hatten sich von einer Sekunde zur anderen aufgelöst. Sie waren durch einen zeitlosen Sprung in eine andere Dimension verschwunden.

Die Autofahrer, die hinter dem Ford gehalten hatten, trauten ihren Augen nicht.

Plötzlich war der Wagen weg.

»Ich glaube, ich spinne«, murmelte ein Mann, nahm seine Brille ab und rieb über seine Augen.

Das Bild blieb.

Kein Ford zu sehen.

Und Hunter, der Dämon, sagte in diesem Augenblick zu Glenda Perkins: »Willkommen im Jenseits, meine Liebe ...«

Auf der Uferstraße, die zum Schloß der Windsors führte, wollten wir uns treffen.

Logan Costello hatte glasklar seine Bedingungen gestellt. Nur ich sollte im Wagen sitzen, und die Uhrzeit hatte er auch angegeben. Zwei Stunden vor Mitternacht.

Wie das alles über die Bühne laufen sollte und was genau geschehen würde, davon mußte ich mich überraschen lassen.

Natürlich hatte Suko heftig protestiert. Er hätte sich auch im Kofferraum einschließen lassen, wenn es nach ihm gegangen wäre, aber dagegen hatte ich etwas.

Mir war Glenda Perkins' Leben zu wertvoll.

Suko hatte dies auch eingesehen und hielt sich dementsprechend ruhig. Daß Logan Costello mich nicht von seinen Männern ermorden lassen würde, davon konnte ich ausgehen. Der verfolgte ganz andere Pläne. Außerdem konnte er sich einen Mord zum momentanen Zeitpunkt nicht an den Hals hängen. Zudem hätte

dann jeder gewußt, wer dafür verantwortlich war. Nein, Costello mußte seinen Haß auf mich zügeln.

Ich fuhr entlang der Themse. Parallel zu dieser Straße lief ein Motorway, davon sah ich hin und wieder nur vereinzelte Lichter zu mir herüber blinken.

Das Wetter war unter aller Kanone. Schnee, jetzt mit Regen vermischt, fiel fast senkrecht vom Himmel. Auf der Straße lag ein Matschfilm, der auch für meine Winterreifen nicht eben angenehm war.

Die Dunkelheit war schlimm.

Da schien kein Mond, nicht ein Stern war zu sehen, und ich hatte das Gefühl, als würde ich durch einen grauen Tunnel fahren.

Wären die Scheinwerfer nicht gewesen, hätte ich überhaupt nichts gesehen.

Nach wie vor ging ich davon aus, daß Costello Glenda Perkins hatte entführen lassen. Was er genau vorhatte, würde ich erfahren, aber er sollte sich hüten, der dunkelhaarigen Glenda auch nur ein Haar zu krümmen.

Ich fuhr langsam, weil ich nicht wußte, wann und wie etwas passierte. Man hatte mir nur gesagt, daß ich mich überraschen lassen sollte.

Des öfteren wurde ich überholt. Dann klatschte Spritzwasser gegen meinen Wagen und die Scheiben des Bentley. Regelrechte Fontänen bildeten sich.

Die Rücklichter der mich überholenden Fahrzeuge verschwanden schnell in der Dunkelheit.

Ich war gespannt, wann sich Costello sehen lassen würde.

Hoffentlich ließ er mich nicht zu weit fahren und hatte sich nur einen Scherz erlaubt.

Wieder wurde ich überholt. Ein Motorradfahrer war es, und ich mußte unwillkürlich an Suko denken, doch der Chinese war zu Hause geblieben, das hatte er mir versprochen.

Zudem erkannte ich die vermummte Gestalt auf der Maschine nicht. Es war, wenn mich nicht alles täuschte, auch keine Harley Davidson gewesen, die mich überholt hatte.

Dann sah ich das Licht. Ein Mann schwenkte eine Taschenlampe im Kreis, so daß über dem Boden ein fahler Lichtkranz entstand.

Das Zeichen!

Ich senkte die Geschwindigkeit. Meine langen Scheinwerferbahnen erfaßten den Mann, der dicke Lederkleidung trug und eine flache Mütze tief in die Stirn gedrückt hatte.

Der Bentley rollte aus. Einen Zoll vor dem Knaben kam er zum Stehen. Der Mann ging um die Kühlerschnauze herum und blieb neben dem Fenster stehen.

Ich ließ die Scheibe nach unten fahren.

»Sinclair?« Seine Stimme klang rauh.

»Ja.«

»Steig aus, der Boß will dich sehen.«

Ich überlegte. Wenn ich an dem Mann vorbeischaute, sah ich ein dunkles, flaches Gelände, das sich bis zum Motorway hinzog.

Rechts von mir wälzte sich die Themse durch ihr breites Bett.

»All right«, erwiderte ich und öffnete die Tür. Die Scheibe ließ ich wieder hochsurren.

Der Mann trat zur Seite. Die Lampe hielt er so, daß der Lichtkegel auf mich zeigte, jedoch nicht blendete.

»Und wohin?« fragte ich.

Mit der freien Hand deutete er auf das Feld, wo plötzlich ein Scheinwerferpaar aufstrahlte und sofort wieder verlosch.

»Das ist das Zeichen«, bemerkte mein Bewacher.

»Wofür?«

»Daß alles okay ist.«

Ich grinste. »Und wenn es nicht gewesen wäre?«

Da schwieg der Mann. Er stampfte neben mir her und leuchtete.

Der Lampenstrahl hüpfte über unebenen Boden. Furchen, Risse, Pflützen. Matsch- und Schneeereste.

Einmal wäre ich fast ausgerutscht, weil sich das Gelände ein wenig senkte.

Dann sah ich den Wagen.

Je näher ich kam, um so besser konnte ich die Farbe erkennen. Gold. Und das sagte mir genug. Costello war mit seinem goldfarbenen Rolls eingetroffen.

Das war seine neueste Errungenschaft. Seit er gesehen hatte, daß ein amerikanischer Zuhälterboß einen goldfarbenen Rolls fuhr, wollte Costello auch einen haben.

Jetzt hatte er ihn.

Natürlich war er nicht allein gekommen. Killerbosse wie Logan Costello kamen nie allein. Sie hatten immer Angst, fürchteten um ihr Leben und brachten stets einige Männer der Leibgarde mit. So auch hier. Nicht nur der Typ, der mich abgeholt hatte, begleitete ihn, sondern noch zwei andere Kerle, die beide ausgestiegen waren.

Einer trug eine Maschinenpistole. Der Lauf schaute unter seinem Mantel hervor, wies über die lange Kühlerschnauze und damit auch auf uns.

Ich mußte bis zum Fond des Wagens gehen, und als ich neben der Tür stand, ließ Costello die Scheibe nach unten surren.

Allerdings nur zur Hälfte, so daß wir sprechen konnten, ohne zu schreien.

Unsere Blicke trafen sich. Die Scheibe war getönt, und in der Dunkelheit konnte ich ihn nicht genau erkennen. Sein Gesicht erschien mir mehr als ein heller Fleck.

Dafür hörte ich seine Stimme. »Sind Sie allein, Sinclair?«

»Sicher.«

»All right. Kommen wir zur Sache. Ich habe einen Job für Sie.«

Ich war tatsächlich überrascht. »Für mich?«

»Genau.«

Ich gestattete mir ein Grinsen und holte Zigaretten hervor. Erst als das Stäbchen brannte und ich es in der hohlen Hand festhielt, fragte ich: »Wissen Sie nicht, daß ich bereits einen Job habe?«

»Klar, aber Sie werden trotzdem das tun, was ich sage. Es geht nämlich um die kleine Glenda Perkins.«

Er sagte es triumphierend und höhnisch zugleich. Am liebsten hätte ich ihm ins Gesicht geschlagen, aber ich riß mich zusammen und ließ auch meiner Stimme nichts anmerken. »So?«

»Ja, Sie wollen sie doch heil wiedersehen. Und damit dies geschieht, werden Sie uns einen kleinen Gefallen tun, Sinclair«

»Das steht noch nicht fest.«

»Und wie das feststeht.« Er lachte, und es hörte sich an wie ein Grunzen. »Um Glenda Perkins zurückzubekommen, werden Sie den Aufenthaltsort eines gewissen Solo Morasso herausfinden. So lauten die Bedingungen, Sinclair. Und Sie haben genau zwei Tage

Zeit. Wenn Sie sich weigern oder irgendwie falschspielen, sehen Sie Glenda Perkins höchstens noch als Leiche.«

Das war deutlich.

Verdammt deutlich sogar!

Ich zog an meiner Zigarette. Damit hatte ich nun nicht gerechnet. Ich sollte also das Versteck des Solo Morasso, herausfinden, um es Costello zu verraten. Dann bekam ich Glenda zurück. Sicher war das allerdings auch nicht, denn ich traute Costello nichtüber den Weg. Er würde Glenda eiskalt über die Klinge springen lassen, so brutal sich das anhört, aber es entsprach Costellos Mentalität. Rücksicht oder Nachgeben kannte ein Mann wie er nicht.

»Haben Sie mich verstanden?«

»Ja.«

»Und? Wie haben Sie sich entschieden?«

»Überhaupt noch nicht.«

»Wieso?«

»Weil ich das Ganze für einen miesen Bluff halte.«

»Die Entführung Ihrer Sekretärin ist kein Bluff, Sinclair.«

»Es wundert mich aber, daß ausgerechnet Sie mir den Vorschlag machen. Sie, Costello, müßten doch am besten wissen, wo Morasso zu finden ist. Schließlich stehen Sie mit ihm in Verbindung.«

»Nein, das ist Ihr Irrtum!«

»Aber Sie arbeiten für ihn.«

»Nehmen Sie die Bedingungen an oder nicht?« Logan Costello ging auf meine Frage nicht weiter ein.

»Was ist, wenn ich mich weigere?«

»Muß ich Ihnen das noch sagen, Sinclair?«

Nein, das brauchte er wirklich nicht. »Ich soll also Dr. Todds Aufenthaltsort herausfinden?«

»Ja.«

»Und wenn ich ihn habe?«

»Geben Sie mir Bescheid, und der Rest regelt sich von allein. Ich kann Ihnen sogar noch eine Hilfe geben, Sinclair, obwohl es mir sehr schwerfällt, dies zu tun. Solo Morasso befindet sich irgendwo auf dieser Erde.«

»Eine tolle Hilfe«, bemerkte ich spöttisch.

»Besser als keine. Sehen Sie zu, daß Sie es schaffen, Geisterjäger.

Sie sind doch angeblich so toll. Jetzt können Sie Ihr Meisterstück machen.« Er lachte, und die Scheibe surrte wieder nach oben. Somit war unser Gespräch für ihn beendet.

Auch seine Männer wußten Bescheid. Sie stiegen in den Luxuswagen. Als letzter der Typ mit der MPI. Er warf mir noch einen scharfen Blick zu und verschwand.

Als der Motor angelassen wurde, hörten wir nur ein Flüstern, so leise war er. Die Reifen wühlten den schlammigen Boden auf und schleuderten auch einige Spritzer in meine Richtung, die ihren Platz an meinen Hosenbeinen fanden.

Der Wagen fuhr davon, und ich blieb allein zurück. Verdammt allein, und ich würde auch allein bleiben, denn dieser Hundesohn hatte Bedingungen gestellt, die so gut wie unerfüllbar waren. Innerhalb von zwei Tagen sollte ich das schaffen, was andere in Monaten nicht vollbracht hatten.

Nein, das war kaum zu erfüllen.

Ich sah, wie die großen Rückleuchten des Rolls verschwanden. Sie wurden von der Schwärze aufgesaugt. Allein blieb ich auf dem Feld zurück. Allein und deprimiert. Der Zigarettenstummel war mir längst aus der Hand gerutscht. Er lag auf dem Boden.

So ähnlich kam ich mir auch vor. Wie ein Zigarettenstummel, der keine Chancen gegen das Wasser hat und von ihm aufgeßt wurde. Der Schnee war jetzt in Regen übergegangen. Ich merkte kaum, wie er in mein Gesicht schlug und die Haut kühlte, ich dachte nur an die Bedingungen, die mir Cosfello gestellt hatte. Konnte ich es wirklich schaffen?

Allein sicherlich nicht. Meine Freunde mußten mithelfen. Vor allen Dingen Myxin und Kara. Sie kannten sich besser aus als ich, wußten über die Dämonenhierarchie ausgezeichnet Bescheid, und vielleicht hatten sie etwas von Dr. Todds Versteck gehört.

Eine winzige Hoffnungsflamme, mehr nicht, denn wenn ich genauer darüber nachdachte, dann war diese Annahme reiner Unsinn. Hätten Myxin oder Kara etwas gewußt, dann hätten sie mir sicherlich schon Bescheid gegeben.

Ich ging wieder zurück. Den Kopf hielt ich dabei gesenkt. Ich wußte wirklich nicht, wie es weitergehen sollte. Man hielt Glenda irgendwo gefangen, und zwar nicht auf dieser Welt, wie ich stark

annahm. Man hatte sie bestimmt in irgendeine Dimension verschleppt, um mich zu locken.

Die Gegner hatten damit eiskalt die Schwäche des Sinclair-Teams aufgedeckt. Ja, wir waren verwundbar, sogar sehr stark.

Ich erreichte meinen Wagen, setzte mich hinein, startete und wendete.

Zurück nach London. Auf der Fahrt dorthin griff ich zum Autotelefon. Ich alarmierte mit meiner Meldung Sir James Powell. Er mußte jetzt Bescheid wissen und auch Suko. Vielleicht hatten wir doch noch eine Chance. Unsere Welt ist schließlich endlich. Wenn sich irgendwo jemand versteckt hält, dann mußte er auch zu finden sein, davon ging ich aus.

Doch zwei Tage Galgenfrist sind verdammt wenig Zeit.

Zu wenig ...

Wie ein Tier kroch sie über den Boden. Sie hatte die Orientierung verloren, wußte nicht, wo rechts, links, vorn oder hinten war. In ihrem Kopf sammelten sich tausend Gedanken, spielten verückt und vereinigten sich zu einem gewaltigen Gefühl der Angst. Und diese Angst war es, die Glenda reagieren ließ.

Sie kam zur Ruhe.

Erst einmal blieb sie liegen. Ihre Nerven waren gespannt, überdreht sogar, und sie fühlte unter ihren Händen einen lauwarmen Stein, der rauh und porös war. Als sie die Augen öffnete, konnte sie nichts erkennen, nur einen grauen, wallenden Nebel, der manchmal grünlich schimmerte.

Er war so dick, daß sich Glenda wunderte, überhaupt atmen zu können, aber sie nahm es hin.

Natürlich machte sie sich darüber Gedanken, wo sie sich befinden konnte. Noch einmal ließ sie die letzten Ereignisse vor ihrem geistigen Auge ablaufen.

Sie dachte an die Autofahrt und daran, daß sich ihr Retter plötzlich als Dämon entpuppt hatte.

Rick Hunter, ein Dämon!

Und wenn er sie verschleppt hatte, dann nur in sein Reich. Mit Schrecken wurde Glenda dies klar. Ja, sie befand sich nicht mehr

auf der Erde, sondern in einer Dimension des Grauens. Davon mußte sie ausgehen, und daran war nichts mehr zu ändern.

Sie wunderte sich nur, daß sie nicht weinen konnte, als sie daran dachte. Sie war noch zu geschockt und mußte erst einmal mit sich selbst ins reine kommen.

Glenda stand auf. Normalerweise eine simple Angelegenheit, doch Glenda hatte Mühe. Sie war ziemlich wacklig auf den Beinen und breitete die Arme aus, um das Gleichgewicht zu bewahren. Dann endlich stand sie.

Erst jetzt fiel ihr auf, daß der Boden unter ihren Füßen vibrierte. Tief in der Erde hörte sie ein unheimlich klingendes Grollen, das ihr wie eine Drohung entgegen strömte und etwas von dem ahnen ließ, was sich hier tat. Diese Welt befand sich in Bewegung. Hier wallte und quirlte nicht nur der Nebel, auch das Gestein, über das Glenda Perkins schritt, schien sich zu heben und senken. Dabei stellte sie fest, daß der Boden leicht abschüssig war. Sie hatte das Gefühl, als würde sie in die Tiefe laufen, wo ein schreckliches Unheil lauerte.

Es war warm.

Viel zu warm für einen Mantel. Glenda merkte kaum, daß sie ihren Mantel auszog und kurzerhand auf dem Boden liegenließ. Der Nebel war überall. Er hatte auch einen Geruch. Glenda glaubte, Schwefel zu riechen, wie manchmal bei einem Zündholz, wenn man es anzündete und mit der Nase zu dicht an die Flamme geriet.

Schwefel?

Das erinnerte sie an den Höllenatem. Befand sie sich nahe der Hölle? Sie wußte, daß es Jenseitsmächte gab, daß ein Teufel existierte, der Asmodis genannt wurde, und daß er der Herrscher der Hölle sein sollte. Dann war sie also in seiner Nähe?

Dieser Glauben trieb wieder die Angst in ihr hoch und beschleunigte ihren Herzschlag.

Plötzlich sah sie eine Gestalt.

Sofort blieb Glenda stehen. Ihre Lippen öffneten sich dabei. Ein Schrei drang jedoch nicht aus ihrem Mund, er blieb auf halbem Wege stecken.

Die Gestalt konnte Glenda nicht identifizieren. Sie wurde vom

Nebel umwallt, und Glenda erkannte nur, daß sie ein menschliches Aussehen hatte.

Mehr nicht ...

Unheimlich sah sie aus. Glenda kam der Vergleich eines Wächters vor der Höllentpforte in den Sinn.

Unwillkürlich schüttelte sie sich und begann zu zittern.

Zudem traf die Gestalt keine Anstalten, sich ihr zu nähern. Sie blieb einfach stehen, und auch Glenda traute sich nicht, weiter vorzugehen.

So verging die Zeit.

Für Glenda waren es Sekunden, in denen ihre Angst noch stärker wurde. Sie spürte einen pelzigen Geschmack im Mund, und es bereitete ihr Mühe, die ersten Worte zu formulieren.

»Wer - wer sind Sie?«

Keine Antwort.

Glenda hob den Arm und preßte die Handfläche dorthin, wo unter der Brust das Herz schlug. »Sagen Sie doch was!«

Die Gestalt sagte nichts. Nur der graugüne Nebel bewegte sich. In Wolken wallte er um den Unheimlichen herum, der sich nicht rührte und wie eine Figur aus Stein dastand.

Schließlich hielt es Glenda nicht mehr länger aus. Sie wollte endlich Gewißheit haben, auch wenn ihre Angst noch so groß war. Sie mußte wissen, woran sie war.

Zögernd ging sie vor. Schritt für Schritt näherte sie sich der stummen Gestalt. Und als sie näher kam und den Nebel besser durchschauen konnte, da erkannte sie den anderen auch.

Es war ihr Retter!

Rick Hunter hatte er sich genannt, aber sicherlich hieß er anders, denn er war ein Dämon. Menschen hatten keine Tentakelarme.

Vor ihr stand ein Dämon.

Glenda blieb stehen, als sie nur noch ein Schritt von dem anderen trennte. Sie schaute zu ihm hoch, sah in sein menschliches Gesicht, und auch sonst wirkte er wie ein Mensch. Selbst seine Arme waren völlig normal. Sie hingen zu beiden Seiten des Körpers herab.

Glenda faßte sich ein Herz und stellte die erste Frage. »Wer - wer sind Sie?«

»Dein Retter!«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, du bist nicht mein Retter. Du hast mich entführt, aber mein Retter bist du nicht. Was soll das alles? Ich will eine Antwort!«

»Die kannst du bekommen.«

»Dann gib sie mir! « schrie Glenda.

»Nein, von mir nicht«, erwiderte Hunter. »Ein anderer wird sie dir geben.«

»Wer?«

»Laß dich überraschen.«

überraschen, dachte Glenda. Meine Güte, der sprach, als wären sie irgendwo in einem Lokal und befänden sich nicht in einer Welt voller Grauen und Abscheu.

»Komm mit.«

Glenda zuckte zusammen, als die Stimme ihre Gedanken unterbrach. »Und wohin?«

»Das wirst du sehen.«

»Was ist, wenn ich mich weigere?« Glenda wußte selbst nicht, woher sie den Mut zu dieser Frage nahm.

Der Mann schaute sie nur an. »Dann wirst du die große Hölle erleben.« Mehr sagte er nicht, aber seine Worte klangen so, daß Glenda jedes glaubte.

Sie senkte den Kopf. Rick Hunter bemerkte ihre Reaktion und nickte zufrieden. Er drehte sich um, dabei streckte er seine Hand aus. »Ich führe dich.«

»Nein!« Glenda dachte an den Tentakelarm. Mit ihm wollte sie nicht noch einmal in Berührung kommen. Sie ekelte sich vor dieser schleimigen Masse.

»Wie du willst.« Der Dämon ließ Glenda vorgehen. »Geh nur immer geradeaus, aber weiche nicht vom Weg ab, hörst du? Weiche nie ab, sonst wird es schlimm.«

»Was kann denn noch schlimmer werden?« flüsterte Glenda. Hunter lachte. »Du wirst dich wundern, Kleine. Sogar sehr wundern, das kannst du mir glauben.«

Der Boden unter ihr bestand aus rauhem, aber weichem Stein. Kanten, Buckel und auch Spalten, aus denen der Nebel quoll, bildeten gefährliche Stolperfallen.

»Geh weiter!«

Hunter sagte dies beschwörend, und das merkte Glenda auch. Es mußte dafür einen Grund geben.

Sie wurde wirklich vorsichtig und schaute auf ihre Stiefelspitzen. Manchmal hatte sie das Gefühl, als würde sie auf einem schmalen Grat balancieren, obwohl sie nichts sehen konnte, denn der Nebel um sie herum war äußerst dicht.

Nach ein paar Schritten hörte sie die Geräusche. Es waren schlimme Laute, die rechts und links von ihr aus der Tiefe drangen. Heulen, Jaulen, Klagen und Schreien.

So schrecklich und grauenvoll, daß Glenda stehenblieb, ihre Hände hob und sich die Ohren zuhielt.

»Weiter!« drängte Hunter.

Glenda schüttelte den Kopf. »Nein«, keuchte sie, »ich kann nicht mehr weitergehen. Ich habe nicht mehr die Kraft. Das ist alles so schrecklich, so grauenhaft. Ich bringe es nicht fertig. Wirklich nicht.«

»Du mußt!«

Glenda zuckte zusammen, als sie nach dieser Antwort die Berührung in ihrem Rücken spürte. Ein Stromstoß schien durch ihren Körper zu fließen, sie schüttelte sich und versuchte, den Tentakelarmen auszuweichen. Dabei ging sie einen zu schnellen Schritt nach vorn, und schon war es passiert. Nach links rutschte sie ab.

Tatsächlich wanderte sie nur auf einem sehr schmalen Grat dahin. Und da war nichts, an dem sie sich festhalten konnte. Sie fiel nach links und sah noch während des Falls, wie sich eine Nebelspirale gebildet hatte und einen Trichter schuf, in den sie hineinschauen konnte.

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte Glenda Perkins einen freien Blick.

Sämtliche Schrecken und Bilder der Hölle taten sich vor ihr auf. Was sie früher nur von Alpträumen her kannte, das wurde nun Wirklichkeit.

Glenda sah schreckliche Gestalten. Monster mit zwei oder mehr Köpfen, Wesen, die eine Mischung zwischen Tier und Mensch darstellten. Kraken mit Menschenköpfen an ihren Fangarmen, riesige Ratten, die an Knochen nagten, gefährliche Wesen mit Fischköpfen

und messerscharfen Gebissen. Große Fledermäuse, Werwölfe mit blutbefleckten Schnauzen und schleimige Ghouls auf der Suche nach Aas.

All diese Wesen hielten sich in dem Kessel auf, in dem es brodelte und gärte, wo der reine Schrecken zu Hause war und Alpträume zu einer Tatsache wurden.

Sie alle warteten, wollten Opfer. Menschen, wenn möglich.

Und Glenda würde ihnen in die Klauen fallen,

Sie schrie.

Schon schossen zwei mit Menschenköpfen versehene Krakenarme in die Höhe. Glenda sah zwei Mäuler in den Köpfen, die sich öffneten und Vampirzähne zeigten, um beißen zu können, damit der Weg für das Blut frei war.

Mit den Armen ruderte Glenda. Doch sie griff nur in den wallenden Nebel. Halt fand sie nicht.

Den gab ihr Rick Hunter!

Bevor Glenda endgültig in den Schlund fallen konnte und ein Opfer der gräßlichen Gestalten wurde, griff er zu. Allerdings nicht mit seinem normalen Arm, sondern mit dem langen Fangarm eines Kraken. Der wickelte sich von unten her gedankenschnell um Glendas Körper, so daß er die Fallende festhalten konnte. Kraft genug besaß er.

Bevor der Menschenkopf zubeißen konnte, wurde Glenda wieder in die Höhe gehievt und auf den relativ sicheren schmalen Steg gestellt.

Jetzt weinte sie.

Die Angst mußte sich freie Bahn verschaffen. Zudem zitterte sie am ganzen Körper. Hätte Hunter sie nicht weiterhin festgehalten, wäre sie sicherlich gestürzt.

»Ich habe dir doch gesagt, daß du vorsichtig sein sollst!«
zischte er.

Glenda erwiderte nichts. Sie war nicht in der Lage, auch nur ein Wort hervorzubringen. Sie blieb in den Armen des Dämons und schnappte keuchend nach Luft.

Hunter ließ sie. Er schaute über Glendas Kopf hinweg, und ein teuflisches Lächeln umspielte seine Lippen. Aus reinem Mitgefühl hatte er Glenda nicht gerettet, nein, wenn sie irgendwelche Zicken

machte, würde sie den Monstern vorgeworfen werden. Aber zuvor wollte noch jemand anderer sie sehen. Und den Auftrag mußte Hunter erfüllen, denn sein Herr, der Spuk, hatte es angeordnet. Glenda mußte weitergehen.

Die Geräusche aus der Tiefe begleiteten sie.

Mit der Zeit gewöhnte sie sich daran, und ebenfalls an den Tentakelarm, der sich um ihre Hüfte geschlungen hatte und sie nicht mehr losließ. Hunter wollte nicht, daß Glenda noch einmal das gleiche passierte wie vorhin.

Manchmal klatschte etwas neben ihr auf den Rand. Dann schälte sich ein Schatten aus dem Nebel hervor und wurde, wenn er näher kam, zu einem grauenvollen Monster.

Doch niemand griff sie an. Hunter schien in dieser Welt eine Respektsperson zu sein, denn vor ihm hatten alle Angst.

Das Zeitgefühl hatte Glenda verloren. Sie befand sich in einem regelrechten Trott, hielt den Blick gesenkt und schaute weder nach rechts noch links.

Sie merkte kaum, daß der Tentakelarm verschwand und sie wieder frei gehen konnte.

»So, die Gefahr ist gebannt«, erklärte Hunter.

Seine Stimme klang plötzlich seltsam. So laut und irgendwie hallend, trotz der wabernden Nebelschwaden. Glenda schien es, als befänden sie sich in einer gewaltigen Höhle, deren Ausmaße kaum zu schätzen waren.

So sehr sie sich auch bemühte, sehen oder erkennen konnte sie kaum etwas.

Auch war der Boden nicht mehr so rauh und uneben. Genau das Gegenteil war eingetreten. Eine glatte Fläche befand sich unter Glendas Füßen. Wie aus Marmor geschaffen, und wenn der Nebel mal ein wenig Sicht zuließ, dann kam es Glenda vor, als könnte sie sich in dem Untergrund spiegeln.

»Wir sind da!« sagte Hunter.

»Wo?« Glendas Stimme zitterte.

Da lachte der Mann. »Am Ziel, kleine Glenda. In seinem Reich. Im Reich des Spuks!«

Jetzt war es heraus. Natürlich wußte Glenda, was es mit dem Spuk auf sich hatte. Er war schließlich der Herr über die geknecht-

teten Dämonenseelen. Er war ihr Meister, er war ihr Aufpasser, er sorgte dafür, daß die Bestrafung bis in alle Ewigkeit fortgeführt wurde. Ein Meister des Grauens, ein Wesen, das sicherlich so mächtig war wie Asmodis.

Und der Nebel verschwand.

Er trat zurück und bildete eine regelrechte Insel, auf die Glenda zuschritt.

Seltsamerweise konnte sie alles sehen, obwohl keine Lichtquelle zu erkennen war. Von irgendwoher strömte das Licht, und es beleuchtete eine Gestalt, die auf einem Stuhl vor einem Tisch saß.

Ein Mensch?

Er sah so aus. Das Gesicht unter den grauen, strähnigen Haaren war verwüstet. Es wirkte wie eine zerfurchte Kraterlandschaft. Kalt und grausam blickten die Augen, und in der rechten Hand hielt der Mann einen Holzhammer.

Trotz der Gefahr, in der sich Glenda, befand, begann sie nachzudenken.

Diese Gestalt hatte sie zwar noch nie persönlich gesehen, aber sie wußte, wer vor ihr saß. Und sie erhielt gleich darauf von Hunter die Bestätigung.

»Er wollte dich sehen, Glenda. Ich habe dich zu ihm gebracht, in dieses Refugium des Schreckens. Nun bist du da, und alles läuft genau nach Plan. Weißt du, wer er ist?«

Glenda nickte.

»Wer denn?«

»Maddox!« flüsterte die schreckensstarre Glenda Perkins.

»Maddox, der Dämonenrichter ...«

Wir hatten wirklich alles versucht!

Ich erlebte Sir James Powell in absoluter Hochform. Er ließ seine Beziehungen spielen, rief die Geheimdienstzentralen an, machte die NATO mobil und schaffte es, Satellitenaufnahmen zu bekommen. Überall in Europa liefen die Computer heiß, spuckten Informationen aus, verwerteten sie, verglichen und reichten neue Erkenntnisse auf elektronischem Wege weiter.

Die Anlage bei Scotland Yard gehörte zu den modernsten, die es

überhaupt gab. Sie war auch mit dem amerikanischen Zentralcomputer des FBI verbunden, aber auch dort wußte man nichts von einem Solo Morasso. Man hatte den Namen zwar gespeichert, aber wo er und seine Mordliga sich aufhielten, war nicht herauszubekommen.

Wir arbeiteten wirklich die Nacht durch, und im Morgengrauen waren wir alle geschafft.

»Legen Sie sich für ein paar Stunden aufs Ohr«, ordnete Sir James an. Der Befehl galt nicht nur mir, sondern auch Suko. Unseren Protest wischte er einfach weg.

In einem der Bereitschaftsräume fanden wir einen Schlafplatz, und mir fielen wirklich die Augen zu. Die Erschöpfung war zu groß. Ich schlief fest und auch traumlos.

Als ich erwachte, war Suko schon verschwunden, und ich schaute auf meine Uhr.

Wir hatten schon fast zehn Uhr. Der Vormittag war ziemlich weit fortgeschritten. Es gab Waschgelegenheiten, und als ich unter der Dusche stand, erschien Suko. Er brachte frische Kleidung, Zahnbürste und Rasierzeug.

»Woher hast du das denn?« übertönte ich das Prasseln der Dusche.

»Shao hat alles zusammengestellt.«

»Dann warst du schon zu Hause?«

»Sicher.«

»Das gibt's doch nicht.«

»Frühstück ist bereits unterwegs. Sir James hat es bestellt.«

Mein Schreibtisch war gedeckt. Das heißt, dort stand ein Tablett. Der Kaffee duftete, die Hörnchen und die Brötchen waren noch frisch, aber irgendwie hatte ich keinen Appetit. Mir fehlte etwas. Und zwar Glenda Perkins.

Sie gehörte ebenso dazu wie ich. Und wenn ich daran dachte, was unter Umständen mit ihr hätte passieren können, wurde mir ganz anders. Plötzlich wollte mir das Essen nicht mehr schmecken. Das Telefon schlug an. Da ich den Mund voll hatte, nahm Suko ab und meldete sich.

»Für dich, John«, sagte er und reichte mir den Hörer rüber.

»Wer ist es denn?«

Er gab mir keine Antwort, hörte die Stimme jedoch zwei Sekunden später.

Es war Logan Costello. »Nun, großer Geisterjäger? Haben Sie schon einen Erfolg zu verzeichnen?«

Hätte dieser verfluchte Killerboß jetzt vor mir gestanden, bei Gott, ich hätte mich vergessen und ihm die Faust in sein feistes, grinsendes Gesicht geschlagen. So aber mußte ich mich beherrschen, und man sah es nur meinem Gesicht an, welche Gefühle in mir tobten.

Suko machte eine beruhigende Handbewegung, die ich nickend zur Kenntnis nahm.

Dann hörte ich wieder die Stimme. »Warum sagen Sie nichts, oder sind Sie erfolglos?«

»Was wollen Sie?«

Costello lachte. »Ihnen nur mitteilen, daß die Zeit schon zu einem großen Teil verstrichen ist. Viel Glück, Geisterjäger.« Ich hörte noch sein dreckiges Lachen, als sich der Hörer bereits auf dem Weg zur Gabel befand.

Vor Wut knirschte ich mit den Zähnen, und das Blut schoß mir in den Kopf. Ich stand wirklich vor der Explosion.

»Reg dich ab, John«, warnte Suko. »Wir müssen wirklich einen klaren Kopf behalten.«

»Ja, ja, zum Teufel!«

Ich schloß die Hände zur Faust und öffnete sie wieder. Diese Aufgabe, die man mir zwangsläufig gestellt hatte, ging einfach über meine Kräfte. Es war verdammt schwer für mich, dies einzugestehen. Da hatten wir die modernsten Hilfsmittel der Technik, und was kam dabei heraus?

Nichts! Nur Luft. Aber keine Spur von Solo Morasso oder den Mitgliedern seiner Mordliga.

Ich schaute auf und bemerkte, daß Suko sein Tablett geleert hatte.

»Deine Nerven möchte ich haben.«

Suko schüttelte den Kopf. »Das hat mit Nerven nichts zu tun.

Wer weiß, wann ich die nächste Malzeit bekomme.«

Damit hatte er auch recht. Ich aß ebenfalls, wurde jedoch unterbrochen, da Sir James unser Büro betrat. Auch sein Gesicht sah etwas grau aus, ein Zeichen, daß er nicht geschlafen hatte.

Er schwenkte einen Streifen aus dem Fernschreiber, und sofort durchflutete mich Hoffnung. »Haben Sie etwas gefunden, Sir?«
»Nein, leider nicht. Es ist nur die Antwort von Kommissar Mallmann. Auch im deutschsprachigen Raum rührt sich nichts.«
»Dann steckt er woanders!« rief ich und schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »New York hat er verlassen, nachdem Xorron erweckt wurde. Wo kann er sich nur verkrochen haben?«
Ich stand auf und durchwanderte das Zimmer.

Sir James und Suko schauten mir zu. Der Superintendent rückte seine Brille mit den dicken Gläsern zurecht. Auch er wußte nicht, wie es weitergehen sollte. Wir standen praktisch vor einem Abgrund, den wir nicht überspringen konnten.

Wo steckte Dr. Tod?

Das war die Frage, die uns alle quälte. Ob es Glenda Perkins allerdings etwas nutzte, das wußte ich auch nicht. Dämonen hielten ihr Wort nie.

Das Telefon meldete sich. Wieder war Suko näher am Apparat und hörte zu.

»Ja«, sagte er, »schicken Sie die beiden hoch.«

»Wer ist es denn?« fragte Sir James.

»Kara und Myxin.« "

»Ach so.« Sir James stand den beiden ein wenig skeptisch gegenüber, akzeptierte sie jedoch. Als Kara und Myxin mein Büro betraten, saß ich wieder hinter dem Schreibtisch.

Sie grüßten.

Ich bot Stühle an, und die beiden nahmen Platz. Als Kara sich hinsetzte, schwang ihr langes Kleid zur Seite, und ich konnte den Griff des goldenen Schwerts erkennen.

Die beiden wußten Bescheid, um was es ging. Sie waren meine große Hoffnung.

»Habt ihr etwas erfahren?« Mein Blick glitt von Kara zu Myxin und wieder zurück.

Der kleine Magier antwortete. »Wir haben etwas erfahren. In den Jenseitsreichen herrscht Unruhe, das kann man deutlich spüren. Wir nehmen die magischen Schwingungen wahr, die auch unsere Dimension erreichen. Alles sieht danach aus, als würde es bald eine Entscheidung geben.«

»Zwischen wem?«

»Asmodina und Dr. Tod.«

»Und dabei soll ich ihnen helfen.« Ich schüttelte den Kopf. »Mein Gott, ich verstehe nicht, daß Asmodina es nicht schafft, herauszufinden, wo sich ihre Gegner aufhalten.«

»Sie schirmen sich ab.«

»Und womit?«

Da lächelte Myxin. »Du wirst es kaum glauben, John, aber durch den Todesnebel.«

»Was?«

»Ja, dieser Nebel ist etwas Besonderes. Er sorgt nicht nur dafür, daß Menschen zu Skeletten werden, wenn sie mit ihm in Berührung kommen, sondern er kann auch einen magischen Abwehrschirm bilden, der selbst von Asmodina nicht durchdrungen werden kann.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das verstehe, wer will«, erwiderte ich.

»Mir kommt alles ziemlich spanisch vor.«

»Hat Dr. Tod denn schon so eine große Macht erlangt?« wollte Suko wissen.

»Alles deutet darauf hin.«

»Und was können wir tun?« Diese Frage stellte Sir James an die beiden. Eine Antwort erhielt auch er nicht. Myxin und Kara hoben nur die Schultern.

Eine Schweigepause entstand. Ich hatte einen Bleistift genommen und spielte mit ihm. Mit der Spitze tickte ich auf ein Blatt Papier und murmelte dabei: »Vielleicht machen wir alles falsch.«

»Wieso?« Sir James sprang darauf an.

»Wir konzentrieren uns nur immer auf Dr. Tod und seine Helfershelfer. Dabei gibt es ja noch andere Dämonen. Mächtige Dämonen, die sicherlich auch mit dem Fall zu tun haben.«

»Das wäre?«

»Der Spuk und seine Vasallen.« Ich schaute Kara und Myxin an.

»Wir müßten doch einen von ihnen in die Hände bekommen können. Vielleicht zeigt er uns den Weg zu unserem Ziel.«

»Die wissen ja auch nichts«, hielt mir Kara entgegen.

»Unter Umständen aber ist ihnen bekannt, wo Glenda Perkins gefangengehalten wird.«

»Ja, das ist gar nicht schlecht.« Suko stand mir bei.

»Könnt ihr nicht wenigstens versuchen, einen Weg zu finden?« erkundigte ich mich.

Myxin und Kara überlegten. Sicherlich checkten sie jetzt einige Möglichkeiten durch, und wir ließen sie in Ruhe. Selbst Sir James sagte nichts.

»Man müßte sie locken«, sagte Kara schließlich.

Kara schaute mich an. Ich sah den Ernst in ihren dunklen Augen und ahnte, daß ihre Gedanken auf fruchtbaren Boden gefallen waren. »Du besitzt etwas, John Sinclair, das sich unter Umständen als sehr wertvoll erweisen könnte.«

»Und was?«

»Den silbernen Nagel!«

Ihre Worte tropften in die Stille. Ich schaute Suko an, der mich und Sir James ebenfalls anblickte.

»Ja, den silbernen Nagel habe ich.«

»Damit hast du Dr. Tod einmal erledigt oder nicht?« fragte mich die Schöne aus dem Totenreich.

Ich nickte. Und ich dachte daran, als ich gegen Dr. Tod oben auf dem Turm kämpfte. Er hatte Nadine Berger in die Tiefe stürzen wollen. Ich verhinderte es, dafür stürzte er nach unten, und ich hatte ihm dort den silbernen Nagel in die Hand gegeben, damit er sich selbst damit töten konnte.

So starb sein Körper. Den Nagel aber hatte ich an mich genommen und bewahrte ihn zusammen mit dem Kelch des Feuers auf.

»Wie kann er uns helfen?« wollte ich wissen.

»Wir müssen zusehen, daß irgend jemand von diesem Nagel erfährt. Und zwar jemand, der voll auf Asmodinas Seite steht und ihr von dieser Waffe berichtet. Du müßtest unter Umständen bereit sein, dich von dem Nagel zu trennen und ihn der Teufelstochter überlassen. Vielleicht im Tausch gegen Glenda Perkins.«

Ja, die Idee war nicht schlecht, doch ich winkte schnell wieder ab. »Was nützt das, Freunde? Es ist doch für Asmodina eine Kleinigkeit, mir den Nagel wegzunehmen.«

»Das glaube ich nicht.«

»Und wieso nicht?«

Kara lächelte. »Wenn du ihn durch dein Kreuz schützt, wird sich

Asmodina hüten, ihm zu nahe zu kommen. Sie ist die Tochter des Teufels. Und der Teufel hat vor dem Kreuz Angst. Also wird sich auch Asmodina davor fürchten.«

Eine einleuchtende Logik.

Ich schaute zu Sir James. Der Superintendent schien über diesen Vorschlag nicht glücklich zu sein. Er tat auch gleich seine Meinung kund. »Für mich hört sich das alles zu kompliziert an.«

»Das ist es auch«, gab ich ihm recht. »Aber eine bessere Lösung ist uns nicht eingefallen.«

»Dann versuchen Sie es.«

Ich stand auf. »Den Nagel besorge ich, keine Bange. Und wenn es sein muß, mitten aus der Hölle.«

Dann war ich aus dem Büro!

»Sehr richtig, Glenda Perkins, ich bin Maddox, der Dämonenrichter. Und habe mich schon auf dich gefreut.« Er rieb seine Hände, so daß es sich anhörte, als würde Papiere gegeneinander schaben. »Endlich bist du bei mir.«

»Und was wollen Sie?«

Maddox lachte. »Was tut ein Richter schon? Er sitzt über jemanden Gericht.«

»Und - das bin ich?«

»Genau.«

»Aber - aber ...« Glenda schluckte. »Ich habe doch gar nichts getan. Ich bin unschuldig. Ich ...«

»Was?« brüllte Maddox und sprang auf. »Unschuldig? Daß ich nicht lache!« Seine Stimme hallte durch den dämonischen Tempel und schuf ein schauriges Echo. »Du bist nicht unschuldig, du nicht, denn du gehörst zu ihm, zu Sinclair, dem Geisterjäger!« Er schüttelte sich, als hätte jemand eine stinkende Flüssigkeit über ihn geleert. »Du kannst mir nichts weismachen. Sinclair ist unser Feind, und wer zu ihm hält, gehört ebenfalls dazu!«

Maddox nahm wieder Platz. Vor seinen Lippen sprühte Speichel, die Augen glitzerten kalt wie Eiskristalle, und Glenda las darin ihr Todesurteil.

Ja, dieser Mann würde sie töten!

In all der Aufregung hatte sie nicht bemerkt, daß zwei Gestalten aufgetaucht waren. Erst als sie einen scharfen, beißenden Geruch wahrnahm, da blickte sie hoch.

Die Diener des Spuks standen neben ihr. Echsenwesen mit großen Köpfen, grüner schuppiger Haut und spitzen Zähnen in den gewaltigen Mäulern. Sie hielten Lanzen in den Klauen, und einer trug sogar einen alten Holzstuhl.

»Setz dich hin!« befahl der Dämonenrichter.

Glenda schaute auf Maddox, sah dann den Stuhl an und holte tief Luft. Dabei schüttelte sie den Kopf. »Nein, bitte, ich ...«

Der Schlag traf ihren Rücken. Völlig unvorbereitet, so daß sie sich nicht mehr abstützen konnte und nach vorn fiel, genau auf den Stuhl zu. Sie wollte sich an der Lehne festhalten und stürzte mit dem Sitzmöbel zu Boden. Dort blieb sie liegen. Hart war sie aufgeschlagen und hatte sich an den Ellbogen die Haut aufgerissen. Das Blut tropfte zu Boden. Es breitete sich auf dem glatten Marmor aus.

»Hoch mit dir!« Maddox' Stimme klang gnadenlos. Als Glenda nicht sofort gehorchte, griffen die Echsenmenschen zu. Sie rissen die junge Frau in die Höhe, hoben auch den Stuhl auf und zwangen Glenda auf die Sitzfläche.

Plötzlich erschien auch ihr Retter. Er tauchte aus einer Nebelwolke auf, und nur an der Kleidung sowie an den Haaren war zu erkennen, daß es sich dabei um Rick Hunter handelte. Ansonsten hatte er sich verändert.

Wo sich sonst sein Gesicht befand, schimmerte eine silbrige Fläche, die von roten Streifen durchlaufen wurde. Die Streifen zogen sich von oben nach unten, sie bildeten ein regelrechtes Gittermuster, und seine Arme bestanden wieder aus langen Tentakeln.

»Wer - wer sind Sie?« flüsterte Glenda erschreckt.

Hunter blieb stehen. »Ich bin einer unter vielen, die in dieser Hölle leben, und dein persönlicher Aufpasser.« Wo sich sonst der Mund befand, drang ein Lacher hervor. Dann sah Glenda die Stricke, die an seinem Gürtel hingen.

Jetzt war ihr alles klar.

Sie sollte gefesselt werden.

»Nicht, bitte«, flüsterte sie, doch Rick Hunter kümmerte sich

nicht darum. Er löste die Stricke vom Gürtel, war blitzschnell bei Glenda, und innerhalb von Sekunden hatte er mit den Fesseln ihre Arme so an den Stuhl gebunden, daß sie sich nicht mehr rühren konnte.

»Jetzt ist alles klar«, sagte er.

Der Dämonenrichter hatte mit angesehen, wie Glenda gebunden wurde. Dies geschah genau in seinem Sinne. Der Stuhl wurde noch herumgerückt, so daß Glenda in Maddox' verunstaltetes Gesicht schauen mußte, wenn sie die Augen öffnete.

Der Richter rührte sich nicht. Er saß auf seinem Stuhl, fixierte Glenda aus bösen Augen. Auch Hunter bewegte sich nicht. Nur die Streifen in seinem Gesicht zuckten.

Alles wies darauf hin, als würden sie auf irgendein Ereignis warten, und selbst bei Glenda wurde die Angst für einen Augenblick verdrängt, so daß die Spannung stieg.

Was würde jetzt noch folgen?

Sie sah ihn nicht, sie spürte ihn. Irgendwie veränderte sich die Umgebung. Die Luft schien auf einmal zu knistern, sie wurde aufgeladen mit Schwarzer Magie und einem beinahe körperlich greifbaren Grauen.

Kalt rieselte es Glenda über den Rücken. Gern hätte sie sich umgeschaut, doch die Fesseln hinderten sie daran. Und die Magie verstärkte sich, bis sie Glenda direkt erreicht hatte.

Sie spürte sie hinter sich, und sie hatte das Gefühl, ein eiserner Ring würde ihren Körper umschließen. Weit riß sie die Augen auf, plötzlich tat sie sich schwer, Luft zu holen, sie atmete keuchend und unkontrolliert und sah Maddox, den Dämonenrichter, wie durch einen Schleier.

Dann war es vorbei.

Alles war wieder normal, Glenda konnte tief durchatmen, obwohl sie sich in einer anderen Dimension befand.

Nein, es war doch nicht alles normal Etwas hatte sich verändert. Jemand war eingetroffen. Der eigentliche Herrscher in diesem gewaltigen Reich,

Der Spuk!

Auch von ihm hatte Glenda gehört, allerdings hatte sie ihn nie gesehen, nun war er ihr zum erstenmal unter die Augen getreten.

Er stand dort in seiner vollen Größe. Gewaltig wuchs er vor ihr in die Höhe, und das Grauen umgab ihn wie ein großer Mantel. Er hatte keine Gestalt, sondern bestand nur aus Schwärze, aber eine Schwärze, die sich bewegte, die kreiste, nie stillstand und von einer Seite zur anderen wallte.

Glenda hatte nur noch Augen für den Spuk. Zudem konnte sie überhaupt nicht an ihm vorbeisehen, denn er nahm ihr gesamtes Gesichtsfeld ein. Hoch und breit präsentierte sich der Herr im Reich der jammernden Seelen, und als gewaltiger Schatten war er einfach nicht zu fassen.

Auch Maddox war aufgestanden. Er hatte den Spuk als seinen Chef anerkannt und dienerte vor ihm, denn zahlreiche Dämonenseelen wurden erst durch Maddox verurteilt, bevor sie in den Kreislauf der Hölle gerieten.

»Das ist sie«, sagte der Dämonenrichter.

Der Spuk hörte die Worte und lachte dumpf. »Meinst du, daß John Sinclair für sie alles tun wird?«

»Ja.«

»Dann kann Asmodinas Plan aufgehen«, sagte der Spuk. »Ich hoffe es sogar.«

»Aber wir lassen sie nicht am Leben, oder?« fragte der Dämonenrichter.

»Nein, bestimmt nicht. Sie wird all die Schrecken der Hölle durchleben müssen, das ist gewiß. Für sie gibt es keine Rettung, auch Sinclair kann es nicht schaffen, denn hier sind wir die Herren. Er strengt sich schon an, ist vielleicht sogar auf dem richtigen Weg, doch bevor er dieses Reich hier erreicht, muß er durch das Labyrinth der Angst, und da hilft ihm keiner.«

Glenda hörte die Worte. Sie vernahm, wie mit einer eiskalten Selbstverständlichkeit von ihrem Tod gesprochen wurde, und abermals stieg die Furcht in ihr hoch. Gleichzeitig begriff sie auch, daß sie ein kleines, aber wichtiges Teil im Räderwerk eines gewaltigen Planspiels war, das sie allerdings nicht durchschauen konnte, denn für sie war nur wichtig, von hier zu fliehen.

Aber wie hatte der Spuk gesagt? John Sinclair, der auch in das Spiel mit hineingezogen worden war, würde es nicht schaffen. Glenda glaubte es sogar. Nein, hier regierte der Wahnsinn, das

konnte John nicht schaffen, und wenn es ihm tatsächlich gelang, hier einzudringen, dann waren die anderen stärker. Sie brauchte nur an all die Monster zu denken, die hier im Zentrum des Schreckens lauerten.

»Hast du noch irgendwelche Bedingungen?« fragte Maddox, der Dämonenrichter, den Spuk.

»Nein!«

»Dann darf ich also anfangen?«

»Ja«, erwiderte der Spuk mit dumpfer Stimme. »Die Verhandlung gegen Glenda Perkins kann beginnen ...«

Es war eine Stelle, wo die Magie in greifbarer Nähe zu liegen schien. Hier konzentrierte sie sich, und ich merkte, daß dunkle Kräfte wirkten.

Dazu war der Ort ebenso ungemütlich wie ungewöhnlich.

Wir befanden uns in einer offenen Gruft! Sie gehörte zu einer alten, verfallenen Kapelle, irgendwo, denn den genauen Ort wußte ich nicht. Myxin, Kara und ich waren durch einen zeitlosen Sprung bis hierher gelangt.

Zuvor hatte ich mich mit Waffen eingedeckt. Ich trug nicht nur den silbernen Nagel bei mir, sondern auch das Kreuz, die Beretta, den Dolch und das Schwert, das einmal Destero gehört hatte, denn ich wurde das Gefühl nicht los, daß wir uns auf eine weite Reise begeben würden. Auf eine Reise, von der ich unter Umständen nicht mehr zurückkehrte.

Das wußten auch Suko und Sir James.

Sie hatten mir Glück gewünscht. Und Glück, Freunde, konnte ich jetzt gebrauchen, falls unser Plan gelingen sollte.

Jenseits der Kapelle lag eine alte Friedhofsmauer. Zum Teil war sie eingefallen, und das Eisentor hing schief in den Angeln. Es knarrte bei jedem Windzug. An das Geräusch hatte ich mich inzwischen gewöhnt, denn der Wind heulte und pfiß. Obwohl die Nacht noch nicht ihre langen Schatten über das Land gelegt hatte, war es sehr dunkel geworden. Besonders in der alten Kapelle mit der offenen Gruft.

Durch die verfallenen Mauern der Kapelle pfiß der Wind. Über

eine zum Teil zerstörte Steintreppe erreichten wir die Gruft, in der drei zersplitterte Särge standen.
Hier war es so düster, daß ich meine kleine Lampe eingeschaltet hatte, um etwas sehen zu können,
Es war ein makabrer Ort.
Diejenigen, die die Särge zerstört hatten, wollten mehr und hatten dies nicht nur aus reiner Zerstörungswut getan. Sie brauchten die Gebeine der längst Verstorbenen.
Reste lagen noch um die beiden Särge verstreut. Schädelknochen, Rippen, Arme und Beinschienen.
Ich schaute Myxin an. »Was hat das zu bedeuten?«
»Hier ist ein Ort des Bösen. Es gab eine Sekte, die den Teufel anbetete.«
»In dieser Gruft?«
»Nein, aber sie haben sich die Gebeine der Toten von hier geholt.«
»Aus einer Kapelle?«
»Ja, das war das Schlimme. Sie haben sie entweiht.«
Ich schüttelte den Kopf. »Und woher weißt du und nicht ich davon?«
Myxin lächelte. »Weil dies alles vor deiner Zeit geschah, Geisterjäger.«
»Ach so.«
Kara hatte sich gebückt. Ich sah, wie sie die Gebeine aufhob und zur Treppe ging.
Hastig drehte ich mich um. »Was willst du damit?«
»John, wir müssen zu ungewöhnlichen Maßnahmen greifen und eine Beschwörung durchführen. Wir wollen Asmodina, denn sie ist nicht bereit, sich freiwillig zu zeigen. Verstehst du das?«
Okay, ich verstand es. Auch wenn mir das Ganze ein wenig abgeschmackt erschien. Aber die Magie geht oft seltsame Wege. Ich hatte mich nun entschlossen, den Weg zu beschreiten und würde ihn auch weitergehen. Auch ich nahm Knochen auf und trug sie nach oben. Es ist schon ein seltsames Gefühl, Gebeine eines längst Verstorbenen in der Hand zu halten, mir wurde direkt komisch, doch ich riß mich zusammen und dachte nicht an das, was ich die Stufen der Treppe hinauftrug.

Oben warteten bereits Myxin und Kara.

»Und jetzt?« fragte ich.

»Komm mit«, sagte der kleine Magier. Ich folgte ihm. Kara schloß sich mir an.

Ich kannte die beiden zwar schon lange, aber ein Rätsel waren sie noch immer für mich und würden es auch immer bleiben.

Keine Menschenseele war zu sehen. Diese Kapelle oder ehemalige Kirche lag ziemlich einsam, trotzdem wurde ich das Gefühl nicht los, schon einmal hiergewesen zu sein.

Darüber grübelte ich nach, während wir die Gebeine aus der Gruft nach oben trugen.

Es hatte zwar aufgehört zu schneien, dennoch pfiß der Wind.

Unangenehm fuhr er in unsere Gesichter, was Kara und Myxin überhaupt nichts auszumachen schien. Sie gingen ruhig und zielstrebig ihrer Aufgabe nach.

Ich blieb stehen, als ich die Gruft verlassen hatte.

»Gib mir die Gebeine«, sagte Myxin.

Ich reichte sie ihm. »Wem gehören sie eigentlich?«

»Einer Person, die vor langer Zeit geopfert wurde.«

»War das ein Satansdiener?«

»Nein, aber durch seine Gebeine sind wir in der Lage, ein Brücke herzustellen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Woher weißt du das alles, Myxin?«

»Wir schlafen ja auch nicht, sondern forschen. Wir kennen uns allmählich wieder aus, und ich habe auch einen großen Teil meiner Kräfte schon zurückgewonnen. Vielleicht werde ich sie ganz haben, wenn Asmodina stirbt.«

»Damit rechnest du?«

»Immer, John Sinclair. Ich will sie tot sehen.« Das Gesicht des kleinen Magiers lief noch grüner an. Ein Zeichen, daß er innerlich aufgewühlt war. Er haßte Asmodina wie die Pest. Für ihn war sie der Gegner überhaupt, denn die Teufelstochter hatte ihn schrecklich gedemütigt und fertiggemacht.

Es war eine Wandlung mit ihm eingetreten, besonders dann, als er Kara kennenlernte. Die beiden hatten in Atlantis schon existiert und waren damals Feinde gewesen, weil sie auf verschiedenen Seiten standen. Myxin auf der des Bösen, Kara auf der des Lichts.

Durch Myxins Verwandlung war es zu einer Allianz zwischen den beiden gekommen. Sie blieben zusammen und hatten sich vorgenommen, ihre Gegner gemeinsam zu bekämpfen.

Sie waren ein gutes Team und hatten den Mächten der Finsternis schon manche Niederlage bereitet. Deshalb verfolgte Asmodina Myxin mit glühendem Haß. Wenn sie sich nicht noch hätte auf andere Dinge konzentrieren müssen, wäre der kleine Magier sicherlich nicht mehr am Leben, doch so gelang es Myxin immer wieder, der großen Teufelstochter Knüppel zwischen die Beine zu werfen und ihre Aktivitäten zu stören. Wie jetzt.

Wir standen inmitten der Kapelle. Einsam war die Gegend, aber der nächste Ort befand sich nicht allzu weit entfernt. Und wieder hatte ich das Gefühl, hier schon einmal gewesen zu sein.

Ich sprach Myxin darauf an.

Der kleine Magier hob die Schultern. »Möglich, mein Lieber.

Kann gut sein, aber da darfst du mich nicht fragen. Ich weiß nicht, wo du dich so herumgetrieben hast.«

»Es muß schon lange her sein«, murmelte ich und schaute mich noch einmal um. »Damals stand die Kirche oder Kapelle noch.

Allerdings war sie, glaube ich, dem Bösen geweiht. Na ja, ist egal.« Ich würde noch darauf kommen.

Myxin und Kara hatten ihre Vorbereitungen inzwischen zum Großteil beendet. Die Gebeine, die bleich und irgendwie grünlich schimmerten, waren kreisförmig auf den Boden gelegt worden.

Und zwar so, daß sich die Knochen gegenseitig berührten.

»Wem gehörten sie denn?« erkundigte ich mich noch einmal und schritt den Kreis ab.

Myxin und Kara gaben mir keine Antwort. Sie hatten sich innerhalb des Kreises aufgestellt und verteilten ein kleines Pulver, das grünlich schimmerte. Dabei wunderte ich mich, daß es nicht vom Wind weggetrieben wurde, als sie es auf den Boden streuten.

Irgendwie fühlte ich mich unwohl, denn mir paßte dieses Statistendasein nicht. Ich überließ nicht gern anderen die Arbeit. Und hier war dies der Fall. Myxin und Kara übernahmen den Job, ich war Zuschauer.

Dabei merkte ich auch, wie gut die beiden aufeinander eingespielt waren. Sie schufen genau in der Mitte des Knochenkreises

einen weiteren kleinen Kreis aus dem grünlichen Pulver. Von ihm aus streuten sie Verbindungslinien zu dem Kreis aus Knochen, so daß es keine Stelle gab, die nicht irgendwie miteinander verbunden war. Erst als sie dies fertiggestellt hatten, blickten sie mich auffordernd an.

»Was ist?« fragte ich.

»Wir brauchen jetzt den Nagel.«

Ich holte ihn hervor und ließ ihn für wenige Sekunden auf meiner Handfläche liegen. Gedanken durchzuckten meinen Kopf. Schwere Gedanken. Erinnerungen auch an Nadine Berger, denn sie hatte bei diesem Fall, wo ich den Nagel gebrauchen mußte, ebenfalls eine sehr große Rolle gespielt.

Und nun war sie tot ...

Doch ihr Geist lebte weiter. Das wußte ich genau. In dem Körper einer Wölfin, deren Fell etwa die Farbe ihrer Haare hatte.

»Den Nagel, John!« Karas Stimme unterbrach meinen Gedankenlauf in die Vergangenheit.

»Natürlich, bitte.« Ich gab ihn ihr. Silber glänzte er. Kara wog den Nagel in der Hand und betrachtete ihn. Auch bei ihr hatte ich das Gefühl, als würden ihre Gedanken auf Wanderschaft gehen, sie sagte jedoch nichts, sondern bückte sich und legte den Nagel in den kleineren Kreis.

Dann trat sie zurück.

Myxin legte einen Arm auf ihre Schultern. »Fehlt noch etwas?« fragte er.

Kara schaute erst den kleinen Magier und danach mich an.

»Möglich«, sagte sie.

»Und was?«

»John, würdest du dich unter Umständen von deinem Kreuz trennen?«

Oh! Mit dieser Bitte hatte ich wirklich nicht gerechnet und zeigte mich auch dementsprechend überrascht. »Ich soll dir mein Kreuz geben, Kara?«

»Ja, es wäre vielleicht gut.«

»Aber warum?«

Sie lächelte. »Das ist so. Wenn wir die Beschwörung durchführen und die Gegenseite den Nagel schutzlos innerhalb dieser

magischen Kreise sieht, könnte sie ihn leicht an sich nehmen. Deshalb möchte ich ihn durch dein Kreuz schützen. Es ist eine besondere Bitte, ich weiß, doch im Zuge der Möglichkeiten, die uns zur Verfügung stehen, sehe ich nur die eine.«

Im Prinzip hatte Kara recht. Das mußte ich zugeben, wenn ich ehrlich sein sollte. Allerdings trennte ich mich nur ungern von meinem Kreuz, denn es war die wertvollste Abwehr- und Schutz-
waffe, die mir zur Verfügung stand.

Ich runzelte die Stirn. Kara bemerkte dies. »Wenn du es nicht möchtest, John, dann können wir es auch lassen.«

»Nein, nein, das ist schon in Ordnung. Wir stehen das durch.«

»Gut. Ich danke dir.«

Langsam hob ich beide Arme, brachte sie in Höhe des Halses und ertastete mit den Fingerspitzen die Silberkette, an der das Kreuz hing. Dann streifte ich sie über den Kopf und nicht nur sie, sondern auch mein Kreuz.

»Bitte.«

Kara nahm es dankend entgegen. Sie wußte, wie schwer mir dieser Entschluß gefallen war, und würdigte ihn dementsprechend. Sie war innerhalb des großen Kreises stehengeblieben, allerdings so, daß ihre Füße nie mit dem Pulver in Kontakt gekommen waren. Jetzt bückte sie sich und legte das Kreuz genau neben den Nagel, wobei es nicht ausblieb, daß die beiden sich berührten.

Es erfolgte keine Reaktion, weil die Kräfte nicht negativ eingestellt waren, sondern zu den Guten gehörten.

Friedlich lagen sie nebeneinander.

»Kann ich euch bei der Beschwörung irgendwie behilflich sein?« erkundigte ich mich.

Myxin antwortete. »Nein, John, dieses Ritual ist nur Kara bekannt. Ein Erbe aus Atlantis. Ihr Vater hat es sie gelehrt, und wir hoffen, daß es auch noch heute Gültigkeit hat. Drücken wir ihr die Daumen, John.«

»Ja.«

Kara hatte den Kreis verlassen. Ihr rechter Arm bewegte sich, und mit einem glatten Zug holte sie das Schwert mit der goldenen Klinge aus der Scheide. Auch um diese Waffe gab es ein Geheimnis. Mit ihr konnte man nicht nur kämpfen, in ihr wohnten auch

magische Fähigkeiten. Sie war praktisch ein Teil von Kara. Das Schwert, wenn es aktiviert wurde, konnte Kara fast ebensoviel sagen wie ein aufgeschlagenes Buch. Eine wirklich seltsame und außergewöhnliche Waffe, wie ich zugeben mußte.

Kara fiel auf die Knie. Diese Haltung kannte ich. Sie kantete das Schwert dabei so, daß sich seine Spitze ebenfalls innerhalb des kleinen Kreises befand, und umklammerte den Griff mit beiden Händen. Hart hielt sie ihn fest. So hart, daß die Knöchel ihrer schmalen Hände spitz hervortraten.

Es wurde still.

Niemand von uns sprach auch nur ein Wort. Wir waren alle gespannt, ob Kara die Beschwörung gelingen würde. Fest drückten wir ihr die Daumen. Sie mußte es schaffen, sie mußte ...

Ich dachte an Glenda und daran, daß sie irgendwo gefangengehalten wurde. In einer anderen Welt vielleicht, in einer anderen, schrecklichen Dimension. Alleingelassen, seelisch und körperlich am Ende. Ja, so konnte es sein.

Um uns wehte der Wind. In der Nähe lagen schmutzige Schneereste auf dem Boden. Wenn es noch wärmer wurde, dann würden sie bald weggetaut sein.

Kara senkte den Kopf. Ihr schwarzes Haar fiel nach vorn und bedeckte das schmale Gesicht mit den hochstehenden Wangenknochen wie ein langer Vorhang.

Myxins und meine Blicke trafen sich.

Auf dem Gesicht des kleinen Magiers las ich die Spannung. Ihm erging es wie mir. Er drückte uns die Daumen, daß wir die große und die letzte Chance nutzen konnten.

Wir mußten es schaffen. Wenn Kara versagte, sah ich für Glenda Perkins keine Hoffnung mehr, soviel stand fest.

Vor Aufregung fuhr meine Zunge über die Lippen. Sekunden verstrichen. Niemand sprach.

Dann aber redete Kara.

Ich sah nicht, wie sie den Mund öffnete. Nur als ich die ersten Worte vernahm, wußte ich, daß sie mit der Beschwörung begonnen hatte. Ob sie Erfolg hatte, würde sich zeigen.

Wir nahmen wirklich unsere allerletzte Chance wahr!

Glenda Perkins glaubte, Mittelpunkt eines Alptraums zu sein. Aber es war kein Traum, sondern Wirklichkeit. Eine Realität, die so unglaublich war, daß ihr die Wahrheit wohl niemand glauben würde, wenn sie das erzählte.

Einfach irre.

Da saß sie als Angeklagte gefesselt auf einem Stuhl. Und sie schaute auf ihren Richter, der eine Verhandlung durchführen wollte. Eine dämonische Farce, die jedoch mit ihrem Tod enden konnte und würde. Man hatte sie gefangen, und sie wußte noch immer nicht den Grund.

Nur weil sie mit John Sinclair zusammenarbeitete? Wobei sie nicht einmal aktiv in das Geschehen mit eingegriffen hatte. Sie war nur eine Randfigur, war wohl hin und wieder durch unglückliche Umstände mit in einen Fall hineingeraten, aber selbst und mit persönlichem Einsatz hatte sie die Dämonen nie bekämpft.

Das überließ sie anderen.

Und jetzt sollte sie für diese büßen.

Der Spuk hatte die Worte gesprochen. Er war der Herr in dieser Dimension, und auch ein Wesen wie Maddox nahm von ihm Befehle an. Der dämonische Richter sollte Glenda Perkins verurteilen. Er würde ihr das Urteil vorlesen, und sie konnte sich denken, wie es ausfiel.

Dreimal schlug Maddox mit seinem Holzhammer auf den Tisch. Glenda zuckte bei jedem Schlag zusammen. Und sie zuckte auch zusammen, als sie die Stimme des Richters hörte, der sich mit einer Frage an sie wandte.

»Bist du bereit?«

»Nein!« schrie sie, warf sich dabei nach vorn und bäumte sich in ihren Fesseln auf.

Augenblicklich griffen die beiden ehemaligen Schatten ein, die jetzt als Echsenmenschen links und rechts neben Glendas Stuhl standen und die Angeklagte bewachten. Mit ihren Krallenhänden packten sie zu. Glenda spürte sie auf ihrer Schulter und wurde wieder nach hinten gerissen, so daß sie in ihrer Anfangsposition sitzen blieb.

»Ich wiederhole«, sagte Maddox. »Bist du bereit?«

»Nein!« schrie Glenda. »Nein und abermals nein! Ich habe

nichts getan. Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Ich weiß nicht, warum ich hier sitze.«

»Es geht um Sinclair!«

»Dann holt ihn euch doch!« Glenda schluckte. »Verdammt, holt ihn. Dazu seid ihr zu feige. Er würde euch ...«

»Sei ruhig!«

Glenda schwieg erschrocken, denn die Stimme des Dämonenrichters hatte sehr hart geklungen.

»Wir bekommen Sinclair auch«, sagte er, »darauf kannst du dich verlassen. Er wird sogar freiwillig herkommen oder versuchen, dich einzutauschen.«

»Einzutauschen? Wogegen?«

»Gegen eine Information.«

»Welche?«

Da lachte Maddox. Er ließ den Blick aus seinen kalten Augen über Glenda schweifen und nickte, so daß seine grauen, strähnigen Haare zitterten. »Sinclair weiß bereits Bescheid, was mit dir geschehen ist, Glenda Perkins. Und er weiß ferner, daß es für ihn nur eine Möglichkeit gibt, dich freizukaufen. Er muß uns eine Information liefern.«

»Welche?«

»Wir wollen wissen, wo sich Dr. Tod aufhält.«

Glenda öffnete den Mund und bekam ihn nicht mehr zu. Ihre Gedanken jagten sich. Sie wußte von der Suche nach Dr. Tod und der Mordliga und daß bisher nichts gefunden worden war. Nein, das konnte und würde John nicht schaffen.

»Das - das kann er nicht.«

Maddox grinste breit. »Sein Problem und dein Pech!«

Glenda schüttelte den Kopf. Jetzt erst durchschaute sie das Teuflische dieser Methode. Da hatten sich die Schwarzbllüter einen immens gefährlichen Plan einfallen lassen. Gefährlich für Glenda und John Sinclair.

»Warum wollt ihr Dr. Tod's Versteck wissen?« fragte sie nach einer Weile, als sich ihre Gedanken wieder einigermaßen beruhigt hatten. »Er gehört doch zu euch, oder nicht?«

»Schon, aber wir möchten ihn gern kontrollieren. Dazu müssen, wir herausfinden, wo er sich aufhält. In der letzten Zeit ist es um

ihn herum ruhig geworden. Vielleicht brütet er einen Plan aus, der uns nicht gefällt. Wir wollen nicht, daß einer einfach seinen eigenen Weg geht. Wenn, dann gehen wir den Weg zusammen. Hast du das begriffen, Glenda Perkins?»

»Ja, das habe ich.« Glenda atmete noch einmal tief durch und stellte nun die für sie wichtigste Frage. »Und was ist, wenn John Sinclair es tatsächlich schafft?»

Da lächelte der Dämonenhenker. »Das wäre für uns sehr gut.«

»Für mich nicht?«

Maddox schaute Glenda aus kalten Augen an. »Du bist nur ein Steinchen in dem kleinen Spiek«, erwiderte er nach einer Weile, als die Spannung bei Glenda fast unerträglich geworden war.

»Allerdings ein wichtiges Steinchen, doch das kümmert uns nicht. Sobald wir unser Ziel erreicht haben, bist du wertlos für uns geworden.«

»Werdet ihr mich töten?«

Maddox nickte.

Selbst der Wind schien eingeschlafen zu sein, als sich Kara, die Schöne aus dem Totenreich, konzentrierte. Ich spürte ihn kaum noch, und die Natur hielt wirklich den Atem an. Wir befanden uns zwar auf der Mutter Erde, wie man so schön sagt, schienen aber in einem Vakuum zu stecken, denn um uns herum hatte sich die Magie ausgebreitet.

Weiß Magie!

Kara redete wie selbstvergessen. Ihr Körper war noch mehr zusammengesunken, wobei sie weiterhin mit ihren Händen den Schwertgriff umklammert hielt und ihn nicht losließ, während sie die magischen Worte einer uralten Sprache redete.

Es waren singende Laute, die aus ihrem Mund drangen, nicht hart, sondern eher weich und fließend. Sie rief mächtige Kräfte an, die irgendwo in der Unendlichkeit der Dimensionen ihren Platz hatten und nun auf die Erde geholt werden sollten.

Geister, Kräfte des Lichts, die die Boten der Finsternis vertreiben sollten, die ebenfalls ihre Finger ausgestreckt hatten. Und die Worte sollten locken, bestimmte Dämonen mußten auf sie rea-

gieren, sie sollten beschworen werden, und Karas Worte würden die Unendlichkeit der Dimensionen durchdringen.

Weit hinein sollten sie vorstoßen. In ein Reich, das schaurig und schrecklich war in dem die anderen, die Bösen, zu Hause waren, sich dorthin zurückzogen, um irgendwann wie Pfeile vorzuschnellen, und den Menschen Tod und Verderben brachten.

Aber man konnte sie beschwören. Es gab Wege, und einen davon hatte Kara gezeigt.

Mir fehlten leider die Voraussetzungen, ich kannte die uralten Sprachen nicht, wußte nichts von den Beschwörungsformeln, die nie jemand niedergeschrieben hatte, weil sie zu gefährlich waren. Denn schon bei ihrer Entstehung und in grauer Vorzeit hatte es verantwortungsbewußte Menschen gegeben, die genau wußten, welchen Schaden diese Worte und Beschwörungsformeln anrichten konnten, wenn sie aus einem unberufenen Munde drangen.

Kara war eine Berufene. Sie konnte ihre Worte steuern. Sie wußte genau, was sie sagte, und sie wollte, daß Kräfte der Finsternis ihr gehorchten.

Durch eine Beschwörung konnte man sie zwingen.

Nichts anderes hatte Kara im Sinn.

Myxin und ich beobachteten sie gemeinsam. Unsere Gesichter waren gespannt, die Blicke starr auf den leicht gekrümmten Rücken der Schönen gerichtet.

Würde sie es schaffen?

Ich hoffte, denn dies hier war die einzige Chance, irgendeine Verbindung zu Glenda herzustellen.

Ich schaute auf den silbernen Nagel und damit auch auf das Kreuz. Beide Teile lagen dicht nebeneinander. Und beide hatten noch nicht reagiert. Ich rechnete damit, daß sich irgendwann, wenn Kara Kontakt bekam, ein leichtes Strahlen über mein Kreuz legen und somit eine Brücke schaffen würde, doch mein Kreuz blieb stumm.

Dafür reagierte das Schwert mit der goldenen Klinge. Wie ich bereits erwähnte, war es ebenfalls magisch aufgeladen, und es konnte eine Verbindung zwischen den Dimensionen schaffen. Wie es aussah, war es bereits dabei, denn die Klinge des Schwerts geriet in einen strahlenden Kranz, und plötzlich schien die Umgebung

und das Innere des Kreises regelrecht zu explodieren.
Eine goldene Flut umgab nicht nur Kara, sondern auch das
Schwert sowie mein Kreuz und den silbernen Nagel.
Ein heller Schrei drang aus Karas Kehle. Gleichzeitig fing das
Pulver Feuer, und vom äußeren bis hin zum inneren Kreis be-
fanden sich plötzlich brennende Wände.

Kaltes Feuer ...

Dämonisches!

Ich war vielleicht mehr fasziniert als Myxin, der ähnliche
Beschwörungen kannte. In seinem Gesicht regte sich kein Muskel.
Die Haut schimmerte nur fahl im Widerschein der Flammen. Kara
redete weiter. Schneller und hektischer als zuvor, und dann ver-
stand ich einen Namen.

»A-s-m-o-d-i-n-a!«

Kara rief die Teufelstochter. Sie wollte, daß sie erschien, um ihr
mitzuteilen, welche Botschaft wir für sie hatten.

Würde sie kommen? Würde meine schlimmste Feindin er-
scheinen und auf unseren Plan eingehen?

Die Spannung steigerte sich noch mehr. Ich biß mir so stark auf
die Unterlippe, daß ich schon Blut spürte.

Und wieder schrie Kara den Namen.

Sie mußte es hören, denn die alten Gesetze zwangen sie dazu.
Diesen Kreis konnte auch die Teufelstochter nicht ignorieren, denn
sie war daran gebunden.

Wann würde sie erscheinen?

Jetzt, in diesem Augenblick!

Vom Griff des Schwerts und zwischen den beiden zufassenden
Händen stieg plötzlich eine lange Feuersäule in den grauen
Himmel, fächerte dort auseinander und bildete eine große Wolke,
die sich in ihrem Zentrum verdichtete und an den Rändern ausein-
anderlief. In der Wolke aber, genau in der Mitte, erschien sie.
Asmodina!

Ich hatte mich breitbeinig hingestellt, meine rechte Hand lag auf
dem Griff der Beretta, und den Kopf hatte ich in den Nacken
gelegt. Ich wollte ihr ins Gesicht schauen, das sich so präsentierte
wie immer.

Kalt, gnadenlos und doch irgendwie faszinierend. Die Lippen ein

wenig breit, die Augen grün schillernd, und aus der Stirn wuchsen zwei gewaltige Hörner.

Das Wahrzeichen des Satans, das der Teufel auch seiner Tochter vererbt hatte.

Zwischen den beiden Hörnern schimmerte gelblich bleich eine Kette aus Totenschädeln, und die brandrote Haarflut fiel in starren Wellen zu beiden Seiten des Gesichts nach unten.

Sie war da.

Kara hatte es geschafft.

Die Schöne aus dem Totenreich hob den Kopf. Dann drehte sie ihn und blies einige Haarsträhnen zur Seite, die ihr in die Augen gefallen waren. Ihre Lippen hatten sich verzogen, und ich las den Triumph aus ihrem Lächeln.

»Was wollt ihr von mir?« donnerte die Stimme auf uns nieder. Jetzt war ich nicht mehr zu halten. Bisher hatte ich Myxin und Kara die Initiative überlassen, doch nun wollte ich die Saat ernten, die sie gelegt hatten.

Ich streckte meinen Arm so aus, daß die Finger auf Asmodina deuteten. »Du hast jemanden entführt, dessen Leben ich gern zurückhaben will, Asmodina. Gib es zu!«

»Ja, ich habe sie! «

»Und warum?«

»Hat man dir das nicht gesagt?« donnerte mir ihre Stimme entgegen.

»Das hat man. Aber du weißt selbst, daß es unmöglich für mich ist, den Aufenthaltsort von Solo Morasso zu finden. Das muß dir klar sein, Asmodina.«

Die Teufelstochter stieß ein meckerndes Lachen aus. »Dann hat sie eben Pech gehabt.«

Diese Worte sagten an sich genug. Asmodina zeigte sich nicht bereit, auch nur um eine Idee nachzugeben. Ich konnte dies nicht hinnehmen und forderte sie weiter heraus. »So kann nur jemand reden, der selbst zu feige ist.«

»Du wirfst mir Feigheit vor?«

»Ja, Asmodina, ich werfe dir Feigheit vor. Du hast dich immer als Mächtige aufgespielt, doch in Wirklichkeit bist du verdammt schwach. Es wundert mich wirklich, daß es dir nicht gelungen ist,

Dr. Tod's Versteck selbst herauszufinden. Dabei hast du doch Hunderte von Dienern, und Tausende von Dämonen stehen dir zur Verfügung. Ich behaupte, daß du nicht nur zu feige bist, sondern auch Angst vor Solo Morasso und dessen Mordliga hast. Du bist nicht mehr die große Herrscherin, andere haben dir den Rang abgelassen. Sie sind stärker geworden, nicht nur Dr. Tod, sondern auch die AEBA-Dämonen, das weiß ich genau. Sie lassen sich nichts mehr sagen, weil du versagt hast, Asmodina. Ist es nicht so?« Ihr Gesicht verzerrte sich. Ich hatte sie mit meinen Worten schwer getroffen, wahrscheinlich sogar bis in die Tiefe ihrer schwarzen Seele hinein. Sie hatte Schwierigkeiten, andere wollten sie weghaben, das wußten wir und hatten es bereits selbst erlebt, als Dr. Tod und seine Mordliga einen ersten Aufstand versuchten. Nur hatte dieser nicht geklappt. Asmodina war es gelungen, zurückzuschlagen, und sie hatte Solo Morasso sehr gedemütigt. »Du wagst es, mir diese Worte ins Gesicht zu schleudern, John Sinclair?«

»Ja, weil sie stimmen!«

»Lüge, nichts als Lüge!« Die Teufelstochter kreischte. Sie verlor ihre Übersicht und die Beherrschung, ein Zeichen, daß es mit ihr nicht zum besten bestellt war.

»Dann beweise mir das Gegenteil! Wenn du so stark bist, wie du dich mit deinen Worten gibst, hätte es dir schon längst gelungen sein müssen, Dr. Tod zu finden. Aber das hast du nicht geschafft, weil du nicht mehr die bist, die du einmal warst. Und auch Asmodis wird dir nicht mehr helfen, denn sein Thron befindet sich ebenfalls in Gefahr. Es gibt Mächtigere, viel Mächtigere, die in deinem Reich bald die Herrschaft übernehmen werden, das weißt du so gut wie ich!«

Sie hatte mich ausreden lassen, aber in ihrem Gesicht zuckte es verräterisch. Diese Worte konnte sie wirklich nicht so leicht verdauen.

»Das alles stört mich nicht, John Sinclair. Du kannst reden, was du willst, ich habe Glenda Perkins, und ihr Leben scheint dir nicht viel wert zu sein.«

»Das mußt du mir erklären!«

»Gern, Geisterjäger. Wenn dir wirklich viel an Glenda Perkins

liegen würde, hättest du dich längst auf die Suche nach Solo Morasso gemacht, um deinen Teil der Vereinbarung einzuhalten. Im Moment sitzt sie gefesselt vor dem Richtertisch des James Maddox und wartet auf ihre Aburteilung. Jede Minute, die du untätig vergehen läßt, verkürzt ihr Leben.«

»Ich weiß nicht, ob ich untätig bin. Schließlich haben wir dich beschworen«, hielt ich ihr entgegen.

»Das ist verlorene Zeit.«

»Nein.«

»Und was macht dich so sicher? «

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort, weil ich die Teufelstochter schmoren lassen wollte. Sie war nicht allein gekommen, das bemerkte ich erst jetzt. Sie hatte ihre Leibwächterinnen mitgebracht. Todesengel. Diese dämonischen Wesen mit den flammend roten Haaren, der schwarzen, an der Taille unterbrochenen Kleidung, mit Pfeil und Bogen als Bewaffnung. Sechs dieser Wächterinnen zählte ich, und die sechs hatten einen Kreis um uns gebildet. Die Pfeile lagen auf den gespannten Sehnen, sie brauchten sie nur noch loszulassen.

Asmodina schien ein nahezu unerschöpfliches Reservoir dieser Dienerinnen zu besitzen. Wenn ich daran dachte, wie viele von ihnen ich schon getötet hatte und daß immer mehr erschienen, dann kam es mir schon fast wie ein kleines Wunder vor, daß sie immer wieder neue Todesengel aus der Hinterhand zog.

Sie waren gefährlich. Allerdings nicht so stark, als daß ich sie nicht hätte mit einer Silberkugel stoppen können. Nur durfte ich sie nicht zuerst zum Schuß kommen lassen. Zum Glück hatte ich in Myxin und Kara eine gute Unterstützung. Sie würden sich schon etwas einfallen lassen, wenn es hart auf hart kam.

»Antworte!« rief sie.

»Beeil dich, John!« hörte ich Myxin sagen. »Es ist schwer für Kara, die Verbindung aufrecht zu erhalten.«

Das glaubte ich ihm sogar, zudem wollte ich es nicht auf die Spitze treiben. »Also gut, Asmodina«, rief ich, »du sollst eine Antwort bekommen! Dr. Tod und sein Versteck habe ich zwar nicht gefunden, aber ich biete dir etwas zum Tausch an.«

Sie lachte laut. »Was willst du mir schon anbieten, John Sinclair?

Vielleicht dein Leben?»

»Nein, nicht mein Leben, aber einen Nagel!«

Ihr Gesicht verzerrte sich, das war deutlich zu sehen. »Du wagst es wirklich und bietest mir irgendeinen lächerlichen Nagel an, mit dem du Glenda Perkins' Leben retten willst? Bist du verrückt geworden? Soll man dich in eine Anstalt stecken, John Sinclair?«

»Nein, ich bin nicht verrückt geworden, aber ich an deiner Stelle würde den Nagel annehmen. Er ...«

»Unsinn, Geisterjäger. Du willst mich aufs Glatteis führen.« Sie ließ mich nicht ausreden.

»Nein, ich führe dich nicht aufs Glatteis. Ich biete ihn dir wirklich an, denn es ist genau der Nagel, mit dem ich Dr. Tod damals getötet habe!« Jetzt war es heraus, und ich wartete wirklich gespannt auf Asmodinas Reaktion.

Die folgte auch. »Was soll ich mit dem Nagel?«

»Das mußt du wissen. Ich habe immer angenommen, daß du die Mächtige bist. Vielleicht kannst du durch ihn eine Brücke zu Solo Morasso schaffen.«

Dieser Vorschlag schien auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein, denn Asmodina schwieg erst einmal. Ich hatte Zeit, um einen schnellen Blick auf Kara zu werfen.

Es ging ihr nicht gut. Sie atmete heftig. Dabei bewegte sich ihr kniender Körper vor und zurück. Wie im Krampf hielten ihre Hände den Schwertgriff fest, aus dem noch immer dieser glühende Strahl in den Himmel fuhr und das Abbild der Teufelstochter schuf.

»Willst du ihn haben?« Ich wollte Asmodinas Denkvorgang beschleunigen.

»Ja, gib ihn her! «

»Gern, wenn du eine Bedingung erfüllst.«

»Und die wäre?«

»Du läßt Glenda Perkins frei!«

»Nein!« schrie sie. »Niemals kommt sie frei. Ich habe mich entschlossen, und ich werde sie nicht aus den Klauen des Dämonenrichters lassen, der ihren Tod schon prophezeit. Du kannst hier keine Bedingungen stellen, dein Trumpf ist nicht so stark.«

»Dann bist du an Solo Morasso nicht interessiert?«

»Schon, aber nicht auf diese Art und Weise.«

»Denke immer daran, daß, je mehr Zeit vergeht, Dr. Tod auch stärker wird. Und irgendwann wird er so erstarkt sein, daß er auch dich kurzerhand übertrumpft. Du kannst diese Entwicklung nur aufhalten, wenn du den Nagel besitzt, mit dem ich ihn schon einmal getötet habe. Versuche du nun das gleiche, Asmodina. Und niemand wird da sein, der seine Seele diesmal den Schländen der Verdammnis entreißt!«

Es waren starke Worte, die ich ihr da entgegen schleuderte, und ich war gespannt, wie die Teufelstochter sie aufnehmen würde.

»Gut«, sagte sie. »Du sollst deinen Willen haben. Ich werde mir den Nagel holen.«

»Und Glenda Perkins?«

»Erst den Nagel!«

»Nein, so haben wir nicht gewettet!« Heftig schüttelte ich den Kopf. Asmodina gab jedoch nicht auf. Ihr Gesicht verzerrte sich, und ich wußte oder ahnte zumindest, was kommen würde. Ich hatte mich auch nicht getäuscht.

»Los, holt ihn!«

Dieser Befehl galt ihren Todesengeln, und sie zögerten nicht, ihn sofort in die Tat umzusetzen.

Gleichzeitig ließen zwei von ihnen die Sehnen ihrer Bögen los.

Die Pfeile hatten ein Ziel.

Mich!

Ausweichen konnte ich nicht, sie waren zu schnell. Auch kam ich nicht rasch genug an meine Waffe heran. Vielleicht schaffte ich es, einem Pfeil zu entgehen, der zweite jedoch würde mich treffen. Und ohne mein Kreuz, diese mächtige Waffe des Guten, fühlte ich mich nahezu hilflos.

Da war noch Myxin. Der kleine Magier hatte in den letzten Monaten wirklich an sich gearbeitet, und seine alten Kräfte waren zum großen Teil zurückgekehrt.

Die setzte er ein.

Myxin, dieser Magier und Zauberpriester aus uralter Zeit,

gebrauchte nur seine Hände. Er winkelte die Arme an, spreizte dabei die Finger, und plötzlich zischten gezackte Linien direkt auf die beiden abgeschossenen Pfeile zu. Sie waren schneller als diese tödlichen Instrumente. Im Flug trafen sie.

Dicht vor mir vernahm ich ein Splintern, dann blitzte etwas blendend auf, so daß ich für einen winzigen Moment die Augen schließen mußte. Als ich sie wieder öffnete, war von den Pfeilen nichts mehr zu sehen. Dafür hatte sich Myxin gedreht und griff die beiden anderen an, die voll von seiner magischen Kraft getroffen wurden.

Es zerriß sie.

Ich sah sie noch durch die Luft wirbeln, hörte Schreie, dann waren nur noch Rauchwolken zu erkennen, die träge davonflatterten.

Noch hatten wir vier Gegner.

Zwei davon mit schußbereiten Bögen. Das wußte auch ich verdammt gut, hechtete zu Boden und tat dies genau im richtigen Augenblick, denn dicht neben meiner Schulter flog ein Pfeil vorbei und hackte in den Boden, wobei er nicht nur in die Erde stieß, sondern sie auch noch verbrannte.

Ich hielt die Beretta schon in der Hand, drehte mich um und feuerte.

Die vierte kam nicht mehr dazu, ihren tödlichen Pfeil auf die Reise zu schicken. Meine Kugel schmetterte sie zurück und beendete ihr unseliges Dasein.

Noch drei.

Eine zitterte plötzlich, als stünde sie unter Strom, weil Myxins Magie sie getroffen hatte. Um ihren Körper herum zuckte und blitzte es grün, dann war es von einer Sekunde zur anderen mit ihr vorbei. Sie löste sich auf.

Noch zwei Gegnerinnen hatten wir. Es waren die beiden, die zuerst ihre Pfeile abgeschossen hatten.

Eine von ihnen hatte bereits einen neuen Pfeil auf die Sehne gelegt und, zog sie nach hinten.

Die andere hatte ihre Flügel ausgebreitet und näherte sich dem magischen Kreis, um den Nagel zu holen, so wie Asmodina es ihr befohlen hatte.

Die Fliegende befand sich zu mir in einem relativ schlechten Winkel. Ich mußte mich erst um die zweite Gegnerin kümmern. Das jedoch tat Myxin. Vielleicht war er froh, endlich seine Kräfte unter Beweis stellen zu können, lange genug hatte es ja gedauert. Der kleine Magier stieß sogar einen Schrei aus, als ein Blitz aus seiner Hand fuhr und den Todesengel buchstäblich zerstörte.

Der andere war in den Kreis geflogen.

Myxin kreiselte herum, wollte ihn auch töten, doch ich schrie ihm mein »Nein« entgegen.

Kara zuckte nicht einmal zusammen, als der Todesengel neben ihr erschien und seinen rechten Arm ausstreckte.

Da lag der Nagel!

Und daneben das Kreuz!

Unsere Rechnung ging auf. Als der Todesengel den Nagel packte, da berührte er auch mein geweihtes Kruzifix. Die Folgen für ihn konnte man als verheerend bezeichnen.

Es war, als hätte das Kreuz nur auf die Berührung gelauert, um endlich reagieren und seine volle Magie entfalten zu können. Der gewaltige Blitzstrahl räumte furchtbar mit dem Wesen auf. Er atomisierte es regelrecht.

Nichts blieb von dem Todesengel übrig, und die Teufelstochter hatte abermals das Nachsehen.

Sechs Gegner hatten wir gehabt.

Nun existierte keiner mehr!

Als letzte Erinnerung trieben grüne Rauchwolken träge über den Kampfplatz. Diese kleine Schlacht hatte die Teufelstochter verloren, und in mir breitete sich ein gutes Gefühl aus.

Aber wie würde sie reagieren? Zeigte sie noch immer Interesse an dem Nagel?

Das war die große Frage, und die quälte wohl nicht nur mich allein.

Das Bild am Himmel war verblaßt, doch die Wolke stand dort nach wie vor.

Kara hatte sich ein wenig gedreht und den Kopf zu uns gewandt. Wir sahen die Erschöpfung deutlich in ihren Gesichtszügen geschrieben. Sie hatte wirklich alles gegeben.

»Wie geht es dir?« erkundigte sich Myxin besorgt.

»Einigermaßen gut. Bleibt da«, warnte sie, als Myxin und ich den Kreis verlassen wollten. »Es ist noch nicht alles vorbei. Sie kommt wieder, ich spüre es genau!«

Weder Myxin noch ich zweifelten an ihren Worten. Sie hatte schließlich den Kontakt gehabt, nicht wir. Zudem mußte sich auch die Teufelstochter erst mit den neuen Gegebenheiten abfinden, das dauerte seine Zeit. Ich war gespannt, wie sie anschließend reagieren würde. Wir verließen trotzdem den magischen Kreis, denn wir mußten Asmodina locken.

»Sie ist an dem Nagel interessiert«, bemerkte auch Myxin. »Das hat man gemerkt.«

Ich war da nicht so sicher, hielt mich mit meinem Kommentar allerdings zurück.

Dann erschien sie tatsächlich wieder. Über uns in der Wolke leuchtete wieder ihr Gesicht. Es war ein Ausbund an Haß und Wut. Sie hatte den Mund aufgerissen und schleuderte etwas daraus hervor.

»Eine magische Bombe!« schrie Kara. »In den Kreis!«

Uns blieb nicht einmal eine Sekunde, um zu reagieren. Myxin und ich hechteten vor, wir schlitterten buchstäblich in den schützenden Kreis hinein, und das wurde auch Zeit, denn im nächsten Augenblick brach um uns herum eine Hölle aus ...

Von einer magischen Bombe hatte ich zum ersten Mal gehört. Doch ihre Wirkung bekamen wir bald zu spüren. Sie explodierte dicht über dem Boden, und sie schleuderte uns Tod und Verderben entgegen. Nicht nur flüssiges Feuer, das sich rasend schnell ausbreitete, sondern lebende kleine Feurädämonen, die aus den Flammen hervorstießen, wie kleine braune Teufel aussahen, eine durchsichtige Haut hatten und im Innern brannten. Sie waren mit glühenden Stangen bewaffnet, die sie aus dem Feuerring heraus auf uns zu schleuderten.

Normalerweise hätten wir keine Chance gehabt. Aber da waren noch Karas Schwert und mein Kreuz. Beide zusammen bildeten einen Schutzmantel, der uns Sicherheit gab, als saßen wir in einem bombensicheren gläsernen Käfig.

Sie schleuderten ihre Lanzen.

Ich hörte es zischen, wenn die tödlichen Wurfgeschosse gegen die uns umgebende magische Wand prallten und zurückgestoßen wurden, denn sie konnten sie nicht durchdringen.

Auch die tanzenden Flammen waren nicht in der Lage, uns zu erreichen.

Ich machte die Probe aufs Exempel und gab einen Schuß ab. Die Silberkugel durchdrang mühelos den Feuervorhang und traf einen der kleinen Dämonen.

Er tanzte für einen Moment wie ein Irrwisch und schmolz danach zu einem faustgroßen Klumpen. Gegen Silberkugeln waren die Feuerdämonen also nicht gefeit.

Einen zweiten Schuß brauchte ich nicht mehr abzugeben, denn so rasch, wie sich das Feuer ausgebreitet hatte, erlosch es auch wieder. Die Flammen sanken zusammen, und wir hatten nicht einmal die Hitze gespürt, da es sich um dämonisches Feuer handelte, das mit dem normalen nicht zu vergleichen war.

Leer lag das unmittelbare Gelände um den Kreis herum vor uns. Myxin lachte leise. »Das wäre Asmodina früher niemals passiert, glaubt mir.«

»Was wäre ihr nicht passiert?« wollte ich wissen.

»Daß sie sich so gehen läßt. Es war doch ein Zeichen dafür, daß sie die Kontrolle über sich verloren hat.«

Ich grinste. Dann schaute ich nach oben, denn Asmodinas Gesicht war wieder erschienen. »Was sollte das?« schrie ich ihr entgegen. »Mit solchen Lappalien kannst du uns nicht schrecken!« Sie lachte. »Das habe ich mir gedacht. Ich wollte euch nur zeigen, was Glenda Perkins bevorsteht!«

Sofort war meine Euphorie verschwunden. Der Name meiner Sekretärin war gefallen, und ich wurde wieder daran erinnert, daß sich bei diesem Fall alles um Glenda drehte.

Ich preßte hart die Zähne zusammen, und meine Wangenknochen stachen spitz hervor. »Was willst du?«

»Den Nagel!«

Endlich rückte sie damit heraus. Also doch. Asmodina hatte angebissen, aber ich würde um keinen Preis nachgeben. »Du kannst ihn bekommen, Asmodina, aber ich will Glenda Perkins!«

Dieser Name stand zwischen uns. Und die Spannung stieg. Wie würde sich die Teufelstochter entscheiden?

Sie ging darauf ein.

»Also gut, John Sinclair, du bekommst sie. Du bekommst deine Glenda zurück!«

Myxin, Kara und ich schauten uns an. Keiner von uns konnte es begreifen.

»Eine Falle«, zischte Kara, »das ist eine verdammte Falle!«

Auch ich dachte daran und stand innerlich wie unter Strom.

Hatte sie uns reingelegt?

»Sieh her!«

Ich schaute wieder nach oben.

Und in der Wolke erschienen zwei Gestalten. Ein Mann und eine Frau. Der Mann hatte blonde Haare, er schwebte dem Boden entgegen und hielt auf seinen ausgestreckten Armen eine schwarzhaarige junge Frau.

Glenda!

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

»Na, Sinclair!« rief die Teufelstochter. »Was sagst du dazu? Habe ich mein Wort nicht gehalten?«

»Es sieht so aus.«

»Dann halte du das deinige ebenfalls. Gib mir den Nagel, John Sinclair. Und zwar sofort!«

Ich zögerte noch. Irgendwie fühlte ich mich nicht wohl. Ich glaubte noch immer an einen Trick und schaute Myxin und Kara fragend an. Die beiden konnten mir auch keine Antwort geben, und somit lag die Verantwortung allein auf meinen Schultern.

Asmodina mußte sich verdammt in der Klemme befinden, wenn sie auf so einen Tausch einging. Wahrscheinlich bereitete ihr die Mordliga mehr Schwierigkeiten und Ärger, als sie zugeben wollte.

»Den Nagel!« giftete sie.

»Ja, ja.« Ich bückte mich und hob ihn auf. Dann legte ich ihn auf die Handfläche und stellte mich so hin, daß Asmodina den Nagel genau sehen konnte.

»Da ist er!«

»Gut!«

Kaum hatte sie das Wort ausgesprochen, als der blonde Mann

mit seiner menschlichen Last den Boden berührte. Allerdings außerhalb des Kreises, und dort blieb er stehen.

Nun, ich konnte nicht verlangen, daß er sich in den Kreis begab, er war sicherlich ein Dämon, wenn auch als Mensch verkleidet. So mußte ich den Kreis verlassen.

»Sei auf der Hut«, warnte mich Kara.

Ich nickte. »Okay, Freunde, und haltet mir den Rücken frei. Klar?«

»Sicher! «

Ich verließ den Kreis, der mich bisher so glänzend geschützt hatte. Ein komisches Gefühl war es schon, als ich dem blonden Mann, der Glenda Perkins auf den Armen hielt, entgegenschnitt. Zwei Schritte voneinander entfernt blieben wir stehen. Wir schauten uns an. Jetzt erkannte ich, daß ich keinen Menschen vor mir hatte, sondern einen Dämon, denn unter seiner eigentlichen Haut sah ich lange, rote Streifen, die ein regelrechtes Gitter bildeten und dabei zitterten.

»Den Nagel«, sagte er.

Ich zeigte ihn ihm.

»Gib ihn her!«

»Nein, mein Lieber. Wir machen einen Tausch. Wenn ich das Mädchen nehme, bekommst du den Nagel. Einverstanden?«

»Ja.«

Asmodina schien ihrem Diener eingepflegt zu haben, auf meine Bedingungen einzugehen. Um so besser. Ich konnte einen Blick in Glendas Gesicht werfen. Es war bleich, aber ihre Finger bewegten sich, so daß mir Asmodina keine Tote untergeschoben hatte.

Zuzutrauen war ihr so etwas.

Der blonde Dämon, unter dessen Gesichtshaut es flimmerte, bewegte sich jetzt. Mit einem Ruck warf er Glenda über seine Schulter. Meine Hand zuckte unwillkürlich zur Beretta, dann sah ich sein spöttisches Grinsen und ließ die Waffe stecken, denn er hatte nur eine Hand freihaben wollen, um den Nagel entgegennehmen zu können.

»Gib ihn endlich, Geisterjäger!« schrie Asmodina. Auch sie beobachtete die Szene.

Ich warf einen schnellen Blick in die Höhe. Ihr Gesicht strahlte

noch immer in der Wolke. Es war nicht mehr verzerrt, ein anderer Ausdruck hatte sich darauf ausgebreitet.

Spannung und Erwartung.

Sie will dich reinlegen! Irgendwie schoß mir der Gedanke durch den Kopf. Einem Dämon durfte man nicht trauen!

Aber blieb mir eine Wahl?

Doch - ich konnte sie reinlegen, mir Glenda schnappen und ihr den Nagel nicht geben. Allerdings stand ich außerhalb des Kreises und wurde nicht durch mein Kreuz geschützt. Es war wirklich eine Zwickmühle. Andererseits, was sollte es, wenn ich den Nagel abgab? Vielleicht erledigte sie damit Dr. Tod zum zweitenmal, und wir hatten einen gefährlichen Gegner weniger. Man mußte manchmal den Teufel wirklich mit dem Beelzebub austreiben.

Sie sollte den Nagel bekommen.

Ich ging noch einen halben Schritt vor, streckte den Arm aus und ließ den Nagel in seine offene Handfläche fallen. Augenblicklich schlossen sich die Finger darum. In seinen Augen leuchtete es für einen Moment auf.

Mißtrauen schoß in mir hoch.

Er warf mir Glenda entgegen.

Ich fing sie auf, packte hart zu, und meine Hände griffen nicht in Fleisch, sondern in ein Zeug, das sich wie Torf anfühlte und unter meinen Fingern zerbröselte.

Glenda Perkins war nicht echt.

Asmodina hatte mich reingelegt!

Ihre Blicke waren starr auf den Dämonenrichter fixiert. Maddox hockte hinter seinem Tisch und schlug dreimal mit dem Hammer auf die Platte.

Langsam verhallten die Echos.

»Kommen wir zur Urteilsverkündung«, sprach der Dämonenrichter und stand sogar auf. »Im Namen der geknechteten Seelen, im Namen des Dämonenreiches und des Spuks sowie des allmächtigen Kaisers der Hölle verurteile ich dich, Glenda Perkins, zu lebenslänglichem Tod und lebenslänglicher Qual in den Dimensionen des Grauens. Du wirst in das Zentrum des Schreckens

geschafft und sollst dort das erleiden, was auch die anderen erleiden müssen, die nicht auf meiner Seite stehen. Das habe ich beschlossen, und das halte ich ein!«

Glenda hatte die Worte sehr genau vernommen. Sie schluckte, wollte etwas sagen, doch ihre Stimme versagte. Ihr eigenes Todesurteil war ihr vorgelesen worden, für alle Ewigkeiten sollte sie in den Dimensionen des Wahnsinns bleiben.

All ihre Angst und Panik löste sich in einem gellenden, markerschütternden Schrei, der schaurig durch das Gewölbe hallte und dessen Echos in Glendas Ohren schallten.

Maddox ließ sie schreien. Er hatte sich auf seinen Stuhl gesetzt, zurückgelehnt und die lappigen Lippen verzogen. Gnadenlos blickten seine Augen. Eine tiefe Zufriedenheit erfüllte ihn. Seiner Aufgabe hatte er präzise erfüllt, die anderen würden zufrieden sein. Und vor allen Dingen der Spuk.

Maddox gab den beiden Echsenköpfigen ein Zeichen. »Bindet sie los und schafft sie weg!«

Maddox erhob sich und ging weg. Schon bald hatte der Nebel seine gekrümmte Gestalt geschluckt.

Glenda Perkins aber wurde hochgezerrt und von den beiden Monstern weggeschleift.

Sie war im Jenseits verurteilt!

Das Begreifen dieses schrecklichen Vorgangs und das Wissen, mich reingelegt zu haben, dauerte bei mir mehrere Sekunden. Eine verflucht lange Zeitspanne, die der blonde Dämon eiskalt ausnutzte. Er zog sich sofort zurück, grinste breit, und seine Konturen begannen zu verwischen.

Er wollte sich auflösen, einfach verschwinden - und mit ihm der Nagel! Das Wissen brannte in meinem Hirn. Und ich sah nicht ein, daß ich dies zulassen sollte. Mit einem Wutschrei auf den Lippen schleuderte ich die nachgemachte Glenda Perkins zu Boden, hechtete vor, sah das Erschrecken auf dem Gesicht des Dämons und klammerte mich an ihn.

»So nicht!« schrie ich. »Die Reise machen wir gemeinsam!«

»John, dein Kreuz!« Es waren die letzten Worte, die ich vernahm.

Myxin hatte sie ausgestoßen. Leider zu spät, das Kreuz mußte zurückbleiben, die Zeit, es an mich zu nehmen, reichte nicht mehr, denn im nächsten Augenblick wurden der blonde Dämon und ich vom Dimensionsschacht verschlungen ...

ASMODINAS TODESLABYRINTH

Die Welt um mich herum verschwand!

Obwohl alles sehr schnell geschah, nahm ich es wie in einem Zeitlupenfilm wahr. Ich sah Myxin und Kara, wie sie innerhalb des magischen Kreises standen und mich entsetzt anschauten.

Mich und den Dämon!

Jawohl, Freunde. Ich unternahm die gefährliche Reise in eine andere Dimension nicht allein, sondern zusammen mit einem Dämon, der aussah wie ein Mensch und die gleichen blonden Haare hatte wie ich.

Mein letzter Blick auf Myxin zeigte mir, daß er das Kreuz aufgehoben hatte und es wie einen letzten Hoffnungsanker in der rechten Hand hielt. Hoffnung? Für mich nicht, denn ich mußte ohne mein Kreuz in die grauenvolle Dimension verschwinden, da ich keine Zeit gefunden hatte, es noch an mich zu nehmen.

Es war der letzte Eindruck, den ich von der normalen Welt mitnahm. Dann umfing uns die Tiefe des Dimensionsschachts, und völlig andere Eindrücke stürmten auf mich ein.

Ein rasendes Spektakel an Farben und Geräuschen. Schreien, Kreischen, Heulen, Jaulen. Dazwischen platzte und strahlte es rot, blau, grün und gelb auf. Farbkaskaden wie bei einem Feuerwerk. Alles stürzte mir entgegen, zerplatzte dicht vor meinen Augen zu gewaltigen Blumensträußen, die auseinander fächerten und als lange Monster- oder Tentakelarme verschwanden.

Ein wirklich schauriges Bild, über das ich nicht weiter nachdachte, denn unsichtbare Hände und Krallen zerrten an mir. Sie zogen mich weiter in die Tiefe dieses endlosen Dimensionstunnels hinein, wo Heulen und Zähneknirschen zu Hause waren.

Ich klammerte mich auch nicht an dem Dämon fest. Die Kräfte hatten uns getrennt, auseinandergerissen, und wir trieben irgendwo durch die Leere der Dimensionen.

Auch von Asmodina, meiner Erzfeindin, war nichts mehr zu sehen. Seltsam nur, daß ich meine Gedanken klar und deutlich formulieren konnte.

Ich trieb zwischen den Zeiten und dachte daran, daß ich Glenda Perkins nicht hatte retten können. Sie sollte vor dem Richtertisch des Dämonenrichters Maddox stehen, und dessen Urteile waren mir nur zu gut bekannt.

Und Asmodina hatte sich durch den Dämon, an den ich mich festkrallte, den silbernen Nagel geholt, mit dem sie Dr. Tod vernichten wollte.

Das Kreuz hatte ich also nicht bei mir, doch als Waffen waren mir noch die Beretta, der Dolch und Desteros Schwert geblieben. Drei Dinge, die mir sicherlich weiterhalfen. Nur waren sie längst nicht so stark wie das geweihte Kreuz.

Sicher, es war ein Risiko, sich derart in Gefahr zu begeben, doch ich hatte, als ich den Dämon ansprang, gar nicht darüber nachgedacht, sondern einfach reagiert.

Und nun befand ich mich zwischen den Zeiten.

Wo würde die Reise enden?

In welchem Reich landeten wir? In Asmodinas? Oder dort, wo der Spuk die Seelen der Dämonen gefangenhielt und sich wahrscheinlich auch Glenda Perkins befand?

Ich wußte es nicht. Ich hatte keine Ahnung, aber ich sollte es bald erfahren, denn plötzlich war die Reise beendet. Ich spürte, wie die Eindrücke um mich herum stärker wurden, wie alles an Festigkeit und Realität zunahm, wie ich mich wieder bewegen konnte und der Boden unter meinen Füßen nicht schwammig, sondern hart und fest war. Ich konnte wieder laufen.

Zuerst einmal blieb ich stehen. Automatisch fiel meine rechte Hand auf den Griff des Schwertes. Zudem war ich bereit, jeden Moment die Beretta zu ziehen, sollte sich irgend etwas ereignen. Stille umgab mich.

Allerdings keine friedliche Stille, wie man sie vielleicht an einem einsam liegenden Bergsee irgendwo in den Alpen erlebt, sondern eine gefährliche.

Es ist schwer, den Unterschied dieser beiden Arten in Worte zu fassen. Das muß man einfach spüren. So etwas lernt man im Laufe der Jahre. Man bekommt einen Sinn für Gefahren und Gefahrenherde, man merkt eben, daß irgend etwas anders ist.

Obwohl die Reiche der Dämonen in völlig anderen Dimensionen liegen, so gibt es auch dort verschiedene Landschaften.

Es gibt Städte, Ansammlungen von Häusern oder Hütten, weite Ebenen, gefährliche Sümpfe und hohe Berge sowie Schluchten und Täler. Nur eines fehlt.

Die Sonne!

Deshalb existierten in den Dämonenreichen weder Tag noch Nacht. Es blieb immer gleich, und über all den Ländern lag ein dunstiger Schleier, Nebel, ein Atem des Todes, wie ihn Ungeheuer ausstießen, der auch als Brodem der Hölle bekannt war. Wenn ich genau hinschaute, konnte ich die feinen Nebelstreifen sehen, die wie lange Schleier über dem Land lagen und manchmal als Fahnen von einem plötzlich aufkommenden Wind hin- und hergetrieben wurden.

In diesen Ländern hausten Kreaturen, die sämtlicher Beschreibung spotteten, Alptraumgeschöpfe, wie sie manch verrückter Maler auf die Leinwand gebracht hatte und dafür ausgelacht wurde.

In diesen Reichen waren die Angst zu Hause, der Schrecken, das Grauen und der Wahnsinn.

Schon immer hatten Menschen von diesen Reichen gewußt und versucht, es durch einige Worte zu erklären. Vielleicht hatte man sogar einen Begriff gefunden, den sie dann mit dem Wort Fegefeuer umschrieben, obwohl ich ihn als Vorhof zur Hölle betrachtete.

In so einem Vorhof war ich gelandet!

Als erstes blickte ich mich um und stellte nun fest, daß ich in einer weiten Ebene gelandet war.

Weit und grau.

Grau wie der Boden unter mir und auch grau wie der Himmel über meinem Kopf.

Da sah ich keinen Mond, keinen Stern und auch keine Sonne, die dieses Grau irgendwie aufgehellt hätte. Der Himmel war einfach dicht. Und doch konnte ich etwas erkennen, denn aus dem Grau des Himmels blitzte hier und da ein feiner Lichtstreifen, der sich über dem Boden noch verdichtete und ausbreitete.

So war ich nicht völlig blind und konnte genau erkennen, wohin ich ging.

Ich hockte mich erst einmal nieder. Meine Hände fuhren über den Untergrund.

Ich stellte dabei fest, daß es sich zwar um ein härteres Gestein handelte, doch es war irgendwie porös. Es lag nicht fest aneinander

und erinnerte mich an erkaltete Lavaasche.

Nicht zum erstenmal befand ich mich in den Reichen des Schreckens. Dieser Untergrund war mir schon bekannt. Entweder fand man ihn oder lange Sandfelder, die an die Wüstenstriche unserer Erde erinnerten. Tiere oder monsterhafte Wesen entdeckte ich nicht, und auch von dem Dämon, der mich unfreiwillig in diese Dimension begleitet hatte, war nichts zu sehen.

Ich war allein ...

Dabei hatte ich die Wahl. Ich konnte nach rechts, links, nach vorn oder zurück gehen, das blieb sich gleich. Überall die gleiche Landschaft.

Lange rätselte ich nicht herum, sondern setzte mich nach vorn hin in Bewegung. Zuerst schritt ich sehr vorsichtig, weil ich immer darauf gefaßt war, in irgendeine Falle zu geraten, Heimtückisch aufgestellte Hindernisse waren oft nicht zu erkennen. Trotzdem kam ich unangefochten voran.

Heiß war es.

Vielleicht auch nur warm, doch im Vergleich zum kalten London erschien es mir heiß.

Plötzlich blieb ich stehen.

Es geschah gerade noch im letzten Augenblick, denn vor mir tat sich der Boden auf.

Kreisrund war die schwarze Öffnung. An ihrem Rand wirkte sie wie abgeschnitten, und mein Blick fiel in eine Tiefe, für die das Wort unendlich genau zutraf.

Ich fürchtete mich. Wenn ich daran dachte, daß ich leicht in den Schacht hätte fallen können, dann wurde mir ganz anders. Gut, daß ich ihn rechtzeitig gesehen hatte.

Vorsichtig ging ich um ihn herum und blieb abermals wie angewurzelt stehen. Da befand sich noch ein zweiter Schacht. Eine unheimliche Röhre, die senkrecht in die Erde stieß.

Tief holte ich Luft. Gleichzeitig vernahm ich ein Geräusch, blickte nach rechts, und meine Augen weiteten sich, denn nun entdeckte ich das Geheimnis dieser grauen Ebene.

Die Öffnungen bildeten sich von allein. Als würden unter und in diesem Boden irgendwelche Wesen stehen, die die Erde von unten her aufrissen.

Grauenhaft ...

Ich schaute zurück. In einer nahezu satanischen Geometrie aufgebaut, lag Öffnung an Öffnung. Wohlgeordnet, und zwischen ihnen befand sich jeweils nur ein schmaler Rand, auf dem ich balancieren mußte.

Eine Flucht war unmöglich, denn die Öffnungen bildeten sich bald schneller, als ich schauen konnte. Ich sah mich innerhalb einer halben Minute von ihnen eingekreist.

Resignieren?

Eigentlich blieb mir nichts anderes übrig, und ein hartes Grinsen kerbte meine Mundwinkel. Dabei hatte ich angenommen, diese Dimension wäre vorerst harmlos gewesen. Mit diesen gefährlichen Schächten hatte ich nie gerechnet.

Was tun?

Erst einmal blieb ich auf einem schmalen Rand stehen. Er war kaum breiter als meine Schuhe, und wenn ich weiter wollte, dann mußte ich eine artistische Leistung vollbringen.

Vorsichtig wagte ich die ersten Schritte. Es war schon eine riskante Sache, so voranzugehen, und eine gewisse Sicherheit fand ich auch dann nicht, als ich die ersten gefährlichen Löcher passiert hatte. Da war nichts zu machen.

Nach drei Löchern und einem Balanceakt an den Rändern der Schächte entlang blieb ich erst einmal stehen und ruhte mich ein wenig aus.

Ausruhen war vielleicht- zuviel gesagt, denn ich merkte, wie meine Beine zitterten. In den Knien hatte ich ein weiches Gefühl, und ich hörte mein Herz schlagen.

Immer wieder schielte ich in diese schwarzen Schächte.

Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß sie leer waren. Sie mußten doch eine Bedeutung haben, und die wollte ich trotz meiner Streßsituation herausfinden.

Vielleicht brauchte ich nur Geduld, und die Gegner meldeten sich von ganz allein.

Allerdings war mir meine Lage zu unbequem. Vorsichtig ging ich in die Knie und hockte mich so hin, daß meine Beine links und rechts jeweils in einen Schacht baumelten und ich mit den Seiten der Schuhe über das poröse Gestein schabte.

So blieb ich sitzen. Diese Haltung erschien mir sicherer als das normale Stehen auf dem schmalen Grat zwischen den gefährlichen Schächten.

Würde man mich allein lassen?

Diese Frage quälte mich, und ich hoffte, daß irgend etwas geschehen würde. Denn so wuchs meine Unsicherheit, weil ich nicht wußte, was die nähere Zukunft bringen würde.

Um mich herum wurde die Stille höchstens durch mein Atmen unterbrochen. Es bildeten sich auch keine weiteren Löcher, und ich hatte das Gefühl, als ob ich auf einem riesigen Schornstein sitzen würde, der zwei Öffnungen hatte.

Ich bewegte meinen rechten Arm ein wenig zur Seite und holte die kleine Bleistiftlampe hervor. Damit leuchtete ich in einen Schacht hinein.

Nicht weiter als zwei normale Armlängen stach der Strahl in die Finsternis, dann wurde er von dieser wattigen Dunkelheit regelrecht aufgesaugt.

Es gab ihn nicht mehr.

Da ich die Batterie der Lampe schonen wollte, knipste ich sie wieder aus und verstaute sie. Dann dachte ich nach. Diese Schläuche mußten einen Sinn haben. Auch in den Reichen des Schreckens geschah nichts ohne Motiv. Dämonen und finstere Wesen hatten ihre genauen Pläne, die sie durchführten und von denen sie auch niemals abgingen.

Sie mußten mit diesen Öffnungen etwas bezwecken. Wollten sie, daß jemand hineinfiel, in der unendlich erscheinenden Tiefe verschwand und nie wiederkehrte?

Diese Möglichkeit war durchaus in Erwägung zu ziehen.

Allerdings konnte ich mir auch eine andere vorstellen. Vielleicht waren die Schächte nicht grundlos und tief unten bewohnt. Von irgendwelchen Monstern oder anderen Gestalten, die zu einem bestimmten Zeitpunkt auftauchten und sich ihre Beute holten?

Wenn ich ehrlich sein sollte, dann gefiel mir dieser Gedanke überhaupt nicht. Dann lieber die erste Möglichkeit.

Plötzlich zuckte ich zusammen. In Gefahrensituationen verstärken sich augenblicklich die Sinne des Menschen, und mein Gehör war sensibilisiert. Ich hatte ein Geräusch vernommen.

Rechts von mir.

Es war aus der Tiefe des Schachts gedrungen. Ein Schaben nur, doch es reichte aus, um meine Spannung noch zu steigern.

Wieder nahm ich die kleine Lampe. Ich wollte sehen, was sich da näherte und ob überhaupt etwas in die Höhe stieg und ich mir nicht etwas einbildete.

Wieder bewegte ich mich sehr vorsichtig, knipste die Lampe an, beugte mich ein wenig nach rechts und leuchtete, so gut es ging, in den Schacht hinein.

Da lauerte etwas - da war etwas!

Nein, getäuscht hatte ich mich nicht. Innerhalb des Schachts kroch etwas hoch.

Im ersten Augenblick wollte ich es nicht glauben, doch die Tatsache ließ sich nicht weglegen.

Direkt an der Schachtwand schob sich ein tentakelartiger Arm in die Höhe. Irgendwie grünlich schillernd und schleimig glänzend.

Das jedoch war nicht das Schlimmste.

Grauensvoll für mich war das Ende dieses Tentakelarms, denn dort befand sich als schauriger Abschluß der Kopf eines Menschen! Ich hatte viel gesehen, verdammt viel sogar. Aber dieser Anblick warf mich fast um.

Im Vorhof der Hölle ist alles möglich, das schoß mir durch den Kopf. Ich mußte mich mit den makabren Tatsachen abfinden, denn nun wußte ich, daß die Schächte nicht leer waren. In der unheilvollen Tiefe lauerte etwas Schreckliches, das jederzeit bereit war, in die Höhe zu klettern.

Deutlicher konnte ich den Kopf jetzt sehen. Er hatte wirklich die Größe eines Menschenschädels, doch die Haut war nicht hell oder rosig, sondern hatte einen schwarzen Schimmer, der sich über das gesamte Gesicht verteilte, in dem besonders der Mund auffiel. Der war breit, hatte dünne Lippen, stand halb offen, so daß ich die gefährlichen, spitzen Zähne sehen konnte.

Ruhig stand der Kopf nicht. Er bewegte sich, als wäre unter ihm jemand, der den Tentakelarm immer anstieß, so daß Arm und Kopf von einer Seite zur anderen schwangen.

Manchmal stieß er auch gegen die Wand. Das erzeugte die schabenden Geräusche, die mich gewarnt hatten.

Sogar Augen erkannte ich. Klein und pechschwarz lagen sie tief in den Höhlen.

Es war klar, daß der Kopf nicht in friedlicher Absicht erschienen war. Er wollte mich töten, und ich mußte rasch mein Bein wegziehen, als ich bemerkte, wie er danach hackte.

Seine Zähne hieben gegen die Innenwand des Schachts. Ich hatte mit dem Gleichgewicht zu kämpfen, beugte mich ein wenig zurück und stützte mich mit der linken Hand ab, wobei ich den Arm ausstreckte.

Dann zog ich den Dolch!

Kugeln wollte ich sparen. Wenn es eben ging, mußte ich mich mit Schwert und Dolch verteidigen. Beides würde ungefähr die gleiche Wirkung haben.

Ich stieß zu.

Im Laufe der Zeit hatte ich es gelernt, mit dieser Waffe umzugehen. Ein Stich reichte, um das Gesicht dieses schrecklichen Schädels voll zu treffen.

Beinahe wurde es in der Mitte geteilt. Eine dunkle Flüssigkeit spritzte hervor, und plötzlich schwang der Kopf wild von einer Seite zur anderen. Er klatschte dabei gegen die Innenwände, löste sich auf und rann als gallertartige Masse nach unten.

Auch der Tentakelarm zog sich zurück, denn als ich nochmals zustach, befand er sich schon so weit entfernt, daß ich ihn mit der Klinge verfehlte und das Messer über die Wand schrammte.

Ich konnte einen Schrei nicht unterdrücken, denn ich hatte nicht aufgepaßt. Mein linkes Bein hing ebenfalls in einem der Schächte, und daraus hatte sich, unbeobachtet von mir, ein weiterer Arm in die Höhe geschoben.

Und zugebissen!

Durch meinen Hosenstoff waren die Zähne gedrungen. In Höhe der Wade spürte ich einen scharfen Schmerz, zog das Bein zurück und wäre fast noch in ein Loch gerutscht, weil ich mich zu heftig bewegte. Naß rann es in meinen Schuh.

Der Kopf wollte mehr.

Plötzlich erschien er über dem Rand des Loches, schwang einmal zurück und dann vor, um sich mit seinen von meinem Blut beschmierten Zähnen in meinem Arm festzubeißen.

So hatten wir nicht gewettet.

Der Kopf bewegte sich in Mundhöhe direkt in die Klinge hinein, wobei ich das Messer noch einmal ruckartig in die Höhe zog, so daß der Schädel zerstört wurde.

Abermals quoll Flüssigkeit aus den breiten Wunden, die sich erst über den Schädel verteilte, in den dunklen Haaren kleben blieb und dann ihren Weg an den eingefallenen Wangen des Kopfes nach unten fand.

Auch der Arm verschwand.

Ich atmete auf. Schweiß bedeckte meine Stirn. Mein Herz hämmerte. Ich stand unter einem ungeheuren Strö und zog mein linkes Bein an, um mir die Wunde zu betrachten.

Als ich das Hosenbein in die Höhe schob, sah ich die Wunde. Wunde war vielleicht falsch, es waren mehrere kleine, die wohlgeordnet und dem Abdruck des Gebisses entsprechend nebeneinander lagen.

Ich hoffte nur, daß mir dieses Wesen durch seinen Biß nicht irgendeinen Keim eingepft hatte, der mich körperlich schwächte und vielleicht umwarf.

Rechts und links von mir hatte ich die beiden Wesen mit meinem geweihten Dolch erledigt, aber vor und auch hinter mir lag eine unübersehbare Zahl von Schachtöffnungen, die sicherlich mit diesen gefährlichen Tentakelarmen bestückt waren.

Und sie erschienen auch.

Wahrscheinlich hatte es sich bei ihnen herumgesprochen, daß ich in ihr Reich eingedrungen war. Jetzt wollten sie es mir zeigen. Sie wollten den sehen, der es gewagt hatte, zwei von ihnen zu töten. Wenn ich flach über die Öffnungen hinwegschaute, dann sah ich sie auch. Es waren wieder diese Schädel, und sie trauten sich nicht, direkt aus den Öffnungen zu erscheinen, sondern blieben mit ihnen auf gleicher Höhe.

Ihre Haare erkannte ich dennoch. Diese schwarzen, stähnigen Streifen, die fettig auf den Schädeln klebten und irgendwie eine glänzende Schicht bildeten. Dann die Gesichter darunter, wenn der Arm weiter in die Höhe glitt. Zwar dunkel, aber dennoch heller als der schwarze Untergrund, so daß sie sich ziemlich deutlich abhoben.

Nicht nur vor mir befanden sich diese Wesen, auch an der Seite und in meinem Rücken, eben überall, wo sich die Öffnungen im Boden befanden.

Ich mußte mich tatsächlich auf dem schmalen Grat zwischen zwei Löchern drehen. Eine verdammt schwierige Sache, denn ich konnte jeden Augenblick in die Tiefe rutschen.

Sie krochen hoch.

Sogar höher als die Schachtöffnungen, denn so konnten sie heranspringen und mich treffen.

Ich zog das Schwert.

Es hatte einmal Destero gehört. Nun befand es sich in meinem Besitz. Es hatte mir schon manch guten Dienst erwiesen. Damit wollte ich kämpfen, damit konnte ich die verfluchten Gegner vernichten.

Allerdings war es ziemlich unhandlich, im Sitzen das Schwert mit der langen Klinge zu führen. Dabei mußte ich Verrenkungen in Kauf nehmen und höllisch achtgeben, daß ich nicht ausglitt und in einen der Schächte stürzte.

Der erste Schlag.

Zu harmlos geführt, ohne Kraft, denn der Tentakelarm konnte leicht ausweichen. Dabei verzog sich der Mund zu einem Grinsen. Wenigstens kam es mir so vor, und ich wartete ab, bis der Arm wieder zurückschwang, und zertrennte ihn dann mit einem Streich in der Mitte.

Kopf und ein Teil des Tentakels verschwanden in einem Schacht und waren nicht mehr zu sehen.

Einen zweiten und dritten erledigte ich mit einem Rundschlag.

Die Klinge durchschnitt sie, als bestünden sie aus Butter.

Magie gegen Magie.

Meine war stärker.

Und jetzt überlegten es sich die anderen Wesen, ob sie mich angreifen sollten. Sie blieben sicherheitshalber zurück oder tauchten erst gar nicht auf.

Ich hatte mir eine kleine Atempause erkämpft und blieb erst einmal sitzen, um mich auszuruhen.

Man ließ mir keine Zeit, denn auf einmal ertönte ein Zischen. Erst leise, dann schwoll es immer mehr an, wurde lauter und wurde für

mich zu einer Quälerei der Ohren.

Es war ein schauriges Bild. Aus allen Öffnungen stachen die Schädel und zischten durch ihre angespitzten Zähne. Allerdings nicht nur das. Es quoll auch noch etwas aus ihren Mäulern. Giftiger Brodem!

Ich bemerkte ihn, als ich husten mußte. Das Zeug kratzte in meinem Hals. Es schnürte mir den Atem ab. Ich keuchte, räusperte mich und spürte gleichzeitig die Veränderung in meinem Kopf. Mir war, als hätte sich jemand eine Spritze genommen, sie in meine Stirn gestoßen und den Schädel mit Watte gefüllt. So jedenfalls fühlte es sich an. Und diese Watte breitete sich aus. Sie lähmte mein Denken und deshalb auch meine Reaktionen. Ich saß auf dem Rand und konnte einfach nichts tun. Die anderen waren zu stark. Sie bewiesen mir ihre Macht, und immer größere Giftwolken drangen mir entgegen und kreisten mich ein.

Wie im Krampf hielt ich mein Schwert fest. Ich wollte es nicht loslassen, denn wenn ich jetzt die Finger öffnete, dann verlor ich die Waffe, und sie würde in den Schacht fallen und irgendwo in der unauslotbaren Tiefe verschwinden.

So und nicht anders sah es aus!

Langsam sank ich zurück. Ich ließ mich fast freiwillig fallen, doch dann erreichte ich einen Punkt, wo der Überlebenswille wieder stärker wurde.

Nein, so nicht. Um Himmels willen, nur nicht aufgeben! Du mußt dich zusammenreißen!

Und ich riß mich zusammen.

Ich schaffte es in der Tat, mich wieder aufzurichten, und ich bemerkte auch, daß mir kein Brodem mehr entgegenströmte. Auch das Zischen ließ nach und verklang.

Die Stille kehrte zurück.

Ich aber hockte auf dem schmalen Rand zwischen den beiden Schachtöffnungen und starrte ins Leere. Noch immer gelang es mir nicht, die Gedanken in meinem Kopf richtig zu ordnen. Es lief einfach zuviel durcheinander.

Einige Male atmete ich tief durch. Obwohl die Luft hier nicht mit der auf der Erde zu vergleichen war, kam sie mir doch köstlich vor, nachdem der teuflische Brodem verschwunden war.

Sollte das eine Warnung gewesen sein? Hatten Asmodina oder der Spuk damit beweisen wollen, wie mächtig sie letztendlich doch waren? Ich wußte es nicht, sah allerdings, daß sich von vorn eine Gestalt näherte. Und zwar eine, die ich kannte.

Es war der blonde Dämon. Allerdings hatte er sich verändert. Sein Gesicht sah völlig entstellt aus. Es war auch nichts mehr von seiner normalen Haut zu sehen. Jetzt entdeckte ich darin die dicken roten Streifen, die bei unserem ersten Kontakt hinter der dünnen Haut geschillert hatten.

Aus dem Nichts war er erschienen. Langsam schritt er näher. Dabei hatte ich den Eindruck, als würde er den Boden überhaupt nicht berühren, sondern schweben. Das konnte natürlich eine Täuschung sein, da ich in meinem Zustand sowieso nicht alles so genau erkannte, aber bei Dämonen wußte man schließlich nie, wie sie reagierten oder reagieren konnten.

Mit jedem Schritt schmolz die Entfernung zwischen uns. Ich glaubte, ein häßliches Grinsen auf seinem Gesicht zu sehen und gleichzeitig auch ein wissendes.

Er ging nur auf dem schmalen Rand, balancierte zwischen den aufgerichteten Tentakelarmen mit den Köpfen, als wäre er der große König, der Herrscher.

Dann blieb er stehen.

Wir starrten uns an.

Ich sagte nichts, sondern wollte es ihm überlassen, das Gespräch zu beginnen.

»John Sinclair«, sagte er. »Wir haben uns beide noch nicht begrüßt. Wenigstens nicht in dieser Welt, mein Lieber. Damit heiße ich dich herzlich willkommen. Du befindest dich auf der Grenze zwischen dem Reich des Spuks und dem der Teufelstochter, und du bist sogar freiwillig zu uns gekommen, welch eine Ehre«

Er lächelte teuflisch. Danach wandte er den Kopf und schaute sich um. »Einige meiner Freunde hast du ja getötet, aber andere warten darauf, dich umzubringen. Und ich werde nichts tun, damit sie ihr Vorhaben nicht in die Tat umsetzen können.« Er öffnete die rechte Hand, und ich sah den silbernen Nagel auf der Fläche liegen. Noch jetzt war es für mich ein Rätsel, wie er den Nagel überhaupt hatte anfassen können! Normalerweise hätte ihn das

geweihte Silber zerstören müssen, aber das geschah nicht. War die Magie des Nagels vielleicht zu schwach?

Nein, nur ich war schwach, denn die Nachwirkungen des eingeatmeten Gases spürte ich sehr deutlich. Ich konnte zwar wieder klar denken, doch es bereitete mir noch immer Mühe, mich zu bewegen. Alles lief zu träge ab.

»Ich besitze den Nagel, und ich besitze dich!« sagte der Dämon vor mir. »Was will ich mehr?« Als er das letzte Wort gesprochen hatte, schloß er die Faust.

Und da sah ich, daß sich seine Haut so seltsam bewegte. Sie schien sogar Falten zu werfen.

Die Erkenntnis kam mir blitzartig.

Der Dämon vor mir konnte deshalb den silbernen Nagel anfassen, weil er Handschuhe trug. Daher machte ihm das Silber nichts aus.

»Noch Fragen, Sinclair?«

»Ja.«

»Dann beeile dich, denn ich muß Asmodina den Nagel überreichen, damit sie Dr. Tod endlich in seine Schranken verweisen kann und nicht mehr durch ihn gestört wird.«

»Wo befindet sich Glenda Perkins?«

Der Dämon lachte schallend. »Willst du das wirklich wissen, Geisterjäger?«

»Sonst hätte ich nicht gefragt.«

»Nun, sie befindet sich unter dir.«

Ich erschrak heftig. »In einem Schacht?«

»So ähnlich«, erwiderte der Dämon. »Schacht kann man zwar nicht sagen, denn diese Schächte sind nicht unendlich, darunter befindet sich etwas.«

»Was?«

»Ganz einfach. Das Labyrinth der Angst. Oder Asmodinas Todeslabyrinth! «

Die Antwort hatte mich überrascht. Davon hatte ich noch nie gehört. Ein Labyrinth? Und es sollte unter den Schächten liegen? Welche Überraschung erwartete mich denn noch in dieser vielschichtigen, kaum mit menschlichen Maßstäben nachzuvollziehenden Welt?

Ein Labyrinth unter den Schächten. Und dort sollte Glenda gefangen sein?

Ich schaute den Dämon etwas ungläubig an, und er begann zu lachen. »Ja, Sinclair, dort steckt sie.«

»Als was? Ist sie gefangen?«

»So kann man es nicht sagen«, erwiderte er. »Sie steckt zwar im Labyrinth, jedoch nicht als Gefangene, sondern als Abgeurteilte. Verstehst du? Sie ist im Jenseits zum Tode verurteilt worden. Dort wird sie verrecken. Irgend jemand wird sie schon öten, und ihre Gebeine ...«

»Hör auf«, schrie ich, »hör auf!«

Er grinste nur. »Ich kann mir vorstellen, daß du so etwas nicht verträgst. Aber du wirst keine Chance mehr haben, sie jemals wiederzusehen. Ich habe den Nagel, und das reicht mir. Außerdem hat mir Asmodina einen Auftrag gegeben.«

Ich konnte mir denken, welchen Job dieser Dämon von seiner Chefin erhalten hatte. Trotzdem wollte ich es genau wissen und fragte: »Welchen?«

»Dich zu töten, Sinclair!«

Sie standen da und schauten in den grauen Winterhimmel.

Kara, Myxin und Suko, der Chinese. Alle drei waren irgendwie deprimiert und in den ersten Minuten unfähig, etwas zu sagen.

Myxin hielt das Kreuz noch fest. Es kippte in seinen Fingern nach vorn, und es sah so aus, als würde es dem kleinen Magier aus der Hand rutschen.

Asmodina war verschwunden. Von ihrem Gesicht war am grauen Himmel nichts mehr zu sehen. Es hatte sich aufgeblöst wie ein ferner Nebelstreif.

Vielleicht waren sie zu siegessicher gewesen, vielleicht hätten sie noch warten sollen, aber sie hatten die Teufelstochter unterschätzt. Sie war viel raffinierter und wirklich nicht harmlos. Sie stand ihrem Vorgänger, dem Schwarzen Tod, in nichts nach. Das hatte sie heute bewiesen.

Kara war die erste, die sich bewegte. Sie war der eigentliche Mittelpunkt der Beschwörung gewesen. Erst durch ihre Kraft und

die Magie des Schwertes war es überhaupt gelungen, Asmodina erscheinen zu lassen. Und nun diese Niederlage.

Das Mädchen aus dem Totenreich stützte sich auf. Ihre langen Haare wurden vom Wind erfaßt und zur Seite geweht, so daß sie wie ein dunkler Schleier aussahen. Kara hob das Schwert an und steckte es wieder in die Scheide. Ihre Haut war bleich, und das Mädchen machte einen erschöpften Eindruck.

Niemand sprach.

Bis Myxin sich umdrehte und an Suko herantrat. »Willst du das Kreuz an dich nehmen?«

Der Chinese schien wie aus einem Traum zu erwachen, denn er schreckte regelrecht hoch. »Was ist?«

Myxin wiederholte die Frage.

»Ja, ich nehme es.« Suko nahm das silberne Kruzifix in die Rechte und schaute darauf. Er sah all die seltsamen Zeichen, die zum Teil noch gar nicht enträtselt waren, und er schaute auch auf die Gravuren der Erzengel.

Diese vier hatten nicht helfen können. Das Grauen war wie ein plötzliches Gewitter über einen Teil des Sinclair-Teams hereingebrochen. Jetzt befand sich John in irgendeiner Dimension, die von seiner Todfeindin Asmodina kontrolliert wurde, und sie würde ihm kaum die Chance geben, diese Dimension wieder zu verlassen. Sie konnte für John zu einem gewaltigen Gefängnis werden oder auch zu einem riesigen Grab.

Suko machte sich Vorwürfe, daß er zu spät eingetroffen war. Er war erschienen, als John Sinclair verschwand. Vielleicht hätte er noch etwas retten können, so aber mußte er Sir James melden, daß nichts mehr zu machen war.

Die Harley, mit der Suko gekommen war, stand an der zerstörten Kapelle. Der Chinese sagte den beiden anderen Bescheid und ging auf sein Motorrad zu. Er besaß ein leistungsstarkes Sprechfunkgerät und hoffte, daß er Sir James damit erreichte.

Es klappte. Sehr deutlich war die Stimme des Superintendenten nicht zu verstehen. Ein starkes Rauschen störte den Empfang. Der Chinese sprach die Sätze langsam, und Sir James hörte ihm genau zu. Ein paarmal fragte er dazwischen, dann bat er Suko, wieder zum Yard zurückzukehren.

»All right, Sir«, erwiderte Suko.

»Was sagt der Chef?« fragte Myxin, nachdem Suko wieder zu ihm und Kara hinüber gegangen war.

»Er ist sprachlos.«

»Kann ich mir denken.«

»Gibt es überhaupt noch eine Chance?« erkundigte sich Suko.

»Kaum.«

»Was heißt kaum? Du streitest es also nicht ab, daß unter Umständen noch etwas zu machen ist?«

»Möglich, Suko. Nur brauchen wir dafür Zeit. Kara muß sich erholen. Die letzte Beschwörung hat sie sehr erschöpft. Asmodina zu beschwören zehrt an den Kräften, glaube mir. Wenn sie den Trank des Vergessens hätte, wäre das alles nicht so schlimm. Dann könnte ihr Geist in die anderen Dimensionen eindringen. Aber den hat sie nun mal nicht. Das ist unser Pech.«

Suko nickte. Dieser Trank des Vergessens war wahrscheinlich noch schwerer zu finden als der Aufenthaltsort von Solo Morasso, alias Dr. Tod. Kara suchte ihn mit dem Mut der Verzweiflung. Sie ging jeder Spur nach, bisher jedoch erfolglos. Die Dämonen wußten genau, was sie da in den Händen hielten, und sie würden den Trank hüten wie einen kostbaren Schatz.

»Wäre ich doch nur früher gekommen«, ärgerte sich Suko laut.

»Aber ihr wart so plötzlich verschwunden, und da ...«

»Es nutzt nichts, sich jetzt Vorwürfe zu machen«, erwiderte Myxin. »Wie sagt ihr? Das Kind ist in den Brunnen gefallen und ...« Er verstummte, redete nicht mehr weiter, denn sein Blick war auf die Knochen gerichtet, die dort auf dem Boden einen Kreis bildeten.

Sie, die lange in der Gruft dieser entweihten Kapelle gelegen hatten, wurden zu Staub. Als graues Mehl blieben sie auf der Erde liegen. Es hob sich kaum von den winterlichen Grasflecken ab.

»Damit ist auch diese Magie endgültig zerstört«, kommentierte Kara den Vorgang.

Die anderen beiden sagten nichts. Suko fielen die flaming stones ein. Er sprach Myxin und Kara darauf an. »Könnt ihr es dort nicht versuchen?«

»Vielleicht. Aber dieser Platz ist ein Ort der Weißen Magie. Ob

wir dort Verbindungen mit den Dimensionen des Wahnsinns bekommen, das weiß ich nicht.«

»Versucht es.«

»Ja«, sagte Myxin.

Danach verabschiedete sich Suko von den beiden. »Auf jeden Fall bleiben wir in Verbindung«, erklärte er. »Meldet euch, wann immer ihr etwas Neues erfahren habt.«

»Du kannst dich auf uns verlassen«, bestätigte der kleine Magier.

»Das weiß ich.« Suko ging zu seiner Harley, setzte seinen Sturzhelm auf und startete.

Laut rührte der Motor. Aus dem Auspuffrohr quoll eine dicke weiße Wolke. Sie wirkte wie ein Abschiedsgruß.

Zwei Monster flankierten Glenda Perkins!

Es waren die echsenköpfigen Wesen, die auch als Schatten durch die unheimliche Welt des Spuks huschten. Jetzt allerdings hatten sie ihre wirkliche Gestalt angenommen, und sie waren auch bewaffnet, denn in ihren krallenbewehrten Händen trugen sie lange Lanzen.

Glenda hatte sich von dem Schock der dämonischen Gerichtsverhandlung noch nicht erholt. Maddox hatte ihr das Urteil ins Gesicht geschleudert.

Im Jenseits verurteilt!

Gab es eine schlimmere Strafe?

Nein, Glenda konnte sich keine grausamere vorstellen. Für alle Ewigkeiten sollte sie in dieser Welt bleiben, bis zum Tod. Aber wie lange dauerte eine Ewigkeit? Gab es überhaupt Grenzen, zeitlich gesehen, oder meinte Maddox nur die Zeitspanne, die zwischen ihrer Verurteilung und dem Tod lag? Sollte das diese schreckliche Ewigkeit sein, die sie quälen würde?

Glenda wußte es nicht. Und sie wollte es auch nicht wissen, denn alles in diesem Land war so unwirklich, so grausam und so anders. Wie ein schlimmer Traum. Nur war es kein Traum, sondern Realität. Sie, Glenda, befand sich in einer schrecklichen Welt und von Feinden umgeben.

Das Labyrinth wartete auf sie.

Man hatte es ihr gesagt. Im Labyrinth sollte sie sterben, nicht sofort, sondern irgendwann würde sie dort der Tod ereilen. Auf welche Art und Weise dies geschah, das wußte sie nicht. Es würde nur passieren, das war sicher.

Flucht war sinnlos. Wohin hätte sie sich auch wenden sollen? Sie kannte sich nicht aus, und wenn sie etwas versucht hätte, dann wäre sie nur irgendwelchen Feinden in die Arme gelaufen. Also mußte sie schon zwischen ihren beiden Bewachern bleiben, die sie auch gar nicht hätten laufenlassen.

Es gab einfach keinen Ausweg. Das Urteil des Dämonenrichters mußte vollstreckt werden, denn noch nie war ein von Maddox festgelegtes Urteil nicht in Erfüllung gegangen. Er sorgte durch seine Vasallen immer dafür, daß die Verurteilten das erhielten, was ihnen kraft seines Spruches zustand.

Dicht neben Glenda schritten die beiden Aufpasser. Manchmal berührten sie die junge Frau. Dann zuckte sie jedesmal zusammen, als würde sie von einem Ekelgefühl überfallen.

Sie hatte nicht gesehen, wohin der Weg führte. Es war ihr auch egal. In diesem Land, in dieser unheiligen Dimension gab es keine Richtungen, da spielte es keine Rolle, ob sie nach vorn, rechts, links oder nach hinten gingen.

Der Boden war noch immer gleich. Er bestand aus dunkelgrauem, porösem, irgendwie weich anmutendem Gestein, rauh, uneben. Auch der Nebel befand sich weiterhin um sie herum.

Zwar nicht mehr so dicht, etwas aufgerissener, und manchmal glaubte Glenda, von einigen roten oder grünen Augen beobachtet zu werden, die sie aus der Nebelsuppe anstarrten.

Sie schauderte jedesmal zusammen, denn rote Augen hatten auch die Echsenmenschen.

Hin und wieder huschten Schatten über sie hinweg. Dann verdunkelte sich für einen Moment ihr Blickfeld, und sie spürte einen eiskalten Hauch, der sie streifte.

Das Grauen war da. Es umgab sie, es lauerte in der Nähe.

Dunkel, drohend und geheimnisvoll, allgegenwärtig war es in dieser schrecklichen Welt.

Glenda war sehr sensibel geworden. Mit jeder Faser ihres Körpers spürte sie, daß sie eingekesselt war. Manchmal rann es kalt

über ihren Rücken, dann schwitzte sie, und die Luft kam ihr schwer vor, als bestünde sie aus Sirup.

Einige Male schon war sie nahe daran gewesen, zusammenzubrechen, denn das Laufen bereitete ihr doch Schwierigkeiten. Sie war lange gefesselt gewesen. Stricke hatten ihren Kreislauf malträtiert, und so dauerte es etwas, bis sie sich erholt hatte. Dann lichtete sich der Nebel ein wenig. Glendas Sicht wurde besser, und sie erkannte, daß sie ihr Ziel erreicht hatten.

Vor ihr lag das Labyrinth der Angst.

Asmodinas Todeslabyrinth!

Nun endlich sah sie es.

Sie brauchte einige Zeit, um diesen Eindruck zu verkraften. Eine grüne, gewaltige Mauer stand vor ihr. Im ersten Moment erinnerte sie an gestutzte und sorgfältig geschnittene Hecken, wie sie in manchen Parks zu sehen waren, doch Glenda glaubte nicht daran, daß es sich hierbei um Hecken handelte. In den Dimensionen des Schreckens wuchs nichts Grünes. Da war alles kahl, hier gab es nur verbrannte Erde.

Glenda spürte die Hände der Echsenköpfigen auf ihren Schultern. Sie schoben Glenda vor sich her, und es half auch nichts, daß sie ihre Füße in den Boden stemmte. Die anderen waren zu kräftig. Die junge Frau wurde auf die grüne Mauer zugeschoben, und je weiter sie sich näherte, um so deutlicher sah sie die Wand jetzt. Und sie erkannte, woraus sie wirklich bestand.

Aus Tieren.

Ja, die Wand war aus kleinen Tieren errichtet worden. Da wimmelte es nur von unzähligen winzigen grünen Würmern, die so ineinander verknötet waren, daß es kaum einen Durchlaß gab. Und sie sonderten einen grünlichen Schleim ab, der sich auf ihre zusammengeballten Körper gelegt hatte und diese Schicht bildete. Ein wirklich grauenvolles Bild, und Glenda Perkins schüttelte sich. Ekel stieg in ihr hoch, aber die Echsenköpfigen dachten nicht daran, sie in Ruhe zu lassen. Sie schleiften ihr Opfer auf einen schmalen Durchgang zu, den Glenda erst jetzt entdeckte.

Es war das Tor!

In dem Eingang flimmerte es grünlich, und als Glenda durch den plötzlichen Prankenhieb in den Rücken nach vorn gestoßen wurde,

hatte sie das Gefühl, ein Tuch würde über ihr Gesicht streifen. Nach einigen Schritten fing sie sich wieder, drehte sich um und sah das Tor verschlossen.

Eine grüne Wand befand sich dort. Und in ihr wimmelten Tausende von Würmern.

Glenda Perkins war eine Gefangene im Labyrinth, der Angst!

Wie hätte es auch anders sein können? Daß ich am Leben bleiben würde, war nicht drin. Das konnten sich meine Feinde überhaupt nicht leisten. Wenn ich mich schon als Gefangener in ihrer Dimension befand, dann mußten sie mich auch aus dem Weg schaffen. Koste es, was es wolle.

Dieser Dämon vor mir sollte es übernehmen.

Aber wie?

An ihm sah ich keine Waffe, ließ mich allerdings auch nicht täuschen, denn Dämonen besaßen oft sehr starke Kräfte, geistige und körperliche Kräfte, so daß sie getrost auf eine Waffe, wie wir sie kannten, verzichten konnten.

Das Gas hatte mich widerstandslos machen sollen. Ich war es nicht geworden, sondern hatte mich zusehends erholt, so daß ich gar nicht daran dachte, mein Leben einfach wegzuworfen. Ich würde kämpfen.

Zudem dachte ich nicht so sehr an meinen eigenen Tod, sondern mehr an Glenda Perkins. Sie befand sich zwar nicht in meiner unmittelbaren Nähe, doch durch die Auskunft des Dämons wußte ich, wohin man sie geschleppt hatte.

In das Labyrinth der Angst.

Und da genau wollte ich hin.

Aber lebend!

Der Dämon vor mir ahnte nichts von meinen Gedanken. Er sollte mich ruhig für schwächer halten, als ich tatsächlich war.

»Schreckt dich der Tod nicht, Sinclair?« fragte er höhnisch.

»Doch«, erwiderte ich.

»Dann zittere.«

»Warum? Mir haben schon viele den Tod versprochen, aber noch lebe ich. Und ich denke nicht daran zu sterben.«

Seine Stimme klang spöttisch, als er antwortete.: »Was willst du denn dagegen unternehmen?«

»Ich will zu Glenda Perkins!«

»Du willst freiwillig in das Labyrinth?«

»Genau!«

»Da kommst du nie hin. Nie. Und wenn, dann hast du nichts gewonnen, denn aus dem Labyrinth gibt es kein Entrinnen, Geisterjäger. Wer einmal darin steckt, der kann nicht mehr heraus. Verstehst du das? Dieses Labyrinth ist praktisch der Tod. Du bist so gut wie erledigt, und dort warten auch die Qualen der Hölle.«

»Ist es die Hölle?«

»Nein, aber fast so schlimm.«

»Dann hast du es schon gesehen?«

»Natürlich. Jeder von uns hat es gesehen, auch als Abschreckung. Wünsche dir lieber einen Tod, so wie ich ihn dir geben werde, John Sinclair.«

»Wie sähe der aus?«

Der Dämon mit dem Streifengesicht vollführte eine weite Armbewegung. »Schau dich um. Sieh genau hin, wer in den Schächten haust. Sie brauchen Opfer, und in einen Schacht werde ich dich hineinstoßen, daran gibt es nichts zu rütteln.«

Ich hatte mich wieder aufrecht hingesezt und nickte. »Du kannst es ja mal versuchen.«

Er verzog das Gesicht. »Bilde dir nicht zuviel auf deine Waffen ein, Geisterjäger. Sie werden dir nämlich nicht helfen. Meine Magie und die Magie dieser Dimension sind stärker. Du hast es nicht geschafft, noch nicht, denn die Überraschung kommt noch. Gib genau acht!« Er trat zwei Schritte zurück, und es sah wirklich aus, als würde er die Ränder der Schächte kaum berühren.

Ich hob den rechten Arm. Die Hand umklammerte den Schwertgriff. Ich war bereit, mein Leben so teuer wie nur möglich zu verkaufen, aber die Gefahr drohte nicht direkt von ihm, sondern von einer völlig anderen Seite.

Unter mir begann es.

War der Boden der Schachtränder bisher fest und widerstandsfähig gewesen, so wurde er plötzlich weich.

Ich hörte das höhnische Lachen des Dämons und kippte nach

links weg, weil der Rand unter mir nachgab.

Ich war zwar bewaffnet, jedoch nicht in der Lage, mich zu wehren, weil ich meine Waffen nicht benutzen konnte. Ich mußte mich statt dessen darauf konzentrieren, nicht abzurutschen und in den Schacht zu fallen.

Hastig streckte ich den Arm aus. Und ich schaffte es, mich festzuhalten. Doch kaum hatte sich meine Hand um den Schachtrand geklammert, da gab dieser schon nach und bröckelte unter meinen Fingern ab. Ich kippte um.

Der Dämon hatte seinen Spaß. Er beobachtete mein verzweifelter Bemühen um Balance. Wenn ich wirklich etwas erreichen wollte, dann mußte ich von diesen verfluchten, ineinandersinkenden Schachtöffnungen endlich weg.

Wo der Dämon stand, da war die Härte noch normal, dort tat sich nichts. Aber bei mir sanken sie ein.

Es war mir gelungen, mich wieder nach vorn zu bewegen. Mit dem Schwert stützte ich mich ein wenig ab. Und dann rutschte ich so weit vor, bis ich wieder festeren »Boden« unter den Füßen hatte. Das heißt, ich mußte trotzdem balancieren, und aus den Öffnungen schossen schon die langen Krankenarme mit den grausamen Köpfen.

»Was ist?« verhöhnte mich der Dämon. »Willst du immer noch nicht sterben?«

»Nein«, gab ich krächzend zurück. »Nur mit dir, du verfluchter Dämon!«

Er lachte und schaute zu, wie ich mich verzweifelt wehrte. Zum Glück hatte ich das Schwert. Einen Kopf konnte ich kappen.

Zusammen mit dem Arm verschwand er in der dunklen Röhre.

Einen zweiten verfehlte ich. Und nun bewies es sich, daß der Besitz des Schwertes auch Nachteile mit sich bringen konnte. Ich hatte den Schlag etwas zu hastig durchgeführt und war dadurch ins Stolpern geraten. Ich fiel nach vorn, rutschte dabei noch ab und hörte den Dämon widerlich lachen.

Er hatte sein Ziel erreicht.

Ich würde in einer der Schachtöffnungen verschwinden, und dies auf Nimmerwiedersehen.

Aber so hatten wir nicht gewettet. Der Dämon mit dem

Streifengesicht lachte noch immer, als ich mich mit einem letzten, verzweifelten und gewaltigen Sprung auf ihn warf und ihn auch zu packen bekam.

Damit hatte er nicht gerechnet.

Meine linke Hand krallte sich in seinen Körper. Ich sah das Entsetzen in seinen Augen, die auf einmal groß wurden, und zusammen kippten wir im Zeitlupentempo nach hinten.

Und da lauerte der Schacht ...

Dunkel die Öffnung, drohend die unheilvolle Tiefe, aber nicht unendlich. Wir hatten ein Ziel, wir würden irgendwo landen, zusammen landen, denn dieser Dämon war meine einzige Chance. Er versuchte noch, sich zu befreien, aber das ließ ich nicht zu, und gemeinsam und aneinandergekrallt fielen wir in die unheilvolle Tiefe der Röhre ...

Glenda zitterte vor Angst!

Obwohl ihr bisher noch niemand etwas getan hatte, war dieses Gefühl übermächtig. Allein die Vorstellung, in diesem Irrgarten des Wahnsinns zu hocken, machte sie schon rasend.

Sie atmete heftig, blieb auf der Stelle stehen und wollte erst einmal abwarten, bis sich ihre Nerven beruhigt hatten.

Getan hatte ihr noch niemand etwas. Sie war auch bei der Verhandlung nicht gezüchtigt und nicht geschlagen worden. Man hatte sie eben nur auf einem Stuhl festgebunden und ihr das Urteil verlesen.

Jetzt war es vollstreckt.

Kein schneller Tod, nein, sondern eine langsame Hinrichtung, denn als etwas anderes bezeichnete Glenda die Strafe nicht. Sie sollte auf eine qualvolle Art und Weise getötet werden.

Wahrscheinlich lauerten in diesem Labyrinth tausend Gefahren, und sie würde keine Chance haben, ihnen zu entkommen. Schon allein diese grünen Wände machten ihr Angst. Wände, die aus lebenden Tieren bestanden, aus winzigen Würmern. Sie hatten sich zu einer Masse zusammengefunden, ringelten und bewegten sich, wobei sie von diesem grünlichen Schleim überzogen waren, den sie stetig absonderten.

Trotz ihrer Angst erreichte Glenda irgendwann einen Punkt, wo gewissermaßen der Lebenswille als winziges Flämmchen der Hoffnung weiterbrannte. Es war nur noch ein Flackern, mehr nicht, aber Glenda hatte die Hoffnung trotzdem nicht aufgegeben.

Vielleicht gab es doch einen Ausweg?

Sie sagte sich selbst, daß die Möglichkeit eigentlich unwahrscheinlich klang, doch jetzt noch pessimistisch denken durfte sie auf keinen Fall. Dann drehte sie später noch durch. Das Schlimmste, was ihr passieren konnte.

Deshalb riß sich Glenda Perkins zusammen, so schwer ihr dies auch fiel.

Sie schaute sich um.

Was sie sah, war natürlich nicht ermutigend. Sie befand sich tatsächlich in einem Irrgarten. Da gab es Zickzack-Gänge, die um und zwischen den aus Würmern bestehenden Mauern hindurchführten.

Die Gänge waren kurz, manchmal eng, dann wieder breit. Hin und wieder sprangen die Mauern weiter vor. Da bildeten sie dann regelrechte Ecken.

Glenda ging ein paar Schritte weiter. Es nutzte ja nichts, wenn sie stehenblieb und Trübsal blies. Sie mußte etwas tun. Vielleicht konnte sie dann auch mit ihren Gedanken fertig werden.

Dicht an einer Wand blieb sie stehen. Dabei streckte sie ihren Arm aus, unbewußt eigentlich, und die Finger berührten die Wand. Mit den Spitzen glitten sie darüber hinweg. Glenda stieß einen leisen Schrei aus und fuhr zurück.

Deutlich hatte sie den Schleim gespürt, der sich zwischen ihre Finger gesetzt hatte. Sie merkte auch das leichte Brennen, und als sie die Finger spreizte, da sah sie den Schleim dazwischen kleben. Glenda schüttelte sich, als würde sie frieren. Ihr Gesicht verzog sich, und sie schleuderte mit heftigen Schlenkerbewegungen der linken Hand den Schleim von ihren Fingern, der in dicken Tropfen zu Boden klatschte.

Dann ging sie weiter und wandte sich nach rechts, wo sich ein Gang auftat.

Ein seltsames Licht lag über dem Labyrinth. Von wo es herkam, wußte Glenda nicht, sie fand es auch nicht heraus. Auf jeden Fall

war es vorhanden, und es schimmerte ebenso grünlich wie die quer und längs stehenden Trennmauern.

Grün und geheimnisvoll.

Glenda warf einen Blick nach oben. Vielleicht konnte sie eine Decke sehen oder einen Himmel. Doch da war nichts. Grau und Grün mischten sich zu einer Farbe, die kaum etwas erkennen ließ. Ihre Augen begannen schon zu tränen, so lange hatte sie hochgestarrt, dann gab sie sich einen Ruck und bewegte sich weiter vor. Der Boden unter ihren Schuhen war nicht mehr steinig und rau, er hatte seine Beschaffenheit gewechselt. Weich war er, irgendwie federnd, als würde Glenda auf Kissen schreiten. Allerdings zeigte er keine sumpfigen Eigenschaften. Er zog die junge Frau nicht in die Tiefe und saugte sich auch nicht an ihren Füßen fest.

Auch die Wände gaben Licht ab. An manchen Stellen schimmerten sie heller, und sie glaubte sogar, hin und wieder einen gelben Streifen in dem Wirrwarr zu entdecken.

Schlimm empfand sie auch die Stille. Da gab es keinerlei Geräusche um sie herum, nur die fast absolute Ruhe, in der Glenda nur ihren eigenen Atem hörte.

Selbst der war ihr zu laut. Deshalb versuchte Glenda, nur durch die Nase Luft zu holen.

Plötzlich blieb sie stehen.

Es ging nicht mehr weiter, denn sie sah vor sich eine grüne Mauer.

Sackgasse!

Schrill lachte die junge Frau auf. Natürlich, in einem Labyrinth gab es nicht nur Gänge, die zusammenliefen oder auch ineinander mündeten, sondern ebenfalls Sackgassen.

Wie diese hier!

Sie konnte nicht mehr weiter, blieb stehen, drehte sich dann um und ging den Weg zurück.

Noch war es leicht. Als sie die Einmündung erreichte, brauchte sie nur nach links zu schauen, um dort den Eingang zu sehen. Oder war er da nicht?

Sie runzelte die Stirn. War sie schon so durcheinander, daß sie bereits alles verwechselte?

Glenda wußte es nicht, doch sie merkte, daß dieser Irrgarten

wirklich eine mörderische Falle war. Man wurde selbst zu einem Teil des Labyrinths, wußte schließlich keinen Ausweg mehr und landete in einem Zustand des Wahnsinns.

Glenda schlug die Hände vors Gesicht, als sie daran dachte. Es kostete sie Mühe, sich zusammenzureißen. Sie schluchzte auf und zog die Nase hoch.

Das hier war gemein, eine lebensgefährliche Falle. Ihre Gegner hatten genau gewußt, was sie mit dieser Verurteilung taten. Man wollte sie in den Wahnsinn treiben, und sie wußten auch, daß niemand an einem Punkt stehenbleiben würde. Die Nerven hatte keiner. Irgendwann würde jeder versuchen, dem Irrgarten zu entkommen. Der eine früher, der andere später.

Glenda nahm die Richtung, die sie links vom Eingang in einen Gang führte. Er war schmal. Fast berührte sie mit ihren Schultern die schleimigen, aus Würmern bestehenden Wände, und ein Schauer lief über ihren Rücken. Unwillkürlich zog sie die Schultern zusammen, denn vor diesen widerlichen Würmern ekelte sie sich mehr als vor allem anderen.

Schritt für Schritt tastete sich die junge Frau weiter vor, tiefer in das gefährliche Labyrinth, in dem noch tausend Gefahren lauern konnten.

Weich war der Boden, weich und nachgiebig. Ihre Schritte waren nicht zu hören, und Glenda bemerkte am Ende dieses schmalen Wegs einen weiteren Gang, der quer zu dem verlief, durch den sie soeben schritt.

Der neue Gang war breiter, und Glenda wandte sich nach rechts. Er führte jedoch nicht geradeaus, sondern in einer Zickzack-Linie tiefer in den geheimnisvollen Irrgarten.

Glenda folgte dem Gang. Sie atmete mit halboffenem Mund, ihre Sinne waren gespannt, und sie wunderte sich, als sie plötzlich einen Baum sah, der die Form eines gewaltigen Tannenzapfens hatte und ebenfalls grün schimmerte.

Bäume in diesem Irrgarten? Und bestand er vielleicht auch aus diesen Würmern?

Neben dem Baum blieb Glenda stehen. Sie legte den Kopf in den Nacken und schaute an ihm hoch.

Er hatte Äste, die in ihrer Länge an die einer Fichte oder Tanne

erinnerten. Nur konnte Glenda sich nicht vorstellen, daß hier tatsächlich ein Baum wuchs. Bestimmt war dieser angebliche Baum ein Wirrwarr aus Würmern und anderem ekligen Zeug.

Irgendwie hatte sie Mut gefaßt und wollte es genau wissen. Noch ein wenig zögernd hob sie die rechte Hand, erfaßte einen der unteren Zweige und nahm ihn zwischen ihre Finger.

Im selben Augenblick zuckte ihre Hand schon zurück. Der Zweig bestand nicht aus einer Unzahl von Würmern, sondern aus einem anderen Material, das zwischen ihren Händen zerbröselte und als Staub vor ihrem Gesicht zu Boden rieselte.

Da hörte sie das Stöhnen.

Glenda versteifte sich, weil sie das Gefühl hatte, der Baum hätte dieses Geräusch von sich gegeben.

Wenn ja, dann würde er leben!

Glenda trat einen Schritt zurück. Sie bewegte den rechten Fuß zuerst, wollte den linken nachziehen und spürte plötzlich den Druck an ihrem Gelenk.

Für einen Moment stand sie unbeweglich da. Dann senkte sie den Blick, schaute an ihrem Körper hinab und sah die weißlich schimmernde Hand, die ihren Fuß umklammert hielt ...

Eine Menschenhand!

Die Hand einer Frau, denn deutlich erkannte Jane die schmalen Finger und die rot lackierten Nägel.

Eine Frau in diesem Labyrinth, oder war sie ein Zombie, eine Untote, die man wie sie hierher geschleppt hatte?

Glenda wußte es nicht. Sie wagte auch nicht, sich zu bewegen, denn in ihrem Innern tobte eine kleine Hölle. Auch rechnete sie damit, daß die Hand sie zu Boden reißen würde, doch das geschah seltsamerweise nicht.

Sie hielt nur fest.

Sekunden vergingen.

Atemlos stand Glenda und lauschte. Sie schluckte ein paarmal, hörte das Echo ihres Herzschlags an den Rippenbögen und wartete darauf, daß sich etwas tat.

Das geschah tatsächlich.

Die Hand ließ sie zwar nicht los, aber unter dem Baum bewegte sich etwas.

Eine Gestalt kroch hervor.

Glenda schaute auf sie und sah zuerst das lange blonde Haar, das den Kopf verdeckte und wie ein Schleier zu beiden Seiten des Gesichts nach unten fiel, so daß die Spitzen den Boden berührten. Die Frau sagte kein einziges Wort, als sie sich vorschob. Glenda hörte nur das schabende Geräusch, mit dem die Unbekannte über den Boden glitt.

Ihre Schultern wurden sichtbar und der Oberkörper. Nur in das Gesicht konnte Glenda nicht schauen.

Dafür sah sie, daß die Frau einen hellen Pullover trug und darüber eine braune, ärmellose Weste. Einen Rock hatte sie nicht an, dafür eine dunkle Hose, die am Knie endete. Die Beine steckten in roten Strümpfen.

Schließlich war die Frau vollends unter dem Baum hervorgekrochen, und sie löste auch den Griff um Glendas Fuß.

Glenda atmete befreit auf. Mit einer Hand wischte sie sich den Schweiß von der Stirn, holte noch einmal tief Luft und fragte mit leiser Stimme: »Können Sie mich hören?«

Glenda erhielt keine Antwort. Die Unbekannte allerdings zog die Arme an, stemmte ihre Hände auf den Boden und kam langsam auf die Beine. Das alles erinnerte Glenda an einen Menschen, der eben aus dem Schlaf gerissen wurde und deshalb Mühe hatte, sich in der Realität zurechtzufinden.

Die Frau schwankte etwas, auch als sie vor Glenda stand, das lange blonde Haar zurückwarf und Glenda anschaute.

Die Sekretärin fuhr zurück.

Ihre Augen weiteten sich, die Lippen formten Worte, die kaum zu hören waren und nur stotternd hervordrangen.

»Das - das - darf doch nicht wahr sein«, hauchte sie. »Das - das gibt es nicht ...«

Nein, eine Täuschung war es wirklich nicht. Vor Glenda Perkins stand eine Frau, die sie kannte.

Sogar gut kannte.

Jane Collins!

Es war ein Fall in die Ewigkeit!

Das Gefühl hatte ich. Ich umklammerte den mit mir in die Tiefe rasenden Dämon mit einer Hand. In der anderen hielt ich das Schwert, das ich auf keinen Fall loslassen wollte, denn für mich war es so etwas wie eine Lebensversicherung.

Etwas klatschte gegen meinen Rücken, verhakte sich in der Kleidung, und ich nahm an, daß es spitze Zähne waren, die nach mir schnappten, mich aber nicht festhalten konnten.

Wir fielen weiter.

Tiefer, immer tiefer.

Vielleicht der Hölle entgegen. Unter Umständen war das geheimnisvolle Labyrinth, von dem der Dämon gesprochen hatte, die Hölle. Ich wußte es nicht.

Ich hatte auch Mühe, überhaupt etwas zu denken. Ich klammerte mich nur fest, denn dieser Dämon war meine einzige Chance. Solange ich bei ihm blieb, konnte ich mir noch etwas Hoffnung ausrechnen. So jedenfalls dachte ich.

Eigentlich erwartete ich, daß der Fall irgendwann in ein Schweben übergehen würde. Diese Hoffnung wurde enttäuscht.

Wir jagten weiterhin mit der gleichen Geschwindigkeit nach unten, mit der wir auch in den Schacht gefallen waren.

Fallschirmspringer bewegen sich anders. Sie rudern mit Armen und Beinen, ich dagegen blieb ruhig. Ich wollte nicht irgendwo gegen die harten Innenwände des Schachts klatschen und mir noch unter Umständen Verletzungen zuziehen.

Die Tiefe und die Schwärze fraßen uns.

Wo führten sie hin? Endlos waren sie nicht, wie ich gehört hatte.

Also endlich. Sie hatten ein Ziel und ...

Der Aufprall!

Obwohl ich mir vorgenommen hatte, meinen dämonischen Begleiter festzuhalten, erfolgte er so plötzlich, daß ich ihn losließ. Wir klatschten auch nicht auf die harte Erde, sondern federten wieder hoch und überschlugen uns in der Luft.

Für einen Moment hatte ich die wahnsinnige Angst, beim Zurückfallen in die Klinge des Schwertes zu stürzen, doch dann erfolgte schon der nächste Aufschlag, und alles war normal.

Ich wurde abermals hochgeworfen, fiel wieder. Das gewaltige

Netz bewegte sich, und es gelang mir, mich mit der linken Hand in seinen Maschen festzuklammern.

So blieb ich erst einmal für wenige Sekunden liegen und wartete, bis sich das Netz beruhigt hatte.

Auf dem Rücken lag ich, starrte in die Höhe und sah nichts.

Nicht einmal die Öffnung der Röhre, durch die wir gefallen waren.

Das Licht, grünlich schimmernd, drang von unten zu uns hoch.

Wie hatte der Dämon noch gesagt? Unter den Röhren liegt das Labyrinth der Angst - Asmodinas Irrgarten, eine grausame Todesfalle für Menschen und Dämonen.

Unwillkürlich schüttelte ich mich, wälzte mich dabei auf die Seite und schaute zu, was mein Begleiter machte.

Er rappelte sich ebenfalls auf und hatte es bereits weiter geschafft als ich. Leicht geduckt kniete er auf dem Netz. Die Augen in seinem Gesicht starrten mich an. Die roten Streifen auf der Haut zuckten und schimmerten.

Irgendwie trug ich die Sache mit Humor, denn die erste, große Gefahr, wie sie die geheimnisvollen Schächte darstellten, hatte ich überwunden.

Ich grinste schief. »Na, das hättest du nicht gedacht, wie? Jetzt hängen wir beide hier.«

»Freu dich nur nicht zu früh!« zischte er, und im nächsten Augenblick verging mir das Grinsen. Leichtfüßig schnellte er auf mich zu, als würde ihn das gewaltige Netz mit seinen dunklen, kleinen Maschen überhaupt nicht hindern. Nicht wie bei mir, denn ich hatte Mühe, überhaupt das Gleichgewicht zu halten.

Zeit, mein Schwert hochzureißen, hatte ich nicht. Ich mußte nur sehen, daß ich auswich.

Und wie ein im Griff verstecktes Messer hervorschnellt, so sah ich plötzlich die Hälfte des Silbernagels aus seiner Faust hervorragen.

Kein Zweifel, er wollte mich mit dem Nagel töten, wie ich damals Dr. Tod vernichtet hatte.

Er zielte auf mein Gesicht, den Arm hatte er halb erhoben und rammte ihn dann nach unten.

Ich verteidigte mich mit den Beinen, hoffte auf mein Glück und hatte es tatsächlich.

Mit dem rechten Fuß traf ich seine rechte Schulter, die linke Sohle hieb in sein Gesicht.

Er geriet aus der Richtung, brachte den Arm zwar noch nach unten, doch die Nagelspitze hieb durch eine Masche im Netz.

Noch ein Tritt!

Ich hatte das Bein angezogen und es wieder vorschnellen lassen. Diesmal erwischte es ihn härter. Es gab einen dumpfen Schlag. Der Dämon krümmte sich, spannte jedoch seinen Rücken an und kam wieder auf die Füße.

Ich war auch schon hoch.

Mein Schwert hatte ich fallen lassen. Der Boden war mir zu unruhig. Ich hätte die schwere Waffe kaum ausbalancieren können. Deshalb zog ich den Dolch.

Wenn es hier hart auf hart kam, dann wollte ich ihn damit erledigen.

Er tänzelte zur Seite. Bewundernswert, wie er sich auf diesem schwankenden Netz bewegte, während ich große Schwierigkeiten hatte, überhaupt das Gleichgewicht zu bewahren. Ihm machte diese Unterlage nichts aus. Und wieder zuckte er vor.

Ich wich zurück. Es war eine Finte. Er hatte gar nicht zustoßen wollen, sondern fegte seinen rechten Arm zur Seite, der einen Halbkreis beschrieb, so daß die Nagelspitze fast das Netz berührte. Ich setzte alles auf eine Karte und warf mich auf ihn. Er sah mich zwar noch, doch diesmal reagierte er zu spät. Mit meinem ganzen Gewicht prallte ich gegen ihn und warf ihn um.

Er wollte sich noch zur Seite werfen, damit er aus meiner unmittelbaren Reichweite gelangte. Dagegen allerdings hatte ich einiges. Eisern hielt ich seine rechte Hand mit meiner linken fest. Die Finger umschlossen sein Gelenk.

Im nächsten Augenblick zitterte die geweihte Silberdolchspitze dicht vor seiner Kehle. Er hatte sich noch wehren wollen, doch nun blieb er liegen, denn er wußte genau, was mit ihm geschah, wenn ich zustieß.

»Ganz ruhig!« keuchte ich. »Bleib nur liegen, oder ich bringe dich um!«

Er gehorchte. Sein Mund verzerrte sich dabei. Mir schien es, als wollte er mir etwas sagen, doch er hielt sich zurück.

»Den Nagel!« flüsterte ich. »Gib mir den Nagel!«

»Nein!«

»Dann stoße ich zu!«

Da lachte er. Es war ein wissendes, triumphierendes Lachen, das ich in seiner Situation nicht ausgestoßen hätte. Doch er hatte einen triftigen Grund, den ich schon einen Augenblick später erfuhr.

»Wenn du das tust, bist du verloren!« zischte er mir entgegen.

»Das bin ich so oder so.«

»Vielleicht.«

»Dann hast du mich zuvor angelogen, als wir oben auf den Schachträndern saßen?«

»Möglich.«

Ich schaute in seine dunklen Augen. Bei einem Menschen kann man durch einen Blick oftmals erkennen, welche Gefühle ihn beherrschen. Bei diesem Dämon klappte das nicht. »Ich gebe dir jetzt eine halbe Minute, mir alles zu sagen, wenn nicht, töte ich dich wirklich.«

»Was ist schon Zeit?«

»Für mich bedeutet sie etwas.«

»In deiner Welt, aber hier nicht.«

»Rede.« Ich war es leid.

»Natürlich, Geisterjäger, natürlich. Ich habe dir ja von Asmodinas Todeslabyrinth berichtet. Erinnerst du dich?«

»Selbstverständlich.«

»Wir befinden uns darüber. Ein gewaltiges Netz umspannt das Labyrinth. Von hier aus können wir eindringen ...«

»Und sind verloren«, fügte ich hinzu.

»Das braucht nicht zu sein.«

Der Dämon wollte mich narren und hinhalten, ich spürte es deutlich. Deshalb sagte ich: »Hör zu, du kannst mir mit deinem Irrgarten gestohlen bleiben. Wenn ich auf diesem Netz weitergehe, erreiche ich irgendwann mal sein Ende und habe folglich auch das Labyrinth hinter mich gebracht.«

Da lachte der Dämon wieder. »Das ist ein Irrtum, sogar ein gefährlicher Irrtum. Nichts wirst du erreichen, gar nichts. Dieses Netz läuft in die Ewigkeit. Es ist unendlich, es endet im Nirgendwo, in den Dimensionen des Wahnsinns, wie ihr immer zu

sagen pflegt. Denkst du jetzt anders darüber?«

Lüge? Bluff? Wollte er sein Leben retten? Das lag durchaus im Bereich des Möglichen. Der Dämon sah sich in der Falle. Er mußte jetzt heraus, irgendwie. Und wenn er dabei einen Trick versuchte. Nur - war es wirklich ein Trick?

Dessen war ich mir nämlich nicht sicher. Das Reich der Dämonen ist vielschichtig. Man erlebt immer wieder die unheimlichsten Überraschungen, und so konnte es mir auch ergehen, wenn ich das recht bedachte. Es war ein Spiel mit dem Feuer. Entweder hatte er recht oder nicht. Ich mußte es darauf ankommen lassen.

»Willst du mich noch immer töten?« flüsterte er.

»Ich überlege es.«

»Dann entscheide dich in meinem Sinne, denn ich bin der einzige, der dich aus diesem Labyrinth hinausführen kann, Geisterjäger. Der einzige, weil ich es kenne.«

»Und wie sollen wir hinunterkommen?«

»Du kannst das Netz auftrennen und springen.«

»Fragt sich nur, wie tief.«

»Das ist dein Risiko.«

Ich dachte nach. Ich befand mich zwar momentan in einer etwas besseren Lage, trotzdem konnte ich eigentlich keine Bedingungen stellen. Die Welt um mich herum war mir feindlich gesonnen. Jeder Fußbreit Boden atmete hier Gefahr, und es war wirklich schwer, sich zu entscheiden.

»Warte nicht zu lange.«

Ich atmete durch und zog meine Hand zurück. Dann gab ich mir Schwung und kam auf die Beine.

Ziemlich wacklig blieb ich stehen, hatte mein Schwert mit aufgehoben und hielt es fest.

Auch mein unfreiwilliger Begleiter stand wieder. Er schüttelte sich, als hätte er im Wasser gelegen, und richtete sich dann auf.

»Den Nagel!« erinnerte ich ihn.

Da grinste er. »Ich habe ihn nicht mehr! «

Mein Gesicht wurde hart. »Was sagst du, verdammter Kerl?«

Schon holte ich mit dem Schwert aus.

»Er befindet sich im Labyrinth«, erklärte er schnell. »Ich habe ihn . vorhin fallen lassen.«

Das hatte ich nicht bemerkt. Oder bluffte er nur? Darauf konnte ich es nicht ankommen lassen. Es hätte keinen Zweck gehabt, ihn erst noch lange zu durchsuchen. Wir mußten weiter.

»Du zuerst«, sagte ich.

Er nickte. »Ja, ich springe gern.«

»Und wie tief ist es?« fragte ich und senkte meinen Blick, um auf und durch das Netz zu schauen.

»Es geht.«

»Ich will eine vernünftige Antwort!« zischte ich.

»Nun ja, du wirst es überleben, Geisterjäger. Sogar sicher überleben.«

Ich traute ihm nicht. Hier auf dem Netz hatte er wenig Chancen, das wußte er genau. Im Irrgarten allerdings, da konnte er mich unter Umständen austricksen, und deshalb gefiel es mir gar nicht, in das Labyrinth zu springen. Andererseits konnte ich auch nicht auf dem Netz bleiben. Vielleicht führte es wirklich ins Nichts. Im Reich der Dämonen mußte man mit den schlimmsten Überaschungen rechnen.

Was sollte ich also tun?

»Überlege nicht zu lange, Geisterjäger. Zudem willst du ja deine kleine Glenda wiedersehen, und sie steckt innerhalb des Irrgartens. Entscheide dich!«

Das hatte ich inzwischen und bestätigte es durch mein Nicken.

»Also gut«, sagte ich. »Machen wir es so!«

»Du willst springen?«

»Genau.«

»Dann zerteile das Netz!« Der Dämon streckte den Arm aus und deutete auf mein Schwert.

Ich ging noch einen Schritt vor, damit ich dichter an den Dämon herankam. Eine Frage hatte ich noch und stellte sie auch: »Wie heißt du eigentlich?«

»Ich bin Raan! «

»All right, Raan, es sei!« Und damit hieb ich zu. Die Klinge pffff durch die Luft. Schräg hieb sie in das Netz unter uns und hatte es kaum berührt, als die Maschen auch schon zerschnitten wurden. Ein Loch entstand.

Raan verlor das Gleichgewicht. Er verschwand vor meinen

Augen, und im nächsten Augenblick konnte ich mich auch nicht mehr halten.

Ich fiel ...

Zum zweitenmal kurz hintereinander. Unwillkürlich hielt ich die Luft an, hörte die Echos meiner eigenen Herzschläge und das finstere Lachen des Dämons.

Dann erfolgte der Aufprall.

Ich hatte erwartet, auf einen harten Boden zu fallen, und schon meinen Körper vorschriftsmäßig zusammengekrümmt. Es kam anders. Ich glaubte, ich wäre in eine gewaltige Hecke gefallen, die meinen Aufprall stark bremste und abfederte. Ich rauschte förmlich hinein, hielt mein Schwert weiterhin fest und kam schließlich zur Ruhe.

Eine Sekunde geschah nichts.

Dann überfiel mich der Ekel.

Überall spürte ich das klebrige Zeug auf meinem Gesicht. Um mich herum krabbelte und bewegte es sich. Auf dem Gesicht, den Händen, am ganzen Körper. Sogar in die Augen und Nasenlöcher wollten sie kriechen, und mir wurde mit Erschrecken klar, daß ich mich in einem wahren Wald von kleinen, unzähligen grünen Würmern befand ...

Glenda Perkins war vor Überraschung stumm. Es dauerte eine Weile, bis sie sich gefangen hatte und die ersten Worte aussprach.

»Du - du hier, Jane?«

»Ja, ich.«

Glenda schüttelte den Kopf. »Aber das gibt es doch nicht. Das ist ein Spukbild ...«

»Nein, ich bin es wirklich.«

Glendas Gesicht verzerrte sich. Sie rutschte nach vorn, streckte abwehrend ihre Arme aus und spreizte die Finger. »Das ist unmöglich, Jane! Wie kommst du hierher?«

»Später, Glenda.«

»Nein, du bist es nicht! Du kannst es einfach nicht sein!« Sie trat mit dem Fuß auf.

»Doch, Glenda!«

»Dann sag mir, wie du hierher kommst. Hierher in diese verdammte Hölle!«

»Ist das nicht unwichtig?«

Heftig schüttelte Glenda den Kopf. »Nein, Jane, für mich nicht. Man hat dich nicht verurteilt. Ich aber habe vor dem Dämonenrichter gesessen, und er hat mein Todesurteil ausgesprochen, indem er mich in diesen Irrgarten hier steckte. Dich aber habe ich vorher nicht gesehen. Er wird dich nicht verurteilt haben. Du mußt auf irgendeinem anderen Weg in dieses Labyrinth gelangt sein, Jane. Auf welchem? Sag es mir. Dann können wir vielleicht hier herauskommen.«

Jane Collins nickte. »Sicher, Glenda, wir werden herauskommen, allerdings weiß ich noch nicht wie.«

»Aber du bist hineingekommen.«

»Man hat mich entführt!«

Glenda holte tief Luft. »Dich auch?«

»Ja. Von der Straße weg entführt und hierher geschafft. Willst du noch mehr wissen?«

»Nein, das reicht. Das reicht wirklich. Dann ist es dir so ergangen wie mir.« Fassungslos schüttelte Glenda den Kopf und fragte:

»Welch ein Spiel wird hier nur getrieben? Welch ein grausames Spiel?« Sie begann wieder zu weinen und ließ es zu, daß Jane auf sie zu trat und tröstend die Hand auf Glendas Haar legte.

Zwei Frauen standen mutterseelenallein in dieser Hölle. Auf der Erde im normalen Leben waren sie irgendwie Rivalinnen, weil beide etwas für den gleichen Mann empfanden, für John Sinclair. Aber hier, in den Regionen des Schreckens, im Todeslabyrinth der Asmodina, hatte die gemeinsam erlebte Gefahr sie zusammengeschweißt.

Glenda beruhigte sich wieder. Sie hob den Kopf und schaute Jane aus verweinten Augen an. »Was machen wir jetzt?« fragte sie leise.

»Wir müssen sehen, daß wir von hier verschwinden.«

»Natürlich, aber wie? Das ist ein Irrgarten. Der führt überall hin, nur nicht in die Freiheit!« rief Glenda. »Glaub mir, ich ...«

»Nur nicht die Nerven verlieren.«

»Das sagst du so einfach. Ich weiß ja nicht, was du hinter dir hast, aber mir reicht es.«

»Denk lieber daran, was vor uns liegt.«

»Das weiß niemand.«

»Das stimmt schon«, bestätigte Jane, »aber es gibt da einige Dinge, die kann ich dir verraten.«

»Und?«

»In diesem Irrgarten existieren nicht nur die Wände aus Würmern, sondern er ist auch ein Hort für gefährliche Monster. Sie leben hier, sie haben hier ihre Heimat. Urwelthafte Geschöpfe, grauenvoll anzusehen und mit ...«

»Hör auf!« rief Glenda. »Hör auf!« Sie hob beide Hände und preßte sie gegen die Ohren. »Ich kann es nicht mehr hören, wirklich nicht. Sag nichts mehr, ich ...«

»Finde dich mit den Tatsachen ab!« Janes Stimme klang hart. »Du mußt es einfach!«

»Nein!«

Jane packte Glenda an der Schulter und schüttelte sie durch.

»Reiß dich zusammen, Mädchen!«

»Ja, ja, ich ...«

Jane Collins lächelte knapp, als sie sah, wie sich Glenda die Nase abwischte.

»Und wo sollen wir hingehen?« fragte die schwarzhaarige Sekretärin.

»Erst einmal weg.«

Glenda war noch ziemlich down, sie mußte von Jane gestützt werden. Gemeinsam schritten sie den Weg entlang, der wie alle von den grünen, lebenden Wänden gesäumt wurde. Die Luft um sie herum schien schwer zu sein. Sie hatten beide auch Mühe, sie zu atmen, vor allen Dingen Glenda, die doch ziemlich erschöpft war.

Minutenlang sprach niemand der beiden ein Wort, bis sie einen Punkt erreichten, wo sie den Weg wählen konnten.

Einmal zweigte er nach links ab, das andere Mal nach rechts. Er wirkte wie eine riesige Gabel. Die beiden Frauen befanden sich noch auf dem Stiel.

»Rechts oder links?« fragte Glenda.

»Ich gehe vor.«

»Was? Du willst mich allein lassen?«

»Ja, warum nicht?« Sie deutete nach rechts hin. »Ich muß auskundschaften, ob etwas passiert ist.«

»Das können wir doch gemeinsam.«

»Glenda, du warst vorhin auch allein. Ich bitte dich. Reiß dich zusammen! «

Die beiden Frauen schauten sich an. »Du hast etwas gegen mich«, flüsterte Glenda. »Das weiß ich. Du kannst mich nicht ausstehen, weil du annimmst, daß ich dir John Sinclair ausspanne. Aber das stimmt nicht. Das stimmt wirklich nicht. Zwischen uns ist nie etwas gewesen. Wenn jemand das behauptet, dann lügt er!«

»Davon war überhaupt nicht die Rede«, wehrte die Privatdetektivin ab. »Noch nie. Du bildest dir da etwas ein!«

Glenda Perkins schüttelte den Kopf. »Ich bilde mir nichts ein.« Sie schluckte. »Warum reagierst du dann so seltsam?«

»Wieso?«

»Wenn du allein losgehen willst, dann kommt es mir so vor, als wolltest du mich loswerden.«

»Das ist Unsinn! Von uns beiden habe ich nun mal die besseren Nerven.«

»Vielleicht.«

»Nicht nur vielleicht. Und jetzt reiß dich zusammen. Bitte, Glenda, tu uns den Gefallen.«

»Gut.«

Jane Collins lächelte noch einmal und machte sich dann auf den Weg. Glenda schaute ihr so lange nach, bis sie mit den langen Schatten der lebenden Wände verschmolzen war.

Die junge Frau hatte weiterhin eine furchtbare Angst, und sie glaubte nicht mehr an eine Chance ...

Sie waren überall.

Ich mußte gewaltsam ein Ekelgefühl unterdrücken, denn ich spürte den Schleim auf der Haut, der immer dichter wurde und meine Poren verstopfen würde. Wenn ich nicht frei kam, dann würden sie mich überschwemmen, und ich würde elendig ersticken. Nur raus. Raus aus dieser verdammten lebenden Wand, die für mich zu einer Falle geworden war. Bewegen konnte ich mich, und

ich besaß noch mein Schwert. Es gelang mir allerdings nur unter großen Mühen, meinen rechten Arm anzuheben. Ich mußte mir den Weg freikämpfen, und das würde nur unter Strapazen möglich sein.

Von unten nach oben zog ich das Schwert. Es ging ziemlich leicht, und ich merkte auch, daß die schwarzmagische Klinge stärker war als diese widerlichen, dämonischen Würmer.

Sie bahnte sich den Weg. Wo sie traf, da vergingen die Würmer. Sie wurden zu schwarzen, eingetrockneten, krabberähnlichen Wesen, die sich zusammenringelten, vertrockneten und hinterher als dunkelgrauer Staub zurückblieben.

Und ich schlug weiter zu.

Ich setzte zu einem Rundschlag an und sägte regelrecht eine Lücke in die Mauer aus.

Würmern. Noch ein kraftvoller Kreuzschlag, und ich hatte wieder freie Bahn.

Geduckt lief ich durch die Lücke und stand wenig später auf einem schmalen Weg.

Hier blieb ich erst einmal stehen und holte tief Luft. Noch immer lag der Schleim auf meiner Haut, und auf den Händen krochen die grünen Tiere.

Das Schwert ließ ich sinken. Dafür nahm ich den Dolch. Die geweihte Silberklinge schaffte auch die Würmer. Kaum hatte ich sie berührt, da vergingen sie auch.

So reinigte ich mich notdürftig. Allerdings kam ich an die Tiere nicht heran, die über den Kragen gekrochen waren und meinen Rücken hinabliefen. Dort rutschten sie nach wie vor an einer Schleimspur entlang, und mich packte der Ekel, so daß ich mich schütteln mußte. Zudem schien der Schleim eine schwache Säure zu sein, denn meine Haut juckte und brannte an manchen Stellen. Mit dem Taschentuch wischte ich mein Gesicht frei, so gut es eben möglich war. Dann blickte ich mich um.

Ja, ich befand mich in einem Irrgarten. Das war nicht schwer festzustellen. Aus allen vier Richtungen liefen Gänge und Wände auf mich zu, ein gefährliches Labyrinth, in dem kein Ausgang zu finden war.

Wenn ich einmal damit anfang, das Labyrinth zu durchforschen,

dann würde ich mich verirren. Doch Raan kannte sich aus, wie er mir gesagt hatte.

»He, Raan!«

Mein Ruf klang dumpf. Hier gab es kein Echo, hier gab es gar nichts, nur eine viel zu schwere Luft, die den Schall schon nach wenigen Yards verschluckte.

Der Bursche hatte sich verkrümelt.

Verflucht schlau eingefädelt. Erst hatte er mich in das Labyrinth gelockt, nun verzog er sich aus meiner Reichweite. Warum war ich auch auf ihn reingefallen? Den Ausschlag hatte Glenda Perkins gegeben, denn um sie ging es schließlich. Sie mußte sich ebenfalls hier befinden.

Wie groß die Chance war, auf sie zu treffen, konnte ich nicht sagen, denn ich kannte die Ausmaße des Irrgartens nicht. Da blieben mir nur die Hoffnung und natürlich der Zufall.

Im ersten Impuls hatte ich daran gedacht, Glendas Namen zu rufen. Das würde aber kaum Zweck haben. Dieser Irrgarten war zu weitläufig und zu verschachtelt. Sie konnte sich überall befinden. Daß dies in meiner Nähe sein sollte, daran wagte ich kaum zu glauben.

Ich schüttelte mich, weil noch immer einige Würmer meinen Rücken hinabglitten. Und plötzlich sah ich eine Gestalt, die links von mir erschien.

Raan!

Als der Dämon näher kam, erkannte ich, daß es ihm nicht besser erging als mir. Auch er war von dem Gewürm malträtiert worden, und die Dinger liefen als Schlieren über beide Seiten seines Gesichts.

Ein Anblick, der mich schüttelte. Raan allerdings schien es nichts auszumachen, er grinste sogar.

»Du lebst ja noch, Geisterjäger!«

»Halb«, erwiderte ich knurrend.

Er kicherte. »Ich habe es dir gesagt. So ein Sprung ist leicht zu überstehen.«

Als Antwort hob ich die Schultern. »Mir ist es egal, ich will nur endlich weg von hier. Wo kann sich Glenda Perkins befinden? Das allein will ich wissen.«

»Keine Ahnung!« Er grinste breit, hob den rechten Arm und pflückte ein paar Würmer aus seinen Haaren. Er warf sie zu Boden und trat mit dem Absatz darauf.

»Dann suchen wir sie!«

»Sicher.« Er schaute mich an und lächelte hinterlistig.

Noch immer wurde ich das Gefühl nicht los, von ihm reingelegt worden zu sein, aber ich sagte es nicht, sondern behielt es für mich. Nur den Nagel wollte ich. Danach fragte ich ihn.

»Er ist verschwunden, Geisterjäger. Sieh dich um. Du kannst ihn ja in der Hecke suchen.«

Ich mußte mich wirklich beherrschen. Am liebsten hätte ich ihn angesprungen, aber ich ließ es erst einmal bleiben und starrte ihn nur an.

»Gehen wir?« fragte er.

»Ja.« Ich nickte.

»Es wird bestimmt zahlreiche Überraschungen geben, John Sinclair«, bemerkte er.

Ich aber hielt mein Schwert hoch. »Sollten sie überhandnehmen, wirst du geköpft!«

Der Dämon merkte, daß ich keine leere Drohung ausgestoßen hatte, und schwieg erschrocken ...

Jane Collins schlich tiefer in das Labyrinth hinein. Sie tastete sich praktisch voran, denn sie war darauf gefaßt, von irgendeiner Seite eine höllische Überraschung zu erleben. Die Gänge wurden jetzt kürzer und auch verwinkelter.

Oft waren sie nur ein paar Yards lang, dann erschien wieder eine querstehende Mauer und nahm Jane Collins die Sicht auf den nächsten Gang.

Ein Hin und Her aus Ecken, Winkeln, Gängen, Vorsprüngen und grünen Mauern.

Schon nach wenigen Minuten mußte Jane Collins feststellen, daß sie sich verlaufen hatte. Sie wußte nicht mehr vor noch zurück, sie hatte sich hoffnungslos verfranst.

Die Detektivin blieb stehen. Stille umgab sie, doch sie hatte das Gefühl, als würde diese Stille leben. Sie lauerte dumpf, eine

lebende Stille, die irgend etwas ausspeien konnte, das an Schrecken kaum zu überbieten war.
Vorsichtig drehte sich Jane im Kreis.
Da zuckte sie zusammen.
Sie hatte etwas gesehen!
Zwei Augen!
Rötlichweiß leuchteten sie, und sie starrten die Detektivin aus einem der Wälle an.
Deutlich waren sie zu erkennen, denn ihre Farbe hob sich gut von der Umgebung ab.
Augen, die einem Tier gehörten. Oder einem Monster. Jane wußte es nicht, sie wollte es auch nicht wissen. Sie wollte dem Monster nicht unbedingt in die Quere laufen.
Schritt für Schritt wich sie zurück. Dabei gab sie nicht acht und geriet mit dem Rücken an eine der lebenden Wände. Sofort reagierten die Würmer. Sie bewegten sich und glitten auf ihre Schultern und in ihre Haare.
Jane wollte aufschreien, aber das Wort blieb ihr im Hals stecken, denn genau vor ihren Augen brach ein Monster aus dem lebenden Würmerwall ...

Glenda war allein zurückgeblieben. Und sie zitterte vor Angst. Nie hätte sie gedacht, daß sie sich einmal so fürchten würde. Zudem ärgerte sie sich darüber, daß sie Jane so hart angefahren hatte, doch das war nicht mehr zu ändern. Sie mußte die Dinge jetzt auf sich zukommen lassen.

Längst war die Detektivin verschwunden. Die Dunkelheit dieses furchtbaren Labyrinths hatte sie regelrecht verschluckt. Von ihr war nichts mehr zu sehen, und Glenda Perkins fühlte sich schrecklich allein. Am liebsten wäre sie hinter Jane Collins hergelaufen, doch sie war zu feige.

Sie blieb stehen.

Vor sich sah sie die geheimnisvollen grünen Wände. Obwohl sie aus unzähligen Würmern bestanden, lagen sie glatt und dicht vor der schwarzhaarigen Frau. Wenn die Wände nicht berührt oder angefaßt wurden, dann bewegten sie sich auch

nicht, sondern sahen aus, als wären sie aus einem Guß.

Eine glatte grüne Fläche ...

Überall nur diese verdammten glatten Flächen. Wo Glenda auch hinschaute, sie sah immer das gleiche.

Tief holte sie Atem. Es erging ihr wie allen Menschen, die allein gelassen wurden. Sie begann damit, über ihr Schicksal nachzudenken. Glenda dachte natürlich an die Gefangenschaft und damit an ihre Hoffnungslosigkeit.

Plötzlich versteifte sie.

Ein Geräusch war an ihre Ohren gedungen. In der Stille hatte es sich noch lauter angehört.

Woher stammte es?

Vorsichtig drehte sich Glenda um. Sie glaubte, daß es in ihrem Rücken entstanden war, und schaute nur auf die grüne Wand.

Ansonsten sah sie nichts.

Aber da war die Stimme. Eine flüsternde, hämische und auch warnende Stimme. »Du bist gefangen, kleine Glenda. Wir haben dich endlich in unseren Klauen. Du bist verurteilt. Man wird dich töten, und du hast keine Chance, glaub mir, keine Chance!«

»Wo sind Sie?« fragte Glenda. »Wo?«

»Hier.«

»Zeigen Sie sich!« Sie kreischte plötzlich.

»Ich bin überall! «

»Warum kann ich Sie nicht sehen? Warum nicht? Ich will endlich wissen ...«

»Sieh nach oben!«

Das tat Glenda. Sie riß den Kopf in den Nacken und sah über sich ein Gesicht.

Das Gesicht einer Frau!

Asmodina!

Sie war persönlich erschienen oder vielmehr ihr Abbild, um Glenda zu demütigen. Unwillkürlich wich die Frau zurück, doch schon als sie die Berührung der Wand spürte, blieb sie vor Ekel stehen und schüttelte sich.

»Dein Tod«, sagte Asmodina, »ist gewiß. Denn ich persönlich werde dich töten!«

Sie lachte, und diesmal schallte es. Keine Wand schluckte das

Echo, das so schaurig war und durch das mörderische Labyrinth hallte.

Dann verschwand sie so schnell, wie sie gekommen war. Glenda Perkins blieb allein zurück.

Ihr Herz klopfte. Rhythmisch hämmerten die Stöße in ihrer Brust. Sie spürte die Echos in ihrem Kopf und hatte das Gefühl, von starken Schmerzen überfallen zu werden.

Wenn nur Jane Collins hiergewesen wäre! Aber sie trieb sich irgendwo herum, um einen Ausweg aus diesem verfluchten Labyrinth zu finden. Wie sollte das enden?

Asmodina hatte ihr den Tod prophezeit. Und sie wollte sie eigenhändig umbringen.

Aber wie?

Ein Schaben riß sie aus ihren trüben Gedanken. Glenda schaute nach vorn, und sie sah, wie sich die Wände plötzlich bewegten. Da war nicht allein die Bewegung der unzähligen Würmer, nein, dahinter steckte etwas anderes. Die Wände bewegten sich, weil sie von außen angestoßen wurden.

Da kam etwas.

Glenda zitterte. Sie hatte den Mund halb geöffnet, als sie in eine Gangmündung schaute, denn von dort näherte sich das Unheil.

Dann sah sie es.

Ein riesiges Maul tauchte auf. Ein Höllenrachen, der alles verschlang, was sich ihm in den Weg stellte.

Es war das Maul einer Schlange.

Apep war da!

Jane Collins konnte das Monster genau sehen. Ein widerliches, schreckliches Gebilde, ein zur Realität gewordener Ur-Alptraum. Von außen zeigte die Haut einen bräunlichen Schimmer, doch darunter schien sie zu leuchten. Auch bestand sie nicht aus einer durchgehenden Fläche, sondern aus zahlreichen hellen Hautflecken, die wie das Muster eines Fliegengitters angeordnet waren. Durch diese hellen Flecken konnte Jane Collins schauen, und sie hatte das Gefühl, als wären sie mit kleinen Birnen gefüllt, die irgend jemand angeknipst hatte.

Der Kopf bestand aus der gleichen dünnen Haut, die ebenfalls die Unterbrechungen zeigte. Riesige Ohren standen zu beiden Seiten des Schädels. Sie erinnerten an alte Lappen, die jedoch hoch aufgerichtet waren. Das Gesicht wurde von weißen, großen, kugelförmigen Augen beherrscht, in deren Mitte ein heller Fleck schimmerte. Die Nase konnte man als Klumpen bezeichnen, und das Maul erstaunte Jane wegen seiner unnatürlichen Größe.

Hinzu kamen die Arme. Lang wie die eines Gorillas. Auch die Hände waren kaum als solche zu bezeichnen. Krallen wäre der bessere Ausdruck gewesen. Plump dagegen wirkten die Beine mit den übergroßen Füßen.

Das Monster war nicht allein. Es hatte noch einen Bruder mitgebracht, der dem ersten Monster aufs Haar glich. Das zweite hielt sich dicht dahinter, hatte sich jedoch ein wenig aufgerichtet und schaute über die Schulter seines Artgenossen hinweg.

Noch taten sie Jane nichts, sie fixierten sie nur, aber die Detektivin war sicher, daß sie bald angreifen würden.

Hatte sie eine Chance?

Jane schaute sich um. Nein, da gab es nichts, wohin sie hätte fliehen können. Das Labyrinth war undurchdringlich. Diese verdammten Monster hätten sie überall gefunden.

Stehenbleiben konnte sie auch nicht. Vielleicht sollte sie sich vorsichtig zurückziehen, und sie wollte vor allen Dingen Glenda Perkins warnen.

Das tat Jane auch. Behutsam setzte sie den ersten Schritt zurück, dann den zweiten und spürte schon die eklige Wand im Rücken. Sie schauderte. Allerdings waren ihr die Würmer wesentlich sympathischer als diese Monster.

Noch ein Stück, dann huschte sie um die Ecke, so daß sie gedeckt wurde. Jetzt konnten sie die beiden Monster nicht mehr sehen, falls sie stehenblieben.

Aber sie blieben nicht stehen.

Sie folgten ihr.

Dabei gaben sie sich nicht einmal Mühe, vorsichtig zu sein.

Die Detektivin hörte deutlich ihre Schritte, die auf dem Boden platschten, als würde jemand in eine Pfütze treten.

Janes Blicke wieselten umher. Sie mußte zurück, das stand fest,

aber wo befand sich Glenda? Erst jetzt stellte sie mit Schrecken fest, daß sie sich wirklich verirrt hatte. Dieses Labyrinth war in seiner Anordnung wirklich teuflisch zu nennen. Wenn man erst um ein paar Ecken gelaufen war, hatte man völlig die Orientierung verloren - wie jetzt Jane Collins.

Wo befand sich der Weg?

Es blieb Jane wirklich keine Zeit, noch lange zu überlegen. Sie mußte die Flucht ergreifen, und sie zögerte keine Minute länger. Jane huschte in den nächsten Gang hinein. Mit der Schulter nahm sie fast noch eine vorstehende Ecke mit, ihre Schritte wurden von dem weichen Boden gedämpft.

»Glenda!« Sie rief den Namen der schwarzhaarigen Frau, doch sie erhielt keine Antwort. Es war wie verhext.

Warum hörte sie denn niemand?

Wieder eine Kurve. Der nächste Gang. Er führte nach einigen Yards rechts herum und ...

Jane Collins blieb stehen, als wäre sie gegen ein Hindernis gelaufen. Vor ihr versperrte eines der Monster den Weg, und es gab keinen Zweifel, was es vorhatte.

Es wollte ein Opfer, und es hatte den Rachen so weit aufgerissen wie eben möglich ...

Apep, die Höllenschlange!

Die Inkarnation des Bösen. Asmodina in ihrer Urgestalt. Sie war eine Schlange gewesen, noch bevor der Teufel ihr zusätzlich ein menschliches Aussehen gab.

Das alles wußte Glenda Perkins. Deshalb war ihre Angst so wahnsinnig groß.

Was würde Asmodina tun?

Sie fressen, sie verschlingen? Normal wäre es gewesen, denn die Höllenschlange holte sich ihre Opfer auf diese schreckliche Art und Weise.

Das aufgerissene Maul war so groß, daß es sogar noch die aus Würmern bestehenden grünen Wände des Labyrinths überragte. Im oberen Kiefer schimmerten zwei lange, spitze Zähne, regelrechte Hauer, die eine Beute zerreißen konnten.

Die Augen der Höllenschlange waren überhaupt nicht zu sehen, da sie ihr Maul so weit aufgerissen hatte. Glenda konnte nur durch diese dunkle Öffnung schauen, in einen unheimlichen Schlund, der bereit war, alles zu verschlingen, was sich ihm in den Weg stellte. Ihre Lippen waren trocken vor Angst. Sie wagte nicht einmal, den kleinen Finger zu rühren. Ihr Blick war nur auf dieses grauenhafte Monster vor ihr fixiert.

Schlimm sah es aus. Der Körper schimmerte grünlich. Etwas heller als die Wände, so daß er sich von ihnen abhob. Tief im Rachen zuckte eine wahrlich überdimensionale gespaltene Zunge. Das war Apep. Grauenhaft anzusehen, ein Zerrbild der Hölle. Trotz ihrer Größe bewegte sie sich geschmeidig. Sie schabte mit ihrem Körper nur an den Wänden entlang, ohne sie einzureißen oder umzuwerfen. So glitt sie auf Glenda zu.

»Bitte!« flüsterte die Frau. »Bitte, was ...?«

Apep schloß ihr Maul halb und stieß ein gefährliches Zischen aus. Dabei quoll nach Schwefel riechender Dampf aus ihrem Maul, der sich zwischen Schlange und Glenda zu einer Wolke aufblähte und auf die Frau zutrieb.

Er wurde immer dichter, vernebelte ihr Gesicht und damit auch die freie Sicht. Auf einmal fühlte sich Glenda inmitten eines Gefängnisses. Sie konnte nichts mehr sehen und rechnete jeden Augenblick damit, von Apep verschlungen zu werden.

Vor Angst ging Glenda in die Knie. Sie kauerte sich dicht über dem Boden zusammen. Sie rechnete damit, von dem gewaltigen Mördermaul verschlungen zu werden, doch Apep ließ sich Zeit. Ihrer Meinung nach hatte Glenda Perkins noch nicht genug gelitten. Nein, sie sollte noch weiter leiden. Nicht umsonst war dieses Labyrinth selbst von Dämonen gefürchtet. Wie groß erst mußte dann die Angst eines Menschen sein?

Als nichts geschah, riskierte Glenda es und öffnete die Augen. Sie hatte auch wahrgenommen, daß es nicht mehr so schlimm roch. Die Wolke konnte sich verflüchtigt haben.

Das stimmte in der Tat.

Und Apep war ebenfalls verschwunden.

Glenda wollte es einfach nicht fassen. Die Höllenschlange war nicht mehr zu sehen, sie hatte sich zurückgezogen.

Aber warum? Und wohin? Vielleicht hatte sie auch gar nicht existiert? War alles nur ein Traum oder eine Einbildung gewesen? Glenda wußte es selbst nicht. Sie gab sich einen Ruck. Dann stand sie wieder.

Völlig allein, denn Jane Collins war noch nicht zurück. Glenda sehnte sich die Rückkehr der Detektivin herbei. Jane hatte zwar auch Angst, doch gemeinsam war alles leichter zu ertragen.

»Jane!« flüsterte Glenda. »Jane, mein Gott, wo bist du denn?« Keine Antwort.

Es blieb still innerhalb dieses grauensvollen Labyrinths, das voller tödlicher Überraschungen steckte.

Wenn sie doch nur nicht gegangen wäre, dachte Glenda. Wenn sie hiergeblieben wäre ...

Wenn ...

Sie stockte in ihren Gedanken, denn seltsame Geräusche waren an ihre Ohren gedrungen. Ein Knacken und Schmatzen.

Dazwischen hörte sie auch ein Grunzen.

Und Schritte!

Ja, da kam jemand!

Vielleicht Jane? Glenda bewegte sich ein klein wenig nach rechts, denn genau aus dieser Richtung, wo auch vorhin Apep gestanden hatte, waren die Schritte aufgeklungen.

Jane konnte das nicht sein. Trotz ihrer Angst bemerkte Glenda dies. Die Detektivin ging anders. Nicht so tapsig und unregelmäßig. Es sei denn, mit ihr war etwas passiert. Verletzt oder ähnliches. Das wäre schlimm, und Glendas Herz krampfte sich zusammen, als sie daran dachte.

Nein, nur das nicht.

Da, eine Bewegung! Am Ende des Ganges. Nicht Jane Collins kam, sondern ein anderer. Und in den nächsten Sekunden erlebte Glenda Perkins das absolute Grauen, denn noch nie im Leben war ihr so etwas Schreckliches widerfahren ...

Jane Collins warf einen Blick über ihre Schulter nach hinten. Etwa drei Schritte stand das Monster entfernt. Es war das zweite. Die beiden hatten Jane eingekreist. Da gab es kein Entrinnen, und diese

Monster waren es auch, die sich innerhalb des Labyrinths auskannten. Sie waren die Herrscher, sie fühlten sich hier wohl und holten sich die Opfer, die ihnen der Spuk geschickt hatte. Zwei gefährliche Monster waren die Könige im Irrgarten des Schreckens. Und sie kamen näher.

Eiskalt zogen sie die Schlinge zu. Sie wollten Jane nicht die geringste Chance geben.

Wo sollte sie auch hin? In die Mauern? Vielleicht sich in dieses widerliche Gewürm werfen, um von ihm getötet zu werden?

Inmitten der Mauer konnte sie elendig ersticken, wenn sich das Gewürm in Mund, Nase und Ohren setzte.

Jane wußte nicht, wohin sie schauen sollte. Nach vorn, nach hinten? Sie wich zur Seite.

Dann stand sie an der grünen Wand. Sie spürte die Bewegung auf ihrem Rücken und zuckte unwillkürlich nach vorn.

Genau das war ihr Fehler, denn darauf hatten die beiden Monster nur gewartet. Die Arme waren schon ausgestreckt. Sie hatten sich so weit genähert, daß sie gleichzeitig zugreifen konnten, und Jane spürte plötzlich die Krallen überall. Hände glitten über ihren Körper. Sie wurde hochgehoben, befand sich in der Luft, man drehte sie herum, und dann sah sie die Zähne vor sich.

Sie waren nah - so verflucht nah ...

Einen Lidschlag später schnappten sie zu!

Ich wurde langsam wahnsinnig!

Wie lange wir schon in diesem verdammten Labyrinth herumirrten, konnte ich nicht sagen, denn mittlerweile war mir jegliches Zeitgefühl verlorengegangen.

Es war ein Höllenmarsch.

Ich sah nur immer die verdammten grünen Wände, die lebenden Mauern. Vor, neben und hinter mir. Einkesselt, eingekreist, ohne eine Chance, sie zu durchdringen.

Grauenhaft ...

Und Raan ging weiter. Er führte mich. Ich blieb immer einen halben Schritt hinter ihm. Sollte er einen plötzlichen Angriff versuchen, so konnte ich ihn sofort stoppen, denn ich traute dem

Dämon keineswegs. Auch wenn er sich momentan so harmlos gab. Aber das konnte Täuschung sein. Ich hatte so meine Erfahrung mit den Schwarzbblütern.

Wieder ging es um ein paar Kurven. Abermals sah ich die verfluchten Gänge vor mir, und langsam kam ich zu der Überzeugung, daß mich dieser Dämon leimen wollte.

Ja, er führte mich bewußt falsch, denn sicherlich kannte er keinen Weg aus diesem Irrgarten. Es war alles ein Bluff gewesen, und ich fiel noch darauf herein.

Aber jetzt nicht mehr.

Mein Schwert trug ich noch in der rechten Hand. Ich wollte es einfach wissen, hob den Arm und legte Raan die flache Seite der Klinge auf die Schulter.

Das gefiel ihm überhaupt nicht, denn er zuckte zusammen und blieb sofort stehen. Behutsam drehte er den Kopf. Allerdings zu der dem Schwert entgegengesetzten Seite.

»Was ist los?« fragte er.

Ich lachte hart. »Das sollte ich dir sagen, denn ich habe das Gefühl, als wolltest du mich leimen. Du kennst dich in diesem Labyrinth überhaupt nicht aus. Ich gebe dir allerdings noch eine Chance. Wenn wir nicht innerhalb der nächsten zehn Minuten Glenda Perkins gefunden haben, dann töte ich dich.«

»Zeit gibt es hier nicht.«

»Das ist mir egal. Dann setze eine Zeitspanne an, die der meinen entspricht.«

»Unmöglich.«

»Und warum?«

»Weil dieses Labyrinth zu groß ist. Ich weiß den Weg, ich kenne ihn genau. Du mußt nur Geduld haben.«

»Wie oft hast du mir das schon gesagt?«

»Hör auf mich!«

Ich wollte nicht auf ihn hören, verdammt. Aber blieb mir etwas anderes übrig? Wenn ich ihn ausschaltete und allein durch das Labyrinth irrte, dann brachte es auch nichts, und die Chance, Glenda zu finden, wurde wirklich nicht größer.

Also verließ ich mich auf ihn.

Wir setzten unseren Weg fort. Immer tiefer in die widerliche

grüne Hölle hinein. Manchmal hatte ich einen Blick nach oben geworfen. Von dem geheimnisvollen Netz war nichts zu sehen. Das Licht reichte einfach nicht aus, um die Maschen erkennen zu können.

Die Würmer hatten inzwischen meinen Körper verlassen. Wenigstens spürte ich nichts mehr. Auch der Schleim schien eingetrocknet zu sein.

Eine Rechtskurve. Zuerst sah ich nichts, dann aber erfaßten meine Blicke die auf dem Boden liegenden Gegenstände. Sie schimmerten seltsam bleich.

Es waren Knochen - Gebeine ...

Raan wollte schon daran vorbeigehen, doch mein Ruf stoppte ihn. »Bleib hier! «

Er ging tatsächlich nicht weiter.

Mit der Schwertschärpe deutete ich auf die Knochen, während ich in sein gestreiftes Gesicht schaute. »Wer hat sie hinterlassen?«

»Die Horis! «

»Wer?«

»Es sind Geschöpfe, die in diesem Irrgarten leben. Monster, die sich schon vor Urzeiten das Labyrinth untertan gemacht haben. Jeder, der sich verläuft, wird ihnen unweigerlich zwischen die Zähne geraten. Jeder!«

»Warum hast du mir davon nichts gesagt?« fragte ich, und meine Stimme zitterte dabei, weil ich an Glenda dachte und auch daran, daß die Gefahr für sie noch größer geworden war, denn wenn ich mir die Gebeine betrachtete, dann mußte ich annehmen, daß die Horis ihre Opfer nicht nur töteten, sondern auch fraßen.

Wie die Ghouls ...

»Sind es Ghouls?« wollte ich wissen.

»Nein, Horis.«

»Ist das nicht das gleiche?«

»Nicht in dieser Welt. Sie sind von Asmodis als Wächter eingesetzt worden, und wenn sich jemand verirrt, bekommen sie ihre Beute.«

»Dir würden sie nichts tun?«

»Nein«, erwiderte der Dämon. »Ich bin ebenfalls ein Horis. Nur sehe ich anders aus.«

Ich sog scharf die Luft ein. Das durfte doch nicht wahr sein. Raan war ein Horis? Ein Aasfresser?

Ich schluckte hart, denn diese Vorstellung machte mir wirklich Angst, und mein Magen krampfte sich dabei zusammen. Das war so schrecklich und grauenhaft! Man konnte es kaum fassen oder begreifen. Unmöglich, wirklich ...

»Was ist?« fragte mich Raan.

»Nichts«, erwiderte ich und schaute ihn an. »Eigentlich gar nichts. Nur werde ich von nun an noch besser auf dich achten, Raan.«

»Bitte.« Er verbeugte sich. »Wir Horis können verschiedene Gestalten annehmen.«

»Und was ist eure wahre?«

»Das werde ich nicht sagen.«

»Vielleicht treffe ich mal auf sie. Dann ergeht es ihnen schlecht, da verlaß dich drauf.«

»Wir ...«

Er sprach nicht mehr weiter, denn wie ich hatte auch Raan den Schrei vernommen.

Grell, markerschütternd, voller Angst. Todesangst sogar. Zudem war es ein Frauenschrei.

Ich schaute Raan an. »Komm«, sagte ich nur. »Du gehst vor.« Dabei hob ich drohend mein Schwert.

Er nickte nur und folgte meinem Befehl. Sogar sehr schnell, was mich wunderte ...

Die Fahndung war nicht abgebrochen worden. Irgendwo mußte sich Solo Morasso doch versteckt halten, und die Fahndung war der eigentliche Strohalm, an den sich die Offiziellen klammerten. Sir James Powell saß wie eine Spinne in der Mitte des Fahndungsnetzes. Doch er blieb eine Spinne ohne Beute. Denn in seinem weit gespannten Netz verfang sich nichts.

Suko war immer bei ihm. Er hielt die Verbindungen zu den Außenstellen aufrecht, eine sehr harte und vor allen Dingen ungewohnte Arbeit. Suko erledigte sie mit Bravour, obwohl er lieber an der Front gekämpft hätte.

Mittlerweile wußte auch Bill Conolly Bescheid. Suko hatte ihn informiert. Der Reporter war ein Mann, der die ganze Welt kannte. Er konnte so manch guten Tip geben, doch in diesem Fall war auch er ratlos.

Jetzt saßen Bill und Suko in dem Büro, das der Chinese und der Geisterjäger teilten. Beide starrten auf den Schreibtisch, wo in der Mitte etwas lag, das John Sinclair gehörte.

Sein Kreuz!

Irgendwie wirkte es deplaziert zwischen den Akten und Unterlagen, die man zusammengetragen hatte, und beide Männer schauten es an wie ein Orakel, mit fast hypnotisierenden Blicken, doch das Kreuz blieb stumm. Es gab durch kein Zeichen zu verstehen, daß es irgendeinen Kontakt mit seinem Besitzer, John Sinclair, hatte.

»Es ist zum Heulen!« Bill schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »Wir haben nichts in der Hand.«

»Vergiß Kara und Myxin nicht.«

Bill winkte ab. »Die bringen doch auch nichts, Suko. Sie lassen nichts von sich hören. Ich vertraue da lieber den modernen Fahndungsmaßnahmen.«

»Die ebenfalls im Sande verlaufen.«

»Noch verlaufen sie im Sande, Suko. Noch ...«

Suko lächelte breit. »Ich freue mich, daß dein Optimismus nach wie vor ungebrochen ist, mein Lieber. Wirklich, du hast Mut, Bill.«

»Das hat mit Mut nichts zu tun, sondern beruht auf einem gewissen Erfahrungsschatz. Mehr nicht.«

»Wenn du meinst.«

»Klar.«

Das Telefon summt. Suko hob ab und lauschte. Während er nickte, sagte er: »Jawohl, Sir, ich werde dann zu Ihnen kommen.«

»Powell?« fragte Bill.

Suko hatte den Hörer aufgelegt. »Ja, der Alte.«

»Und was wollte er?«

»Ob du es glaubst oder nicht. Er hat Logan Costello zu einem Gespräch vorgeladen.«

»Was?« Bill beugte sich vor, als könnte er es nicht glauben. »Das gibt es doch nicht.«

»Wenn ich es dir sage, Bill.«

Der Reporter pfiß durch die Zähne. »Dann kommt also der große Mafiaboß in die Höhle des Löwen. Sieh einmal an. Das hätte ich nie für möglich gehalten.«

»Ja, Sir James muß Druck gemacht haben.«

»Und wie. Gut finde ich es ja auch, daß du dabei bist.« Bill grinste. »Costello muß sich wirklich sehr sicher fühlen, wenn er die Einladung annimmt.«

»Vielleicht war es auch eine Vorladung.«

»Ja, das kann eher hinkommen.« Bill fingerte nach den Zigaretten und zündete sich ein Stäbchen an. Während er den Rauch ausblies und zusah, wie die Wolken gegen die Scheibe tupften, murmelte er:

»Wo kann sich Morasso nur versteckt halten? Wo, zum Henker?«

»Ich habe keine Ahnung, wirklich nicht. Wir haben alles versucht, Bill, sogar die Geheimdienste eingeschaltet. Einen Erfolg hat es nicht gegeben. Keine Spur von Dr. Tod. Wenn Asmodina ihn schon nicht finden kann, wie sollen wir es dann schaffen? Der sitzt irgendwo und bereitet eiskalt seinen Fischzug vor.«

»Gegen Asmodina?«

Suko nickte. »Natürlich.«

»Wie der Zauberlehrling. Auch er hat sich gegen seinen Meister gestellt oder wollte besser sein.« Bill schaute Suko fragend an. »Du kennst das Gedicht?«

»Ja, ich habe es gelesen. Nur sieht das in unserem Fall anders aus. Morasso beherrscht die Kunst. Der Zauberlehrling war überfordert.«

»Gesetzt den Fall, es gelingt Morasso, Asmodina zu entmachten. Was würde geschehen?«

»Du meinst, im Dämonenreich?«

»Genau.«

»Schwer zu sagen. Es könnte starke Machtkämpfe geben. Es wäre allerdings auch möglich, daß man sich mit Morasso arrangiert.«

Suko hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«

Bill schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht der Meinung, daß sich andere mit Morasso arrangieren. Der wird seine Schwierigkeiten bekommen, das kannst du mir glauben.«

Der Chinese begann zu lachen.

»Warum lachst du?« fragte Bill.

»Weil wir das Fell des Hasen schon aufteilen, bevor er noch geschossen wurde.«

»Das stimmt«, gab der Reporter zu. »Noch ist Asmodina nicht erledigt. Und sie wird kämpfen, darauf kannst du dich verlassen.« Das war Suko auch klar. Asmodina würde nicht aufgeben. Hatte sie das nicht auch bewiesen? Es war ihr gelungen, John Sinclair zu überlisten und in ihr Reich zu schleppen. Eiskalt hatte sie ihre Trümpfe ausgespielt, und John war darauf hereingefallen.

»Wann wird Costello denn antanzen?« erkundigte sich Bill.

»Sofort, hat Sir James verlangt.«

»Dann ist der Alte in Druck.«

»Verständlich.«

»Und wie.« Der Reporter nickte zu seinen eigenen Worten und drückte seine Zigarette aus.

Suko schaute zu Boden und blickte erst auf, als ein Bote das Zimmer betrat. Er brachte neue schriftliche Meldungen. Sir James hatte angeordnet, daß nicht nur er sie bekam, sondern auch der Chinese.

Suko bedankte sich und sah die Meldungen durch.

»Laß mich auch mal«, sagte Bill.

Er bekam die Hälfte ab. Auf Fernschreiberpapier waren sie geschrieben, und sie stammten wirklich aus allen Ecken der Welt, wo der Geheimdienst seine Mitglieder sitzen hatte. Selbst der Ostblock war nicht ausgelassen worden. Aber da tat sich auch nichts. Obwohl die Länder hinter dem Eisernen Vorhang von der Dämonenbrut ebenfalls nicht verschont blieben. Auch im fernen Sibirien blieb alles ruhig. Es deutete wirklich nichts darauf hin, daß sich Solo Morasso in dieser unendlichen Weite versteckt haben könnte.

»Negativ«, sagte Suko. »Alles negativ.«

»Leider.« Bill war noch dabei, seine Akten durchzuschauen.

»Hast du was?« fragte Suko.

»Möglich.«

Der Chinese setzte sich starr hin. »Und das sagst du so dahin?«

»Eine Meldung vom Südpol quasi.«

»Wieso?«

»Einer der Agenten hat gemeldet, daß man dort ein seltsames Phänomen beobachtet hat.«

»Und welches?«

»Nebel. Grünen Nebel.«

Suko runzelte die Stirn. Südpol! Das konnte ein Stichwort sein. Er erinnerte sich gut.

Der Südpol und damit die Antarktis hatten eine entscheidende Rolle gespielt, als es John Sinclair und ihm gelungen war, den Schwarzen Tod zu besiegen. Sie hatten dort in einem verlassenem und vegetationsreichen Tal, das aus der Urzeit noch übriggeblieben war, gegen den Schwarzen Tod gekämpft und auch gewonnen. Und jetzt schien der Südpol wieder eine Rolle zu spielen.

»Grüner Nebel«, sagte Bill.

»Morassos Todesnebel ist nicht grün«, bemerkte Suko.

»Das nicht.« Der Chinese stand auf. »Aber es gibt da noch einen anderen Gegner, der mit grünem Nebel arbeitet, der überhaupt grün und uralt ist. Wir haben gegen ihn gekämpft und seine Diener erledigt. Ihn allerdings leider nicht.«

»Du sprichst vom grünen Dschinn?«

»Ja, von dem rede ich.«

»Gibt es denn zwischen Dr. Tod und dem grünen Dschinn eine Verbindung?« fragte Bill.

»Das weiß ich eben nicht. Inzwischen sind einige Monate vergangen. Möglich wäre es.«

Natürlich wußte der Reporter über den grünen Dschinn

Bescheid. Suko und John hatten ihm davon berichtet. »Das könnte eine Spur sein«, bemerkte er.

»Laß mich mal mitlesen.« Suko stand auf und schaute Bill Conolly über die Schulter.

Viel ging aus dem Telex nicht hervor. Die Männer einer Forschungsstation hatten eine gewaltige grüne Wolke bemerkt, die über einer bestimmten Stelle der Antarktis schwebte. Einer der Leute gehörte dem Geheimdienst an und kannte die Order, sofort alles Ungewöhnliche zu melden. Das hatte er getan.

»Die Wolke könnte etwas zu bedeuten haben«, meinte Suko.

»Wir sollten sie unter Beobachtung halten.«

Suko nickte. »Ich werde darüber mit Sir James reden.«

Bill wischte über sein Gesicht. »Hoffentlich hat dies mit Johns Verschwinden zu tun.«

»Wieso?«

»Wünschst du dir noch einen weiteren Fall an den Hals?« fragte der Reporter.

»Nein, das nicht.«

»Eben.«

Suko nahm das Fernschreiben und ging zur Tür. »Wartest du hier auf mich?«

»Klar.«

Sir James Powell befand sich in seinem Büro. Er bat Suko sofort herein, nachdem der Chinese geklopft hatte.

»Bitte«, sagte der Superintendent und deutete auf einen freien Stuhl. Suko nahm Platz.

Sir James sah schlecht aus. Die Sorge um John Sinclair stand in seinem Gesicht geschrieben. Die Haut war von tiefen Furchen durchzogen.

»Six, Sie haben das Fernschreiben gelesen?« erkundigte sich der noch junge Inspektor.

»Welches meinen Sie? Das über den Südpol?«

»Ja, Sir.«

»Ich sehe da allerdings kaum eine Verbindung zu unserem Falk«, erklärte der Superintendent. »Wohl aber zu einem anderen.«

»Zum grünen Dschinn?«

Sir James lächelte. »Ausgezeichnet, Suko. Sie haben ebenfalls die richtigen Schlüsse gezogen. Es sind bereits Funksprüche unterwegs, die unseren Mann in der Antarktis warnen. Er soll die Wolke oder den Nebel weiterhin beobachten.«

»Das wäre gut, Sir.«

»Und John Sinclair?«

Suko schaute seinen Chef an. Zu sagen brauchte er nichts. Bisher war alles erfolglos geblieben. Sie hatten von John Sinclair keine Spur entdeckt.

»Nicht am Südpol, nicht am Nordpol. Ich frage mich, wo kann er dann stecken?« Sir James schüttelte den Kopf. »Und was haben die anderen mit Glenda Perkins angestellt? Befindet sich John bei ihr? Kann er ihr beistehen?«

»Niemand weiß es, Sir.« Suko sprach die Worte leise aus. In ihnen steckte all die Verzweiflung, die er spürte. Er hatte Angst um seinen besten Freund. Eine nie erlebte Angst. John war schon des öfteren für eine Weile untergetaucht. Dann hatte es aber immer Hinweise gegeben, in welcher Dimension oder in welchem Reich er steckte. Doch hier war alles anders. Die Dämonenwelt konnte man als ungemein vielschichtig bezeichnen. Da gab es Tausende von Reichen, Ländern und Gebieten. Unerforscht, geheimnisvoll, grausam und schrecklich,

Irgendwo konnte John Sinclair sich aufhalten. Dazu ohne sein Kreuz, so daß seine Chancen schlecht standen.

»Wahrscheinlich denken Sie das gleiche wie, ich, Suko«, sagte der Superintendent, »aber wir können nichts machen, solange wir nicht wissen, wo wir suchen sollen. Und vielleicht haben wir noch eine Chance, wenn wir Logan Costello auf den Zahn fühlen.«

»Das ist schwer zu glauben«, sagte Suko.

»Wieso?«

»Costello hat vielleicht Verbindungen zu Dr. Tod. Aber John ist von Asmodina reingelegt worden.«

»Vielleicht kreuzen sich die Wege irgendwo. Ich habe Costello herbestellt. Er hat nicht abgesagt. Es zeigt uns, daß er glaubt, nichts befürchten zu müssen. Wir werden sehen.«

Wie auf ein Stichwort meldete sich das Telefon. Sir James nahm ab, hörte zu und nickte. »Ja, bringen Sie ihn hoch.«

»Ist er das?« fragte Suko.

Sir James nahm einen Schluck von seinem Magenwasser. Die Augen hinter den dicken Brillengläsern glänzten. »Ja, er ist es ...«

Apep war grausam und schrecklich gewesen, aber dieses Monster war noch schlimmer.

Es stand Glenda Perkins gegenüber und starrte sie an. Sie sah kalte weiße Augen und helle weiße Kreise als Pupillen. Auch seine Haut schimmerte braunweiß, als würden sich zahlreiche Löcher darin befinden. Die Arme bewegten sich hin und her, die langen Ohren standen vom Kopf ab.

Glenda wußte nicht, daß dieses Ungeheuer ein Horis war, ein

Hüter des Irrgartens. Sie sah nur die Gestalt und das, was sie zwischen die Zähne geklemmt hatte.

Es war so schaurig und schlimm, daß sich Glenda Perkins weigerte, das überhaupt zu fassen und zu verarbeiten, aber es war eine Tatsache, an der es nichts zu rütteln gab.

»Lieber Gott«, flüsterte Glenda, »das darf doch nicht wahr sein, das kann nicht ...«

Sie stammelte die Worte. Die Angst hinderte sie am normalen Sprechen, und sie erlebte das Grauen so schlimm wie noch nie in ihrem Leben. Gehört hatte sie bereits von kannibalischen Monstern. Dies hier war eins, denn aus seinem Maul schaute noch ein Arm heraus. Die Finger bewegten sich.

Der Arm war nicht nackt. Dünner Blusenstoff bedeckte ihn. Er schillerte weißlichgrün. Glenda hatte ihn vor kurzem noch gesehen, denn der Arm, der da aus dem Maul des Monsters schaute, gehörte keiner geringeren als Jane Collins!

Glenda Perkins bekam einen Schreikrampf ...

Er trat ein, ohne anzuklopfen. So etwas hatte er noch nie für nötig gehalten, denn er war der große Boß in London, er war Logan Costello. Und er war siegessicher.

Vor der Schwelle blieb er stehen und blickte sich kurz um. Auch Sir James und Suko hatten Zeit, sich den Mafioso zu betrachten. Der Kälte entsprechend trug er einen Pelzmantel aus bestem Fell, der sicherlich ein kleines Vermögen gekostet hatte. Er hatte den Mantel nicht geschlossen, so daß er aufschwang und die beiden Hälften an lange Fahnen erinnerten.

Darunter trug Costello einen blaugrauen Anzug. Das Hemd war weiß, die Krawatte dezent gemustert. Sein Gesicht konnte man als hager bezeichnen. Die Augen blickten kalt und ohne Gefühl, und die Lippen bildeten nur einen Strich.

Sir James blieb höflich. »Ich bin erfreut, daß Sie den Weg zu uns gefunden haben, Mr. Costello.«

Der Mafioso winkte ab, wobei drei Ringe an den Fingern aufblitzten. »Sparen Sie sich die Floskeln. Sagen Sie mir lieber, weshalb

man meine Leute unten festgehalten hat.«

»Es war vereinbart, daß Sie allein kommen. Deshalb mußten Ihre Leute unten bleiben.« Sir James gestattete sich ein Lächeln, »Zudem sind Sie hier in Sicherheit.«

»In Sicherheit? Die Polizei bietet keine Sicherheit.«

»Das ist Ansichtssache. Trotzdem können Sie ruhig Platz nehmen.«

»Ich habe nicht vor, lange zu bleiben.«

»Das müssen Sie schon uns überlassen.« Sir James blieb höflich, doch seine Stimme klang bestimmt, und die Härte darin war auch für Costello nicht zu überhören.

Der Mafioso deutete auf Suko. »Was will der denn hier?«

»Mr. Suko ist Inspektor bei Scotland Yard. Er hat ebenfalls einige Fragen an Sie.«

»Ein gelber Inspektor? Das darf doch nicht wahr sein«, erwiderte der Gangsterboß. »Ihr scheint an Personalmangel zu leiden.«

»Ich habe Sie nicht kommen lassen, um mit Ihnen über innerbetriebliche Probleme zu reden, Mr. Costello. Wenn Sie sich daran vielleicht halten würden?«

»Schaumacher«, knurrte Costello, nahm aber dennoch Platz. Er schlug die Beine übereinander, grinste schief und überheblich und sagte: »Jetzt seid ihr mit eurem Latein am Ende - oder?«

Sir James hatte wieder hinter seinem Schreibtisch Platz genommen. Seine Finger spielten mit einem Bleistift. Nur wer ihn kannte, der wußte, daß dies ein Zeichen übergroßer Nervosität war, und Suko kannte ihn. »Ich gebe zu, Mr. Costello, daß wir momentan einige Schwierigkeiten haben, deshalb ...«

»Ach, hören Sie doch auf! Sie stecken in der Scheiße, Mann. Und zwar bis zu den Ohren. Das ist es doch. Und ich soll Sie nun herausziehen.«

»Wenn Sie es so formulieren, kann ich Ihnen nur bedingt recht geben, Mr. Costello.«

»Ihr wollt Sinclair wiederhaben, nicht wahr?«

»Sie wissen also, daß er verschwunden ist?«

»Ja und nein. Ich hatte ihm ja eine Bedingung gestellt. Anscheinend hat er sie nicht erfüllen können. Allerdings hat er noch einige Stunden Zeit. Es besteht kein Grund zu einer vor-schnellen Panik, Powell.«

»Aus welchem Grund haben Sie Glenda Perkins entführen lassen?«

»Ich?« Costello machte ein erstauntes Gesicht. »Ich habe damit nichts zu tun«

»Aber Sie wissen, wo sich Miss Perkins befindet?«

»Nein.«

»Mit anderen Worten, Sie stellen sich stur.«

»Das brauche ich gar nicht, weil ich nämlich nicht weiß, was Sie von mir wollen.« Er reckte sich ein wenig. »Ich bin sogar hergekommen, obwohl wir beide keine Freunde sind. Aber Ihre Probleme müssen Sie schon allein lösen.«

»Ihr letztes Wort?« fragte Sir James.

»Fast.«

»Und wieso fast?«

»Nun, wie ich vorhin schon andeutete, gibt es zwischen uns nicht gerade das Gefühl einer Freundschaft. Sie halten mich für einen Verbrecher und stören meine Geschäfte, obwohl das wirklich nicht auf mich zutrifft. Nun, da habe ich mir etwas ausgedacht, Sir James.« Er betonte das Sir sehr spöttisch, was der Superintendent jedoch mit unbewegtem Gesicht entgegennahm.

»Reden Sie weiter, Mr. Costello.«

»Nun, es ist manchmal wirklich unangenehm, wenn die Geschäfte eines Mannes behindert werden. Ich habe oft genug erlebt, daß mich Ihre Leute zu unrecht verdächtigten und meine Partner dies mit sehr großem Mißtrauen sahen, so daß ich gezwungen war, einige Geschäftsverbindungen einzustellen. Sie verstehen, was ich meine, Sir James Powell?«

»Noch nicht.«

»Dann will ich weiterreden. Sie sitzen in der Klemme, ich spreche von Belästigungen. Es wäre doch möglich, daß wir uns irgendwie einigen können. Das heißt, ich gebe Ihnen hin und wieder einen kleinen Tip, und Sie belästigen mich nicht mehr oder geben Aktionen früh genug bekannt. Ist das nicht eine gemeinsame Basis, auf der wir arbeiten könnten?«

Das Gesicht des Superintendenten versteinerte. Von Sekunde zu Sekunde wurde es härter. Das sah auch Suko, der seinen Chef genau beobachtete.

Was Costello da vortrug, war nichts anderes als ein eiskalter Bestechungsversuch. Nicht mehr und nicht weniger. Nur in wohl formulierte Sätze verpackt.

»Muß ich noch mehr sagen?« fragte der Mafioso.

»Nein, Mr. Costello, das brauchen Sie nicht.«

»Dann haben Sie mich also verstanden?«

»Sehr gut sogar.«

»Wie haben Sie sich entschieden?«

Sir James' Gesichtsfarbe hatte einen fahlen Ton angenommen. Die Finger spannten sich noch härter um den Bleistift. Suko hatte das Gefühl, als würde er zerbrechen.

Und er zerbrach.

Costello lachte. »Soll ich das hier eben als ein Zeichen werten, was unsere Beziehungen angeht?«

»Das können Sie.«

Die Augen des Mafioso wurden schmal. »Also keinen Kompromiß, Powell?«

»Nein, ich lasse mich nicht bestechen.«

»Ihr Pech. Denn von Bestechung war nie die Rede. Bestechung ist etwas anderes. Es wäre nur ein beiderseitiges Entgegenkommen gewesen. Ich habe Ihnen doch kein Geld angeboten. Wie käme ich dazu, einen echten Sir bestechen zu wollen?« Costello lachte hämisch. »Dazu noch vor Zeugen, auch wenn der Zeuge nur ein Chinese ist.«

»Gehen Sie«, sagte Sir James.

»Dann ist Ihnen das Leben des Geisterjägers nichts wert?«

»Ich kann Sie festnehmen lassen, Costello, wenn ...«

»Erzählen Sie doch keinen Mist, Powell. Sie müßten mich sehr schnell wieder laufenlassen. Was meinen Sie, welche Anwälte ich Ihnen auf den Hals hetze?«

»Ja, wir kennen Sorvino.«

»Richtig, Powell.« Der Mafioso stand auf. »Schade. Ich hatte gedacht, daß Sie vernünftiger wären. Tut mir leid, so können wir nicht ins Geschäft kommen.« Er ging zur Tür.

Sir James gab Suko einen Wink. Der Chinese verstand. Er würde Costello nach unten begleiten.

Mit dem Lift fuhren sie nach unten. Costello versuchte es noch

einmal. »Viel verdienen Sie ja beim Yard auch nicht«, bemerkte er spöttisch. »Ich kenne die Gehälter.«

»Für mich reicht's.«

»Das sagt sich so einfach. Sie sollten auch an später denken. Da kommen Sie vielleicht mit dem Geld nicht aus.«

Suko schaute Costello an, der frech grinste. »Von Ihnen nehme ich nichts.«

»Und ich dachte immer, Sinclair wäre Ihr Freund.«

Als Costello den Namen des Geisterjägers erwähnte, hatte er bei Suko einen wunden Punkt berührt. Die Hand des Chinesen schoß vor. Er bekam den Mafioso am Kragen seines teuren Mantels zu fassen und drehte ihn herum.

»Ein Wort noch, Costello, und es geht Ihnen dreckig. Darauf können Sie sich verlassen. Wir kriegen Sie, und mag es auch noch so lange dauern. Irgendwann gehen Sie uns ins Netz, darauf können Sie sich verlassen. Und dann helfen Ihnen weder Ihre schmutzigen Millionen noch Ihre Beziehungen und Rechtsanwälte. Verlassen Sie sich auf meine Worte, Costello.«

Suko ließ den Mann los. Sie waren inzwischen im Erdgeschoß angekommen. Die Lifttüren schoben sich auseinander. Rot vor Wut im Gesicht und beinahe fluchtartig verließ der Mafioso den Lift. Suko wartete noch, bis er die Halle verlassen hatte, dann fuhr er wieder nach oben.

Sir James stand in seinem Zimmer und schaute aus dem Fenster. Als Suko die Tür öffnete, drehte er sich um. Noch immer war er sehr erregt.

»Das hat noch niemand gewagt, mich zu bestechen.«

Der Chineser schloß die Tür. »Im Lift hat er es bei mir auch versucht, Sir.«

»Was haben Sie getan?«

»Nur geantwortet, Sir, obwohl es in meinen Fäusten juckte, wie Sie sich bestimmt vorstellen können.«

»Natürlich. Aber es ist gut, daß Sie sich nicht haben zu irgend etwas hinreißen lassen.«

»Nein, Sir, ich bin nicht dumm.« Suko holte tief Luft. »Und was machen wir jetzt?«

»Ich weiß es nicht.«

Von Sir James hätte Suko diese Antwort nicht erwartet. Sie bewies ihm jedoch, daß der Superintendent auch nur ein Mensch war und keine Maschine, wie manche scherzten.

Ich war weiterhin ein Gefangener und Umherirrender in diesem verdammten Labyrinth. Und ich traute dem Dämon Raan nicht über den Weg. Beide hatten wir den gellenden Schrei vernommen. Für mich stand fest, daß es nur Glenda Perkins gewesen sein konnte. Und sie wollte ich finden. Ich mußte nur aufpassen, daß mich Raan nicht in die Irre führte. Das durfte auf keinen Fall geschehen. Der Dämon lief tatsächlich schneller. Abermals wischten wir um Ecken, tauchten ein in schmale, lange oder kurze Gänge, aber unser Ziel erreichten wir nicht.

Ich hörte wieder den Schrei.

Allerdings konnte ich nicht herausfinden, ob er in der Nähe aufgeklungen war oder immer noch so weit von mir entfernt wie beim erstenmal,

Ich packte Raan und schleuderte ihn herum, so daß er gegen die grüne Wand fiel und teilweise darin verschwand. Sein Kopf schaute noch hervor, und die Schwertklinge zeigte genau auf seine Kehle. »Wo steckt sie?«

»Ich - ich ...«

Mein Gesicht verzerrte sich. »Auf dem schnellsten Wege will ich zu ihr. Und den wirst du mir zeigen, du verfluchter Dämon.«

»Es geht nicht so einfach. Wir können nicht ...«

»Dann gehen wir eben quer!« brüllte ich ihn an und zeigte ihm gleichzeitig, was ich damit meinte.

Mit dem Schwert räumte ich auf. Ich zerhackte diese verdammte Würmerwand vor mir. Mit Kreuzschlägen verschaffte ich mir freie Bahn, und die unzähligen kleinen Tiere trockneten aus, bevor sie für alle Zeiten vergingen.

Ich legte Kraft, Wut und Haß hinter meine Schläge. Links und rechts zerhieben sie die Wand. Ich schlug eine Bresche, durch die wir uns bewegen konnten.

Als sie groß genug war, riß ich Raan mit. Dann standen wir wieder vor der nächsten Wand.

Ich schlug weiter.

Nur so konnten wir abkürzen, und ich hoffte, daß wir auch genau die Richtung eingeschlagen hatten, die uns ans Ziel führte, denn protestiert hatte der Dämon bisher nicht.

»Ist dieser Weg korrekt?« fragte ich ihn.

»Ich glaube schon.«

»Glauben heißt nicht wissen.«

»Ja, doch.«

Okay, ich machte weiter. Dabei kam ich mir vor wie ein Held aus der Antike, der sich mit dem Schwert einen Weg durch ein unheimliches Land bahnt.

Es war eine Freude zu sehen, wie die verfluchten Würmer zusammenfielen. Meine Schuhsohlen zertraten sie zu grauem Staub. Die Sekunden vergingen, und ich hatte noch immer keine Spur von Glenda Perkins gefunden. Nach der nächsten Wand gelangten wir in einen etwas breiteren Gang. Ich drehte mich um. Raan befand sich dicht hinter mir. »Führt der Gang zum Ziel?«

»Möglich.«

»Verdammt, rede! Sonst schneide ich dir die verfluchten Streifen einzeln aus dem Gesicht!«

Freunde, ich war in Rage. Bisher hatte man mich zum Narren gehalten. Das wollte ich mir nicht länger gefallen lassen.

»Ja, ja«, sagte Raan schnell.

Also wandte ich mich in die Richtung, wo der Gang nicht schon nach wenigen Yards endete, sondern eine Kurve beschrieb. Raan mußte an meiner Seite bleiben.

Irgendwie spürte ich es, daß wir uns dicht vor dem Ziel befanden. Es war so ein Gefühl, das einfach von mir Besitz ergriffen hatte und das man nicht beschreiben konnte. Vielleicht war es in all den Jahren gewachsen, hatte sich herauskristallisiert, und ich hoffte inständig, daß es nicht tög.

Wieder ein Schrei.

Diesmal sogar nah.

Wir waren auf dem richtigen Weg.

Ich huschte um die Ecke des Ganges, hatte nun freie Sicht, sah auch die Mauern und eine schwarzhaarige junge Frau, die ich verflöxt gut kannte.

Glenda Perkins!

Doch in welcher Lage befand sie sich! Es war schlimm. Zwei Monster hatten sie eingekreist, und das mußten die Horis sein, von denen Raan gesprochen hatte.

Der Dämon gab mir gleich die Bestätigung. »Die Horis«, hechelte er, »das sind sie. Sie fressen alles. Menschen, Tiere! Nichts entgeht ihren Reißzähnen!«

Er brauchte es mir gar, nicht so deutlich zu sagen, denn aus einem Maul ragte noch eine Hand hervor, deren Finger zuckten.

Ein Anblick, der mir unter die Haut ging.

Der zweite Horis lauerte dicht an der grünen Wand. Er fixierte Glenda und hatte sich zum Sprung geduckt. Es lag auf der Hand, daß er sich gleich abstoßen würde.

Soweit sollte es nicht kommen. »Glenda!« brüllte ich.

Ein Ruf wie Donnerhall, wirklich, Freunde. Er wurde auch gehört, und Glenda Perkins riß den Kopf herum.

Ich sah genau, wie ihre Augen groß wurden und Unglauben sowie Fassungslosigkeit in ihren Blick traten.

»Joohhhnn ...!«

Auch die Horis hatten ihren Schrei vernommen. Der eine, der geduckt vor Glenda hockte, schwang herum und fixierte mich. Er sollte nur kommen.

»Joohhhnn ...« Wieder schrie Glenda Perkins meinen Namen, und irgendwie schaffte sie es, sich von der Stelle zu lösen.

Sie rannte auf mich zu und flog in meine Arme.

Glendas Reaktion war zwar verständlich, aber sie half mir im Augenblick nicht, denn meine Sekretärin klammerte sich in ihrer übergroßen Angst an mir fest.

»Jane«, keuchte sie, »Jane!«

Verdammt, was meinte sie damit? Warum sprach sie jetzt ausgerechnet von Jane Collins? Hatte sie vielleicht den Verstand verloren? War sie von irgendwelchen wilden Träumen befallen?

Zeit, um das herauszufinden, hatte ich nicht. Ich drängte Glenda zur Seite und schob sie hinter mich, so daß sie von mir gedeckt wurde.

Einen schnellen Blick warf ich noch nach links. Dort stand Raan, der Dämon mit dem Streifengesicht.

Er ließ uns keinen Augenblick aus den Augen.

Auch ich war vorsichtig und zuckte zusammen, als der Horis sein Maul ein Stück weiter öffnete. Im nächsten Augenblick war die Hand verschwunden.

Er hatte sie verschluckt!

Durch die Nase holte ich Luft. Das war ein Schock gewesen. Vor meinen Augen ...

»Jane!« keuchte Glenda wieder. »Es war Jane Collins ...«

Plötzlich rastete etwas in meinem Kopf aus. »Was hast du da gesagt, Mädchen?«

»Die Tote war Jane Collins!«

Kennen Sie das Gefühl, das man haben kann, wenn nichts mehr läuft?

Wenn ja, dann können Sie sich vorstellen, wie mir zumute war. Jane Collins tot? Vor meinen Augen verschluckt von diesem verfluchten Monster?

Das konnte doch nicht sein, das ...

»Glenda, verdammt, Sie lügen!« Ich sagte in meiner Erregung einmal Sie und dann wieder du zu ihr.

»Nein, John. Sie war es!«

Ich stierte das Monster an. Noch einmal sah ich, wie es schluckte und wie sich die Kiefer bewegten. Heiß stieg es in mir hoch. Ich kannte doch die verdammten Dämonen, und ich kannte auch mein Gefühl, das mich jetzt umklammert hielt. Es waren die Wut und der Haß, die ihren Weg fanden, begleitet von einer unbeschreiblichen Trauer. Eine Freundin hatte ich bereits verloren.

Nadine Berger. Sie war von einem ähnlichen Monster getötet worden, wie ich es vor mir sah. Ich hatte sie nicht retten können, aber ihr Geist lebte im Körper einer Wölfin weiter. Als sie starb, war es für mich ein schwarzer Tag in meinem Leben gewesen, doch nun sah die Sache ganz anders aus.

Jane Collins war ebenfalls tot!

Wenigstens, wenn ich Glenda Perkins glauben durfte. Man hatte Jane auf eine schreckliche Art und Weise umgebracht, einfach verschluckt.

Ein Lachen durchbrach meine Gedanken. Das war Raan, der so hämisch kicherte. »Ich habe es dir doch gesagt, die Horis sind

Kannibalen, Geisterjäger, und sie sind noch längst nicht satt ...«
»Halt dein Maul!« brüllte ich in maßloser Wut und fuhr zu ihm herum.

Raan zuckte zusammen. Er duckte sich sogar und hielt auch den Mund, was besser für ihn war.

Ich aber ging auf den Horis zu. Genau schaute ich mir das Monster an. Es herrschte in diesem Labyrinth, gehörte zu den Wesen, die alles vernichteten. Jetzt wollte ich den Horis vernichten. Wir starrten uns an. Der zweite hielt sich im Hintergrund. Er stieß nur hin und wieder seltsame Laute aus, die mich an das Grunzen unserer heimischen Schweine erinnerten.

Wahrscheinlich war es die Vorfreude auf die neue Beute, aber die würde ich den beiden versalzen, darauf konnten sie Gift nehmen. Der Reihe nach wollte ich sie mir vornehmen. Einen nach dem anderen.

»Achte du auf Raan«, zischte ich Glenda Perkins zu, »damit er mir nicht in den Rücken fällt!«

Sie nickte. Glenda hatte die Lippen zusammengepreßt. Wie eingeschweißt lag die Angst auf ihrem Gesicht. Kalkweiß war ihre Haut, über die ein Schauer nach dem anderen rann.

Ich glitt vor. Meine Beine taten mir weh. Ich hatte mich innerlich verkrampft, denn ich war mit den Gedanken überhaupt nicht bei der Sache. Immer wieder sah ich das letzte, grausame Bild vor mir, wie die Hand verschwand.

Eine Hand, die Jane Collins gehörte!

Jetzt hatte ich Jane auch verloren. Die Mächte der Finsternis hatten triumphiert. Ich hatte es nicht verhindern können, ja, ich mußte mich damit abfinden. Eiskalt dezimierten sie das Sinclair-Team. Diese Gedanken quälten mich, machten mich unsicher. Deshalb reagierte ich auch so spät, als nicht ich das Monster angriff, sondern es mich. Der Arm wurde plötzlich verdammt lang. Schlangengleich schob er sich vor, zu schnell für mich, und plötzlich umklammerte er meinen Arm dicht über dem Handgelenk. Es war ausgerechnet das rechte, in dem ich das Schwert hielt. Die Kraft des Horis zwang mich nicht nur in die Hocke, sondern auch zu Boden.

Ein Gebrüll, das den Triumph ausdrückte, den der Horis emp-

fand, grollte in meinen Ohren, während diese Bestie meinen Arm noch weiter durchbog.

Ich mußte nachgeben, wenn mir dieses Monster nicht den Arm brechen sollte.

Ich hörte Glenda Perkins schreien und Raan lachen. Beide sahen mich auf der Verliererstraße, und beide wurden von unterschiedlichen Gefühlen beherrscht.

Der eine wollte meinen Tod, die andere bangte um mein Leben. Verflucht, ich konnte das Schwert nicht mehr halten. Bisher war es mir eine große Stütze gewesen. Ich hatte mir mit seiner Hilfe den Weg freigekämpft. Jetzt brachte mich der Horis dazu, es loszulassen.

Dann lag es neben mir.

Krallen fetzten meinen Jackenärmel auf. Wütende Prankenschläge, gegen die ich nichts ausrichten konnte. Meine Angst wurde größer. Überdimensional tauchte das aufgerissene Maul der Bestie vor mir auf. Ich sah die messerscharfen, gräßlichen Zähne, die so gnadenlos zubeißen konnten und kein Pardon kannten.

Mordlust wütete in den Augen der Bestie. Sie schienen sich noch vergrößert zu haben, während sich der Horis über mich beugte, meinen Arm noch immer festhielt und mich daran hinderte, den Dolch zu ziehen.

Ich nahm die Linke.

Damit hämmerte ich zu.

Die Faust klatschte gegen den Körper. Ebenso gut hätte ich auch gegen einen harten Stein schlagen können, denn eine Reaktion erfolgte nicht. Der Horis steckte den Schlag kurzerhand weg. Meine Knöchel schmerzten. Die Haut des Monsters war schuppig, rauh und hart. Ich befand mich wirklich in einer schwierigen Lage. Wenn ich in den nächsten zwei Sekunden keine Lösung fand, dann war nicht nur ich verloren, sondern auch Glenda Perkins. Noch lag ich auf der Seite, eine ungünstige Stellung. Aber dann drehte ich mich auf den Rücken, was mir nur unter großen Mühen gelang. Der Horis war so mit sich und seinem Triumphgefühl beschäftigt, daß er auf die Veränderung meiner Lage überhaupt nicht achtete.

Das war gut so, denn nun konnte ich ein Bein heben - es war das linke - und es voll nach vorn rammen.

Meine Schuhsohle klatschte in das Gesicht der Bestie und traf es in seiner gesamten Länge. Der Kopf wurde zurückgeworfen.

Unwillkürlich lockerte der Horis seinen Griff um mein Gelenk, und mir bot sich die große Chance.

Zwar schmerzten meine rechte Hand und der Arm höllisch.

Trotzdem kam ich an den Dolch heran.

Ich riß ihn aus der Scheide und hielt ihn so, daß die Klinge nach oben zeigte.

Wenn er jetzt kam, dann ...

Der Horis zögerte. Irgendwie schien er gemerkt zu haben, daß es nicht mehr so glatt ging wie zuvor. Er war überrascht. Schließlich hatte ich - ein Mensch - mich befreien können. So etwas war ihm wohl noch nie passiert.

Zwei Sekunden Ratlosigkeit!

Diese Blöße durfte er sich bei mir nicht geben. Ich warf mich vor. Voller Haß und Zorn. Alles legte ich in diesen Sprung, wobei die Klinge auf seine Brust zeigte. Plötzlich strahlte sie dicht vor seinem Körper auf.

Bis zum Heft drang sie in ihn hinein.

Es war ein Gefühl, das ich nicht beschreiben konnte. Endlich hatte ich ihn erwischt.

Endlich!

Und ich ließ den Dolch in seinem Körper, hielt weiterhin nur den Griff fest, so daß wir uns aus einer Handbreite Entfernung anstarrten. Ja, ich wollte ihn sterben sehen. Mein Zorn war einfach zu groß, denn er hatte mir Jane Collins genommen.

Nun traf ihn meine Rache, obwohl die mir Jane auch nicht zurückgab.

Das Weiße in seinen Pupillen schien plötzlich zu explodieren. Es wurde größer und größer, bis es schließlich den gesamten Augapfel erfaßte. Ein Zittern lief durch seine Gestalt. Er stellte sich auf die Zehenspitzen. Das Gesicht zerlief. Es wurde regelrecht breiig, und die Haut nahm einen völlig anderen Schimmer an.

Sie zeigte ein stumpfes und brüchiges Grau, durch das sich Risse zogen wie bei einem gewaltigen Netz.

Der Horis verging.

Dann sprang ich zurück, denn die verdammte Bestie zerbrach vor meinen Augen. Der Körper wurde buchstäblich zerrissen, und nun erlebte ich mit eigenen Augen eine der grauenhaftesten Sekunden in meinem gesamten Leben.

Aus der vergehenden Gestalt quoll nicht nur eine weißbraune Masse, die an feuchtes Sägemehl erinnerte, sondern auch die Teile eines Menschen.

Jane Collins!

Ich stöhnte vor Angst und Entsetzen!

Das durfte nicht wahr sein, aber es blieb eine Tatsache. Ich sah den Körper der Detektivin.

Doch kein Blut!

Kein Blut? Meine Gedanken liefen in die Irre, ich war wie vor den Kopf geschlagen. Irgendwo tief in meinem Gehirn entstand eine Verbindung zwischen diesem Vorfall und dem, den ich erlebt hatte, als es zwischen mir und Asmodina zu dem Tausch gekommen war. Man hatte mir Glenda Perkins in die Arme geworfen. Eine Glenda Perkins, die zwar so aussah wie sie und trotzdem nicht die echte gewesen war.

Hier sah ich Jane Collins.

Und kein Blut!

Sollte etwa das gleiche ...?

Ich wagte überhaupt nicht weiterzudenken, sondern bückte mich und griff nach ihr.

Es war ein Arm.

Sie können sich vorstellen, welche Gefühle mich in diesem Augenblick beherrschten. Die Umwelt hatte ich vergessen. Ich sah nur noch den Arm, hob ihn hoch, packte fester zu und spürte gleich darauf, wie er unter meinem Griff zerfiel.

Er zerbröselte, und die Reste sanken zu Boden, wo sie liegenblieben.

Jane Collins war nicht echt. Nur eine Imitation.

Sie ist nicht echt - nicht echt!

Diese Sätze schrien förmlich in meinem Innern. Die Schwarze

Magie hatte es geschafft. Durch teuflische Kräfte brachte sie die Menschen zum Wahnsinn. Hier konnte man dem Irrsinn anheimfallen, und wenn es soweit war, dann schlugen die Dämonen eiskalt zu und töteten,

Gleichzeitig, als das Gefühl des Wissens vorbei war, brach sich die Erleichterung in mir freie Bahn. Ich konnte endlich durchatmen. Tief und fest.

Dabei bemerkte ich kaum, wie das Monster verging. Es wurde zu einer widerlichen Masse, die langsam zerrann und erst vor meinen Füßen zur Ruhe kam.

Einen Teilsieg hatte ich errungen. Leider gab es da noch andere. Ich dachte an den zweiten Horis, und ich dachte auch an Raan, der ja ebenfalls zu ihnen gehörte.

Ich kreiselte herum.

Glenda Perkins hatte es nicht mehr ertragen können. Sie war ohnmächtig geworden. Wie tot lag sie zu den Füßen des Dämons mit dem gestreiften Gesicht.

Er aber hatte sich gebückt, seinen Mund aufgerissen, und die gefährlichen Zähne befanden sich nur eine Fingerbreite vom Hals meiner Sekretärin entfernt ...

Diese Glenda war echt, keine Attrappe. Wenn Raan zubiß, dann war Glenda verloren. Nichts und niemand konnte sie noch retten, auch ich nicht, obwohl ich alles dafür gegeben hätte.

So blieb ich stehen.

Schwer atmend, und ich hörte in meinem Rücken das Klagen des zweiten Monsters. Es trauerte um seinen Artgenossen, denn es hatte ihn sterben sehen.

Und es würde einen unbeschreiblichen Haß auf mich haben.

»Weg mit dem Dolch!« Raan flüsterte die Worte. Sie drangen tief aus seiner Kehle, und er blieb in der Stellung hocken, die er eingenommen hatte.

Ich ließ auch meine zweite Waffe fallen. Jetzt hatte ich nur noch die Beretta.

Hoffentlich dachte der Dämon nicht daran. Ich zitterte innerlich mit - und wurde enttäuscht.

»Du hast noch die Pistole!« zischte er. »Nimm sie, und wirf sie weg, Aber hübsch vorsichtig, damit ich nicht nervös werde. Glenda ist verurteilt, und sie wird sterben. Noch nie ist jemand entkommen, das sage ich dir!«

»Okay, du hast gewonnen.« Ich hoffte, mit dieser Antwort die Situation ein wenig zu entkrampfen.

Und ich schaffte es, denn ich sah, wie sich Raan entspannte. Das war gut.

Vorsichtig hob ich die rechte Hand. Der Daumen strich dabei an meinem Jackett entlang, die Finger näherten sich dem Jackenausschnitt und krochen langsam hinein.

Weiter, immer weiter.

Jetzt berührten die Spitzen schon den Griff der Beretta. Eins war sicher. Wenn ich die Waffe tatsächlich hervorholte und sie wegwarf, dann beraubte ich mich selbst sämtlicher Chancen. Dann konnten Raan und der andere Horis wüten.

Deshalb mußte ich diesmal alles wagen und natürlich alles auf eine Karte setzen.

»Mach schon!« Raan war nervös. Auch Dämonen litten. Sie hatten Gefühle wie Menschen, wenn auch nicht so stark ausgeprägt, aber wenn sie etwas wollten, dann waren sie nicht zu halten.

Wie jetzt ...

»Nur keine Aufregung«, erwiderte ich. »Du bekommst die Waffe Hinter mir hörte ich tappende Schritte. Der zweite Horis näherte sich mir.

Eine Gänsehaut strich über meinen Körper. Ich hatte im Rücken keine Augen, leider, muß ich sagen, aber ich spürte die schlimme dämonische Aura, die mich berührte wie ein kalter Hauch.

Ein tödlicher ...

Jetzt befand ich mich in der Zwickmühle.

Vor mir ein Monster und auch hinter mir. Und das vordere - Raan also - hatte noch eine Geisel.

Ich durfte mich von meiner Waffe nicht trennen. Auf keinen Fall konnte ich das tun.

Schweiß lag auf den Innenflächen meiner Hände. Auch meine Fingerspitzen waren feucht. Ich atmete durch die Nase, die

Erregung in mir wuchs. Vor dieser großen Entscheidung war ich verflucht nervös. Aber es mußte sein, kein Weg ging daran vorbei. Jetzt hatte ich die Waffe. Im Normalfall riß ich sie hervor, zielte kurz und schoß.

Hier war es nicht möglich. Ich konnte und durfte mich nicht erst lange mit dem Zielen aufhalten. Ich mußte die Beretta hervorreißen und schießen.

Plötzlich zuckte ich zusammen, denn die spitzen Klauen des zweiten Horis hatten meine Schultern berührt. Sie hielten auch fest, wollten nicht loslassen - und ...

Da zog ich.

Es war wirklich ein günstiger Augenblick, denn Raan konzentrierte sich nicht nur auf Glenda, sondern auch auf mich. Der Blick seiner Augen wieselte zwischen uns beiden hin und her. Auch ein Dämon konnte sich nicht auf zwei Dinge gleichzeitig konzentrieren. Er besaß zwar immense Fähigkeiten, doch so etwas schaffte er nicht.

Der Schuß peitschte auf. Die geweihte Silberkugel versengte sogar noch den Stoff meiner Jacke, was jedoch nichts ausmachte, denn der Treffer saß.

Raan wurde in den Kopf getroffen.

Schräg hieb die Kugel hinein, und sie zerstörte ihn. Alles ging so schnell, daß der Dämon nicht dazu kam, seine Zähne in Glendas Kehle zu schlagen.

Er starb, noch bevor seine Überreste den Boden berührten. Das alles sah ich, als ich mich bereits zur Seite warf und die Krallen des Monsters über meine Kleidung rissen, wobei sie das Jackett regelrecht zerfetzten.

Ich tauchte sofort unter, drehte mich dabei um und sah zu, daß ich den zweiten Horis vor meine Mündung kriegte.

Der letzte Eindruck, den ich von ihm mitnahm, war das Erschrecken in seinen Augen. In einem wilden Reflex zog ich den Zeigefinger zurück, und die geweihte Kugel hatte freie Bahn. Sie traf voll.

Der Horis flog zurück, taumelte, torkelte und prallte mit dem Rücken gegen die grüne Mauer aus Würmern.

Er verschwand darin. Die Würmer gerieten in Bewegung. Der

Horis schlug noch in seinen letzten Reflexen um sich, dann wurde er buchstäblich von der Wand aufgesaugt.

Ich hatte gewonnen!

Ein paar Sekunden blieb ich mit schußbereiter Waffe in der leicht gebückten Haltung stehen. Tief atmete ich durch, denn ich mußte erst einmal meine flatternden Nerven beruhigen. Dieses Nervenflattern pflanzte sich fort, denn meine Hände zitterten ebenfalls, genau wie die Beine. Meine Knie schienen aus einem weichen Material zu bestehen. Ich schloß die Augen und versuchte, nicht mehr an die zurückliegenden Ereignisse zu denken.

Das gelang mir nur schwer, denn ein Mensch ist keine Maschine, und ich bin es auch nicht. Daß ich die Auseinandersetzung für mich entschieden hatte, konnte ich nur als ein großes Glück bezeichnen. Etwas anderes fiel mir nicht ein.

Die Horis waren tot.

Aber auch Raan.

Und das war das Schlimme. Er hätte einen Weg aus dem Irrgarten des Schreckens gewußt. Nun existierte er nicht mehr. Ich hatte ihn töten müssen, um das Leben von Glenda Perkins zu retten. So lebten wir beide noch.

Ich ging zu ihr. Meine Schritte waren schleppend, als hätte ich unter einer schweren Last zu tragen. Ich bückte mich und schaute auf Glenda hinab.

Sie war noch immer ohnmächtig. Ihre Nerven hatten nicht mehr mitgespielt, was wirklich kein Wunder war. Selbst ich fühlte mich mies.

Die Horis waren erledigt, und auch Raan existierte nicht mehr. Ich war allerdings sicher, daß die Schrecken dieses Irrgartens damit nicht ausgestanden waren.

Irgendwo würden weitere lauern. Tief in den gefährlichen, lebenden Wänden, und ich dachte an Asmodina, die meine Taten sicherlich nicht so ohne weiteres hinnehmen würde. Sie würde sich zeigen und furchtbar rächen wollen.

Neben Glenda kniete ich mich hin. Sie durfte hier nicht liegenbleiben. Zudem besaß ich auch nicht mehr die Kraft, sie durch das Labyrinth zu schleppen.

Mit dem Handrücken tätschelte ich ihr Gesicht. Zweimal links,

zweimal auf die rechte Wange, wobei ich ihr Gesicht stets unter Beobachtung hielt.

Mein leichtes Schlagen zeigte Erfolg, denn Glendas Augenlider zuckten. Sie kam zu sich.

Ich hob ihren Kopf genau in dem Moment an, als sie ihre Augen öffnete. Die Pupillen zeigten eine gewisse Ratlosigkeit. Sie wußte nicht, wo sie sich befand, das war ihr sofort anzumerken. Dann erkannte sie mich.

»John!«

Diesmal war es kein wilder Angstschrei, den sie ausstieß. Ein Wort der Erleichterung drang über ihre Lippen, und sie warf die Arme hoch, wobei sie sie hinter meinem Nacken verschänkte und sich fest an mich klammerte.

Glenda stammelte Worte, die ich nicht wiedergeben möchte. Sie drückten eben ihre Gefühle aus, die sie in diesen Momenten empfand. Sie war gerettet. Wenigstens vorläufig ...

Obwohl die Zeit drängte, ließ ich Glenda so lange in Ruhe, bis sie sich wieder gefangen hatte.

»Ich muß schrecklich verheult aussehen«, sagte sie.

Da wußte ich, daß es ihr wieder besser ging. Auch mein Lachen klang befreit.

Allerdings war es eine reine Schauspielerei. In meinem Innern sah es anders aus. Ich hätte mich am liebsten irgendwo verkrochen, doch das konnte ich Glenda ja nicht zeigen. Für sie war ich der Strohalm, an den sie sich klammern konnte.

»Wir müssen weiter«, sagte ich zu ihr.

Aus großen, dunklen Augen schaute sie mich an. »Aber wohin?«

»Den Ausgang finden.«

»O Gott.« Sie preßte eine Hand gegen ihren Mund und nahm sie dann wieder fort. »Das schaffen wir nicht. Nein, niemals! Dieses Labyrinth ist tödlich ...«

»Nun warte erst einmal ab. Bisher haben wir uns ja tapfer geschlagen, oder nicht?« Ich machte auf Optimismus, und Glenda nickte. Als ich einen Arm um ihre Schulter legte, da preßte sie sich eng an mich. Ich spürte ihr Zittern.

Wir gingen.

Nur - wohin? Da sah alles gleich aus. Gänge, Wände, dunkle

Tunnels. Der Irrgarten des Teufels.

Meine Waffen hatte ich wieder an mich genommen. Das Schwert trug ich nach wie vor in der rechten Hand. Den Arm konnte ich auch normal bewegen, Der Druck, den das Monster auf mein Handgelenk ausgeübt hatte, war verschwunden.

»Da ist noch etwas«, sagte Glenda plötzlich und blieb stehen. Über ihren Körper lief eine Gänsehaut.

»Ja?«

»Diese beiden Monster waren nicht allein. Sie kamen direkt nach ihr.«

»Nach wem?«

»Die - die Höllenschlange«, flüsterte Glenda.

»Was?«

Meine Sekretärin nickte. »Ja, ich habe Apep, die Höllenschlange, gesehen. Sie schlängelte sich durch das Labyrinth und stand dicht vor mir. Sie hatte ihren Rachen aufgerissen. Es war schrecklich. Ich dachte, sie würde mich verschlingen.«

»Wann war das?«

»Bevor die beiden Monster auftauchten.«

»Und sie hat sich zurückgezogen?«

Glenda nickte.

»Nein, sie ist noch hier!«

Beide hörten wir die kalte, grausame Stimme, und beide erschrecken wir zutiefst. Ich kannte die Stimme besonders gut, denn sie gehörte Asmodina, der Teufelstochter.

Und sie war gleichzeitig Apep, die Höllenschlange.

Sofort schob ich Glenda zurück und startete angestrengt nach vorn, denn dort war die Stimme aufgeklungen.

Ich sah Apep nicht.

Eine Täuschung?

Nein! Eine Sekunde später wurden wir eines Besseren belehrt, denn nicht weit vor uns brach die Wand zusammen, und dahinter erschien das gewaltige Maul einer Schlange.

Nicht nur dieses Ungeheuer war da. Die Riesenschlange wurde von mehreren Todesengeln umschwirrt, die ihre Pfeile bereits auf die Bögen gelegt hatten ...

Myxin und Kara versuchten alles.

Sie befanden sich innerhalb der Flammenden Steine und versuchten, Kontakt mit den jenseitigen Reichen aufzunehmen. Irgendwo mußte es doch eine gemeinsame Verbindung geben, doch die magischen Strahlen, zusätzlich gestärkt durch das Schwert mit der goldenen Klinge, stießen ins Leere.

»Nichts«, flüsterte Kara und ließ den Kopf sinken. »Ich bekomme keinen Kontakt.«

Myxin schaute auf die Steine. Hoch ragten sie vor ihm auf, doch den Namen flaming stones verdienten sie momentan nicht. Sie hatten nicht die glühendrote Farbe angenommen, sondern sahen völlig normal aus.

Grau, fast schwarz ...

»Sie haben sich zu gut abgeschottet«, erklärte Kara. »Als wüßten sie genau, daß wir es versuchen.«

Myxin nickte. Sein Blick schweifte hinüber zu den Hügeln, die das kleine Tal mit den Flammenden Steinen umgaben. Sie hörten auch das Plätschern des Baches. Er durchfloß das Tal und war irgendwie ein Symbol der Lebendigkeit zwischen den vier hohen Klötzen.

Langsam wandte er den Kopf und schaute Kara an. »Können wir noch etwas tun?«

»Kaum.«

»Aber es muß doch eine Verbindung geben.« Der kleine Magier stampfte mit dem Fuß auf. »Wir haben es sonst auch immer geschafft.«

»Vielleicht gibt es eine Chance.«

»Und welche?«

Kara hob die schmalen Schultern. »Ich wage es kaum auszusprechen, doch wir sollten versuchen, einmal das Kreuz einzusetzen. Das Kreuz gehört zu John Sinclair wie die Hörner zu Asmodina. Vielleicht können wir mit seiner Hilfe einen magischen Bogen spannen und ihm von hier aus zur Seite stehen.«

»Ist das dein Ernst?«

»Mein voller.«

»Dann holen wir es.«

Kara schüttelte den Kopf. »Nicht wir, sondern ich. Du bleibst

hier. Ich werde mich nach London teleportieren und das Kreuz dort an mich nehmen.«

Myxin nickte und schaute zu, wie sich Kara in den Mittelpunkt des Quadrats stellte, dort niederkniete und ihre Hände um den Schwertgriff legte.

Sie konzentrierte sich, rief die Kräfte einer uralten, atlantischen Magie an und schaffte die Teleportation. Ihr Körper flimmerte ihr einen winzigen Augenblick, dann war er verschwunden.

Myxin blieb allein zurück.

Er wußte nicht, wie lange es dauern würde, bis Kara zurückkehrte. Er drückte ihr, sich und John Sinclair die Daumen, damit alles glatt über die Bühne lief.

Es war wirklich die letzte Chance, mit John Sinclair Kontakt aufzunehmen. Das Kreuz war gewissermaßen ein Teil von ihm. Die beiden gehörten zusammen, und wenn man es aktivierte, würde es vielleicht nicht nur den Weg zum Geisterjäger zeigen, sondern ihn auch aus der Welt des Schreckens zurückholen.

Trübe, aber auch hoffnungsvolle Gedanken durchzuckten den Magier. Er war wirklich gespannt, ob Kara es schaffte.

Und sie kam zurück.

Wieder entstand das Flimmern. Diesmal von oben nach unten. Aus dem Nichts entstand es und fiel förmlich vom Himmel, konzentrierte sich dicht über dem Boden, und eine Gestalt entstand.

Kara!

Sie war zurückgekehrt.

Myxins Augen begannen zu strahlen. So rasch es ging, eilte er auf Kara zu. »Hast du es?«

Das Mädchen aus dem Totenreich mußte sich erst umdrehen. Dann streckte sie den Arm aus, öffnete die rechte Hand, und Myxin sah das Kreuz.

Sie hatte es geholt!

Myxins Augen glänzten, als er das Kruzifix erblickte. »Endlich«, flüsterte er.

»Sei nicht so optimistisch«, wehrte Kara ab.

»Ich muß es wagen. Es ist die einzige Chance, Verbindung mit John Sinclair aufzunehmen.« Der kleine Magier war völlig aus dem Häuschen. Er schluckte, und so aufgeregt hatte Kara ihn noch nie

gesehen. »Wie machen wir es denn?« fragte er.

»Das Kreuz und mein Schwert müssen eine Verbindung schaffen«, erklärte die Schöne aus dem Totenreich. »Vielleicht hilft uns die Magie, die einmal Atlantis groß gemacht hatte.«

»Ich hoffe es.«

Kara blieb dort stehen, wo sie sich materialisiert hatte. Es war genau der Mittelpunkt der flaming stones.

Sie hob ihre Waffe mit beiden Händen hoch und rammte sie dann hart in den Boden.

Die Klinge verschwand fast zu einem Drittel. Wie ein Denkmal blieb das Schwert stehen.

Kara hob den rechten Arm. In der Hand hielt sie nach wie vor das Kreuz.

Es sah völlig normal aus, reagierte nicht, strahlte nicht und zeigte nichts von seiner ungeheuren Kraft, die in ihm wohnte.

Es blieb normal!

Kara sah Myxins angstvollen Blick und winkte ab. »Keine Panik«, sagte sie ziemlich locker. »Das wird schon noch klappen.«

»Wie denn?«

»Hiermit!« Kara hatte den rechten Arm ausgestreckt und auch ihren Zeigefinger. Damit deutete sie auf ein Zeichen, das sich direkt über dem Pentagramm mit dem Kreis befand.

Es war das Dreieck mit dem Allsehenden Auge in der Mitte!

»Damit willst du es schaffen?«

»Ja. Bereits im alten Atlantis spielte das magische Allsehende Auge eine große Rolle, bevor es von den Ägyptern übernommen wurde. Wenn es eine Chance gibt, dann nur über das Auge, denn es kann in die Welten hineinschauen.«

»Du bist dir sicher?«

Kara nickte. »Was vor Tausenden von Jahren funktioniert hat, muß auch heute noch möglich sein.« Sie sagte dies mit so einer Bestimmtheit, daß Myxin nickte.

»Ich hoffe es.«

»Das kannst du auch.«

Kara kniete sich dicht vor dem im Erdreich steckenden Schwert zu Boden. Dann beugte sie den Kopf vor und preßte ihre Stirn gegen die Schwertklinge.

So blieb sie für einen Moment in stiller Andacht hocken, während sich ihre Hände fest um die beiden waagerechten Enden des Kreuzes klammerten.

Ihr Blick war dabei starr auf das Allsehende Auge fixiert, und sie konzentrierte auch ihre Gedanken darauf.

Noch einmal holte sie tief Atem.

Dann begann sie mit der Beschwörung

»Jetzt ist es aus!«

Diese Worte sagte Glenda Perkins, und verdammt noch mal, sie sprach mir damit aus der Seele. Eine Chance sah ich kaum noch. Vor uns die Höllenschlange, die ihren Rachen so weit, wie es ging, geöffnet hatte und von sechs Todesengeln bewacht wurde, die sie wie Vögel umschwirten.

Ich dachte an die Engel, die uns hatten töten wollen. Wir waren mit ihnen fertig geworden, leicht sogar. Aber hier stand ich allein, befand mich in einer fremden, unheimlichen Umgebung, und auf Glenda Perkins konnte ich nicht zählen.

Sie hatte zuviel durchgemacht und würde mir wohl kaum eine Hilfe sein. Also mußte ich mich Apep allein stellen, bewaffnet mit einem Schwert, meiner Beretta und dem Dolch.

War sie damit zu besiegen?

Kaum, denn Apep war Asmodina. Um sie zu töten, mußte man härtere Geschütze auffahren. Wirkliche, weißmagische Bomben, wie es mein Kreuz war, aber das befand sich nicht hier, und es hatte keinen Zweck, lange darum zu trauern.

»Ich muß dir ein Kompliment machen, John Sinclair«, drang es aus dem Maul der Höllenschlange. »Du hast dich bisher tapfer geschlagen. Wirklich. Du hast die Horis vernichtet, was wohl keinem anderen gelungen wäre, denn sie waren einfach zu stark. Du bist auch auf die beiden Bluffs nicht reingefallen, zuerst Glenda Perkins, dann Jane Collins. Aber du hast dich in eine Lage manövriert, aus der es für dich keinen Ausweg gibt.«

»Das ist nicht sicher«, hielt ich Asmodina trotz all meiner Befürchtungen entgegen.

»Mut hast du, das erkenne auch ich an, aber du hast deine

Aufgabe leider nicht gelöst. Und das ist dein persönliches Pech, John Sinclair. Tut mir leid.«

»Was verlangst du eigentlich?« rief ich laut. »Du bist doch selbst nicht in der Lage, Dr. Tod und dessen Mordliga zu vernichten. Du mußt dabei über deinen eigenen Schatten springen und deinen Todfeind herholen, damit er für dich die Aufgabe übernimmt. Ist das einer Tochter des Teufels würdig?«

»Ich verstehe deine Worte, Geisterjäger«, gab Asmodina zurück.

»Aber du kannst mich nicht aus der Reserve locken. Ich mache, was ich will, und ich bestimme, was gespielt wird. Noch bin ich hier die Herrin. Diese Dimension gehört mir, mir allein, begreifst du das? Und sie wird dich verschlingen, Geisterjäger.«

»Dann ist niemand mehr da, der für dich das Versteck von Solo Morasso sucht.«

»Na und? Denkst du, es wäre tragisch? Nein, mein Lieber.« Sie lachte. »Ich sehe das anders. Wenn ich dich erledigt habe, kann ich mich um so besser auf Solo Morasso konzentrieren, denn dann wird niemand mehr da sein, der mir in die Quere kommen könnte. So mußt du das sehen, John Sinclair.«

Da hatte sie recht, denn wir beide hatten schon einige harte Kämpfe hinter uns. Bisher war ich mit viel Glück der Sieger geblieben.

Jetzt versuchte sie es.

Ich schaute direkt in den aufgerissenen Höllenrachen hinein. Für mich war er ein widerlicher dunkelroter Schlund, in dem es arbeitete und zuckte. Er sonderte Sekrete ab, die auf das Innere des Unterkiefers tropften und dort zischend verdampften, wobei sie einen widerlichen Qualm ausstießen, der aus dem Rachen drang und uns als Dampf entgegenwehte.

Sie hatte mich. Daran gab es keinen Zweifel. Ich dachte an Glenda und sah wirklich nicht ein, daß auch sie sterben sollte. Deshalb versuchte ich es.

»Mir ist bekannt, daß meine Chancen gesunken sind und ich wohl kaum freikomme. Aber Glenda Perkins hat damit nichts zu tun. Ich für meinen Teil habe unseren Handel eingehalten. Du hast den Nagel bekommen. Laß sie frei.«

»Nein!«

Die Antwort hatte ich erwartet. Ich wollte aber trotzdem noch eine Erklärung haben. »Und warum nicht?«

»Weil sie von Maddox verurteilt worden ist. Wenn der Dämonenrichter das Urteil einmal ausgesprochen hat, dann muß es vollstreckt werden. Es geht kein Weg daran vorbei. Die Gesetze des Schattenreichs werden auf jeden Fall eingehalten.«

»So sieht also das Wort eines Dämons aus«, spottete ich. »Na ja, ich hätte es mir denken können.«

»Du hast eben zu früh aufgegeben.«

»Nein, Asmodina.« Heftig schüttelte ich den Kopf. »Zu früh habe ich nicht aufgegeben. Ich hätte mich nur nicht auf den Handel mit dir einlassen sollen, das ist es doch.«

»Dein Pech.«

»Leider.«

Ich spürte Glendas Finger an meiner Schulter. Sie hatte Angst. Ich konnte es ihr nicht verübeln, aber ich sah keine Chance, sie aus dem Dilemma zu befreien.

»Worauf wartest du noch?« fragte ich in einem Anfall von Wut.

»Du willst sterben?«

»Nein, das nicht, aber ich will endlich eine Entscheidung. Stell dich, Asmodina. Stell dich zum Kampf, damit ich dich vernichten kann! « Die Worte brüllte ich ihr entgegen und hob sofort mein Schwert, damit sie sah, daß ich bereit war und auf keinen Fall aufgeben wollte.

»Na denn!« drang es aus dem weit geöffneten Maul, und im nächsten Augenblick schob sich der Körper der Schlange vor. Genau in unsere Richtung, so daß uns das Höllenmaul der Riesenschlange verschlingen konnte ...

Kara leistete wirklich Übermenschliches!

Zusammengekauert saß sie da. An ihren Händen, die den Kreuzgriff umklammert hielten, sprangen die Knöchel hart und spitz hervor. Ihr Gesicht war bleich, die Haut wirkte durchsichtig. Myxin, der sie genau beobachtete, konnte sogar die dünnen bläulichen Adern sehen.

Er stand wie unter Strom. Der kleine Magier hatte nicht nur

Angst um John Sinclair, sondern auch um Kara. Denn alles wies darauf hin, daß sie sich zu sehr anstrengte, daß ihre Physis und auch Psyche nicht mehr mitmachten.

Um sie herum war es kälter geworden. Ein Zeichen, daß die Luft weißmagisch aufgeladen wurde. Und Myxin sah es auch an den Steinen. Sie verloren ihre graue Farbe. Ein erstes rosa Schimmern zeigte sich im Gestein. Im Anfang schwach, doch als Kara anfang zu sprechen, da wurde es stärker.

Alte, uralte Worte benutzte sie. Aus ihrem Mund drang eine Beschwörung, die sie ihr Vater Delios noch gelehrt hatte und die in keinem Buch jemals niedergeschrieben worden war, sondern nur mündlich überliefert wurde.

Die Worte klangen dumpf, kehlig, erinnerten vielleicht ein wenig an die orientalischen Sprachen, und sie waren doch nicht schlimm oder voller Haß, wie es oft in der Sprache der Dämonen zu vernehmen war. Man spürte in ihnen eine gewisse Sanftheit, und sie verlangten nach einem großen Respekt, den man dieser alten Sprache zollen sollte.

Kara konzentrierte ihren Blick fest auf das Allsehende Auge. Von ihm sollte die alte Magie ausgehen. Dieses Auge sollte sie umsetzen und eine Brücke zwischen dem Diesseits und dem Jenseits schaffen. Das war das große Wunder, das Kara kraft ihrer Beschwörung vollbringen wollte.

Noch zeigte das Kreuz keine Reaktion, lag es irgendwie blaß in den Händen der geheimnisvollen Frau.

Und es wurde noch blasser. Das silberfarbene Flair schien zurückzuweichen, als würde das Schwert dem Kreuz sämtliche Magie entziehen, aber dies war ein Irrtum.

Plötzlich geschah es. Von einem Augenblick zum anderen wurde die Magie wirksam, und Kara, die alles auf eine Karte gesetzt hatte, wurde für ihre Mühe belohnt.

Das Allsehende Auge bewegte sich. Eine regelrechte Kaskade, strömte daraus hervor.

Silbrig, grell, leuchtend ...

Und diese Lichtkaskade fand ihr Ziel in der Klinge des goldenen Schwertes!

Das war es!

»Die Brücke!« rief Myxin. »Die magische Brücke, sie funktioniert!« Seine Augen leuchteten, denn er sah, daß sich ein silberfarbener Streif mit haarfeinen, goldenen Fäden aus der Klinge abspaltete, sich verzweigte und jeweils die vier jetzt hellrot entflammten Steine traf.

Ein Netz aus Magie lag über den flaming stones. Die uralten Beschwörungen der Atlanter waren voll wirksam geworden. Sie hatten nichts von ihrer Macht verloren.

Kara saß weiterhin im Mittelpunkt des magischen Zentrums. Sie hatten den Kopf zurückgeworfen. Der Mund stand halb offen, und nur mit allergrößter Beherrschung hielt sie die magische Brücke aufrecht, denn sie durfte auf keinen Fall zusammenbrechen. Dann war alles umsonst.

Alles hing von ihr ab, von einem Wesen, das in dieser mächtigen magischen Sperrzone irgendwie verloren wirkte und Dinge leistete, die mit Worten kaum noch zu beschreiben waren.

Würde sie es schaffen?

Myxin, der kleine Magier, fieberte, und er hoffte, daß Kara durchhielt ...

Schwert gegen Riesenschlange!

Konnte ich es schaffen? Reichten mein Mut und die magische Klinge aus, um Asmodina zu töten? Oder würden ihre Helfer eingreifen und mir als auch Glenda ihre tödlichen Pfeile in den Rücken schießen?

Nein, sie behielten sie auf den Bögen, hatten die Sehnen gespannt, aber sie zogen nicht ab.

Ich führte den ersten Schlag. Damit er kräftig genug wurde, hielt ich das Schwert mit beiden Händen fest. Ich vollführte einen Rundschlag, der über den Rand des unteren Kiefers fetzte und eine tiefe Wunde hinterließ, aus der grünes Dämonenblut schäumte.

Und noch ein Schlag.

Diesmal von unten nach oben gezogen, hineingestochen in das klaffende Maul, bevor es zuschnappen konnte.

Das geschah sofort danach.

Zum Glück war ich voll konzentriert und sah es früh genug. Mit

einem raschen Sprung brachte ich mich in Sicherheit, fiel dabei gegen Glenda Perkins und riß sie mit.

Gemeinsam landeten wir in der grünen Wand aus Würmern. Es war wie das Hineintauchen in zähen Sirup. Schon einmal hatte ich in dieser Wand gesteckt, und jetzt war es ebenso schlimm wie beim erstenmal. Das Getier krabbelte überall hin.

Ich schüttelte mich, versuchte mich zu befreien, stach mit dem Schwert zu und schaffte es, mir einen Tunnel in die Wand zu schneiden, so daß ich durch ihn schauen konnte.

Apep folgte uns.

Glenda klammerte sich an mich. Sie schrie wie von Sinnen, bis ihre Schreie in einem dumpfen Röcheln erstickten, weil ihr das Gewürm in den Mund gedrunken war.

Die Höllenschlange wollte es wissen. Mit einem gewaltigen Schlag ihres Körpers verschaffte sie sich freie Bahn, und die gegenüberliegende Wand wurde von ihr regelrecht platt gewalzt. Die Todesengel schossen die ersten Pfeile ab. Es waren lautlose Todesboten. Nicht einmal ein Zischen hörten wir. Sie waren auf uns gezielt, sollten die Höllenschlange unterstützen, doch nun erwies es sich als ein Vorteil, daß wir uns innerhalb dieser Würmerwand befanden, denn die Pfeile blieben stecken.

Sie erreichten uns gar nicht, und wir wurden nicht einmal an der Haut geritzt.

Ich versuchte wegzukriechen. Mit der linken Hand hielt ich Glenda fest, die rechte umklammerte weiterhin den Griff des Dämonenschwerts.

Apep bahnte sich ihren Weg. Sie war durch nichts aufzuhalten. Keine Mauer, keine Wand konnte sie stoppen, wenn sie ihre urwüchsige Kraft ausspielte.

Feuer!

Plötzlich sah ich Flammen auflodern. Dicht vor uns schoß eine gewaltige Lohe hoch. Ein Brausen ertönte.

Unzählige Würmer wurden erfaßt und verbrannten.

Die nächste Feuerladung würde uns treffen, daran bestand kein Zweifel, denn Apep kam näher.

Halb lagen wir auf dem Boden. Verzweifelt preßte sich Glenda Perkins an mich. Ich vernahm ihr trockenes Schluchzen, das mir

wie ein Messer ins Herz schnitt, und ich konnte ihr doch nicht helfen, mein Gott!

»Glenda«, schrie ich, »wir müssen ...«

Was wir mußten, erfuhr sie nie, denn ich merkte plötzlich, wie sich mein Körper aufbäumte. Ich sah etwa in der Mitte, wo mein Dolch steckte, einen hellen, silberfarbenen Fleck, der sich gedankenschnell vergrößerte und eine Verbindung fand mit einem aus dem Nichts kommenden Strahl, der eine regelrechte Brücke schuf und mich an einen Regenbogen erinnerte.

Und dann war es, als griffen unsichtbare Hände nach uns. Ich geriet in einen mörderischen Kreisel, der immer weiter um sich griff und nicht nur mich, sondern auch Glenda mitzog, hochhob und auf die Brücke zu schleuderte.

Wir schwebten plötzlich, konnten aber noch nach unten schauen, und der letzte Eindruck, den ich aus dieser Welt mitnahm, war so schaurig wie das gesamte Labyrinth.

Apep spie noch eine gewaltige Flammensäule aus, die uns jedoch nicht mehr erreichte, dafür aber einige ihrer Todesengel. Sie wurden vom Feuer erfaßt und verglühten wie Kometen.

Dann brach das Labyrinth auseinander. Urkräfte wüteten, rissen den Boden auf, zerstörten Mauern und Wände. Es gab regelrechte Explosionen, und gewaltige Dampfwolken stießen als riesige Pilze in die Höhe.

Uns machte es nichts mehr aus. Wir befanden uns längst auf dem Weg in Sicherheit.

Ein Bann war gebrochen. Das Labyrinth der Angst, Asmodinas teuflischer Urgarten, existierte nicht mehr. Eine Welt der schrecklichen Illusionen war zerstört, weil zwei Menschen es geschafft hatten, diesem Wahnsinn zu entkommen.

Das Labyrinth hatte seine Existenzberechtigung damit verloren. Und das war gut ...

Als wir zwischen den Flammenden Steinen standen, kippte Kara um. Sofort brach die magische Brücke zusammen. Die letzte Beschwörung war über ihre Kräfte gegangen.

Myxin schaute uns an. »Ihr seid da?« flüsterte er.

Wir nickten, denn sprechen konnten wir nicht. Erst einmal mußten wir uns erholen.

Dann kümmerte sich der kleine Magier um Kara, während ich Glenda Perkins festhielt, die ebenfalls kaum begriffen hatte, daß sie gerettet worden war.

»Ist es wirklich wahr?« fragte sie nach einer Weile.

»Ja, es stimmt. Du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen.«»Du?«

»Warum nicht?« lächelte ich.

»Da müßten wir dies ja eigentlich mit einem Bruderschaftskuß besiegeln.«

»Meinetwegen.«

Diesen Kuß gaben wir uns. Und ich muß ehrlich gestehen, er hätte ruhig länger dauern können, doch Myxin störte uns, indem er mir auf die Schulter klopfte.

»Könnt ihr das nicht zu Hause fortsetzen?« fragte er. »Wir haben nämlich keine Lust, noch länger hier zu sein.«

Ich lächelte Glenda an. »Mal sehen, was sich machen läßt.«

Als Glenda rot wurde, wechselte ich das Thema. »Auf jeden Fall können wir sicher Weihnachten feiern.«

ENDE